Tarub, Bagdads berühmte Köchin

Paul Scheerbart

3486
595
388

Library of

Princeton University.

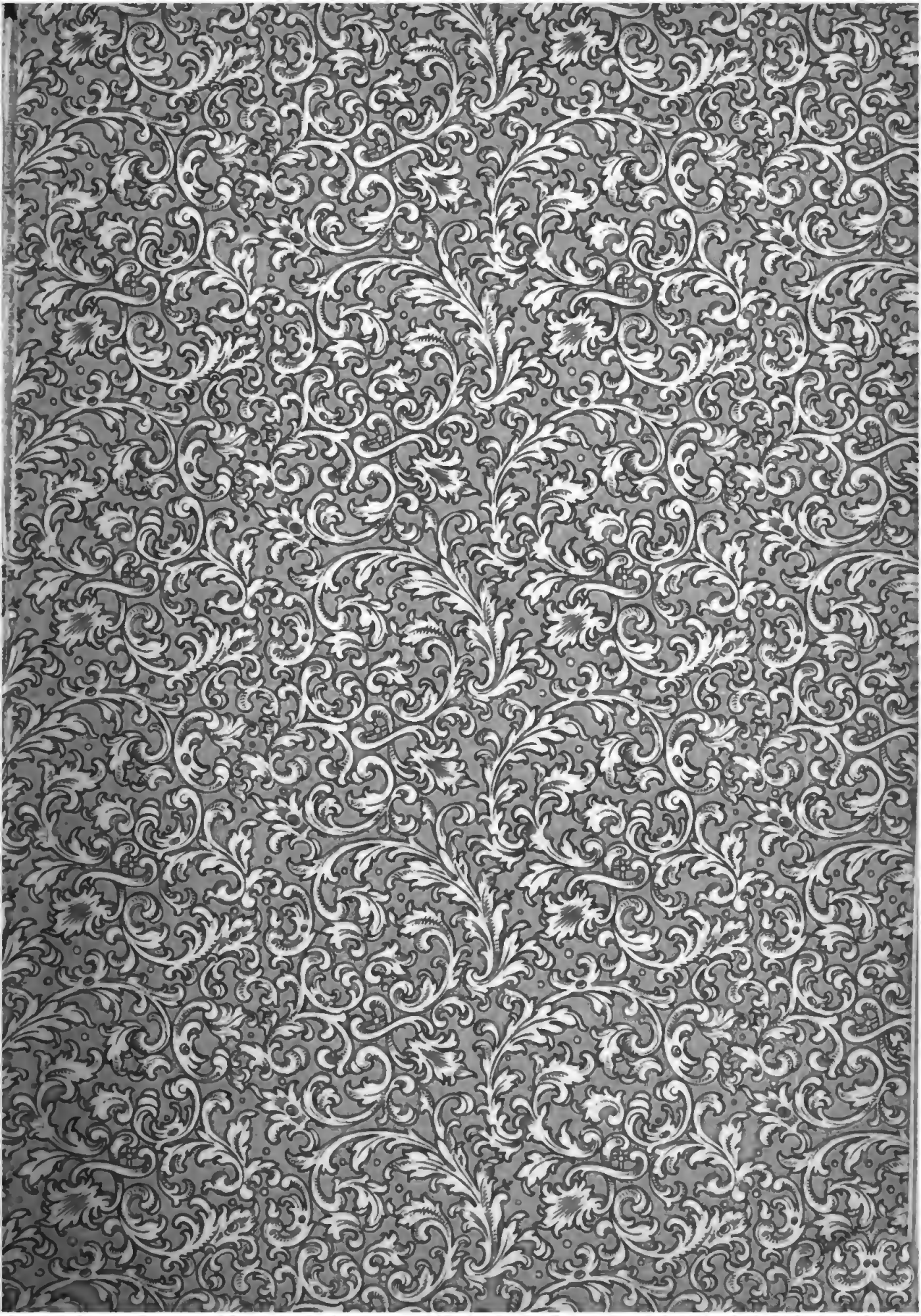
BLAU MEMORIAL COLLECTION

2186

Library of

Princeton University.

Blau Memorial Collection



Tarub, Bagdads berühmte Köchin

Tarub

Bagdads berühmte Köchin

Arabischer Kulturroman

von

Paul Scheerbart

Verein für Deutsches Schriftthum
Berlin.

Das erste Kapitel.

Helles Gelächter scholl durch ganz Bagdad. Der Prinz Ali war aus Aegypten zurückgekehrt. Und er war gekommen hoch zu Roß mit stolzem Gefolge. Doch das Roß, auf dem der Prinz saß, war ein Schimmel gewesen. Und diesen Schimmel hatte der Prinz grün färben lassen. Da mußte natürlich ganz Bagdad hell auflachen. Alis grüner Schimmel war ein Ereignis.

Es hatte sich wieder einmal gezeigt, wie gut es der Prinz verstand, von sich reden zu machen. Kein Mensch wurde klug aus diesem Ali. War er durch sein Selbstbewußtsein wirklich geschmacklos geworden? Oder gab er sich nur so geschmacklos aus Berechnung? Wäre der Schimmel nach alter Sitte mit Henna roth gefärbt gewesen, dann würde Niemand gelacht haben — doch grün? Nein, das ging übern Spaß.

Man konnte sich ja erklären, was sich der Prinz gedacht hatte — er wollte die neue Farbe der Abbassiden zu höheren Ehren bringen. Einst glänzte das Haus Abbas unter der schwarzen Flagge. Diese schwarze Flagge vertauschte man später mit der grünen. Das gefiel nun dem jungen Ali so gut, daß er die

3486
595
385

549829

neue Farbe seines Hauses überall sehen wollte. Und so mußte denn schließlich auch der Schimmel — grün werden.

Unglaublich!

Unzählige Sterne glänzen aus dem tiefblauen Himmel auf Bagdad hinab; sie spiegeln sich in den lauen Fluten des Tigris, und an den bunten Kacheln der Minarets, der Palast- und Moscheekuppeln werden auch die Glanzlichter der Sternenwelt glitzernd umhergestrahlt. Die Chalifenburg mit ihren prächtigen Thürmen, Kiosken und Galerieen hebt sich hoch heraus aus dem Häusergewirr der großen Stadt, aus der ein Nebeldunst — magisch leuchtend — aufsteigt. Und am Tigris entlang leuchten die weißen Mauern der Landhäuser; in deren Gärten schwanken die ruhigen Palmen im Abendwinde . . .

Aber aus den Straßen und Gassen der herrlichen Stadt schallt helles Gelächter zu den ewigen Sternen empor. Jetzt endlich in der stillen Nacht kann ganz Bagdad lachen nach Herzenslust, denn der Prinz Ali hört das Lachen nicht; der ruht schon wieder in den weiten kühlen Prunkgemächern der Chalifenburg von seinen vielen Reisen aus. Der Chalif Mutadid hat seinen Sohn wohlwollend empfangen, und die Sklaven eilen in den Palästen auf den Zehen umher, um die Ruhe des gefeierten Prinzen nicht zu stören.

Wie Ali am frühen Morgen auf seinem grünen Schimmel durch das große Thor im Westen stolz hineinritt in die festlich geschmückte Stadt, da mußten seine Kammerdiener Goldmünzen unter die Menge

ſtreuen. Dadurch entſtand ein wüſtes Geſchrei. Kein Araber war zu ſtolz. Alle balgten ſich um die Goldſtücke, ſodaß es viele blutige Köpfe gab.

Durch die langen breiten Straßen, die zur Chalifenburg führen, zog der lange Zug des ſtattlichen Gefolges auf Pferden und Kameelen unter betäubendem Lärm dahin. Das Volk jubelte wie raſend dem freigiebigen Prinzen zu. Es wurde beim Herumſchwirren der Goldſtücke gejohlt und gelacht — als hätte ſich der blaue Himmel aufgethan, wie wenn ſich die Huris aus dem Paradieſe zur Erde niederbeugten.

Jetzt iſt es Nacht, und die Araber freuen ſich über das blanke Gold. Sie werfen jetzt die Münzen ebenſo verſchwenderiſch wie die Prinzen auf die Straße. Die guten Araber geben das gute Gold den dicken Weinhändlern, guten Freunden und luſtig lachenden Mädchen. Dabei fällt ihnen aber der grüne Schimmel öfters wieder ein — und über den freuen ſich Alle ſchließlich noch viel mehr als über das Gold.

Der Prinz Ali iſt ein guter Menſch, aber die Bürger Bagdads lachen ihn doch von ganzem Herzen aus. Und wenn er noch viel viel beſſer wäre, ſie würden ihn trotzdem auslachen. In dieſer Nacht tragen die reichen Jünglinge Bagdads ihre Säbel an grünen Schärpen, um das Volk an Ali zu erinnern. Das Volk verſteht den Scherz und lacht darüber immer wieder von Neuem — immer wieder von Neuem.

Ausgelaſſene Spottlieder, wüſte Zechgeſänge, mekkaniſche und perſiſche Liebesweiſen — tolle wilde Jubelſtürme brauſen und wogen durch die Straßen

und Gaſſen der herrlichen Chalifenſtadt. In allen Weinkneipen, in den Buden, in denen getanzt wird, in den Häuſern, in denen reizende Sängerinnen mit ſeiner Kunſt zu ſingen verſtehen — überall wird gepraßt und gezecht.

Eine ſehr luſtige Nacht!

Abſeits in einem kleinen Gäßchen ſteht vor ſeiner Hausthür ein chriſtlicher Weinhändler mit einem alten Parſenprieſter im Geſpräch. Sie ſchütteln ſich beide Hände zum Abſchied. Doch der Wirth redet noch immer, obgleich der Prieſter Eile zu haben ſcheint. Der chriſtliche Wirth ſagt:

„Bedenkt nur das Eine! 892 Jahre, man ſchreibe und ſage: achthundertundzweiundneunzig Jahre — die ſind nun ſchon vergangen, ſeit Chriſtus geboren ward, und ſeine Lehren ſind hier noch immer verachtet. Man läßt wohl uns Chriſten in Ruh, läßt uns auch unſern Glauben — aber das beweiſt doch nur, daß ſich dieſe Araber garnicht um religiöſe Dinge kümmern, ihnen iſt die Religion überhaupt ganz gleichgültig — ſelbſt ihre eigene. In Bagdad giebt es gar keine Religion mehr.

Der Chriſt ſchüttelt traurig den Kopf.

Der Parſe verſetzt aber haſtig:

„Verzeiht! Ihr übertreibt! In nächſter Woche hol' ich Euch ab. Die Parſen — die ſollt Ihr kennen lernen — die haben noch Religion.“

Der Parſe entfernt ſich ſchnell, als wenn er wirklich Eile hat.

Währenddem hört man auch hier wieder heiſre

Zecherſtimmen erſchallen. Im Keller des Weinhändlers ruft man laut und herriſch nach dem chriſtlichen Wein. Indeß — der Wirth zögert noch; auf der andren Seite der Gaſſe ſieht er zwei bekannte Dichter vorüberwandeln, die grüßt er erſt noch — recht freundlich. Dann jedoch verſchwindet der Chriſt; er darf ſeine Gäſte nicht warten laſſen.

Die beiden arabiſchen Dichter haben den Gruß des Chriſten garnicht erwidert. Sie ſind mit ihren eigenen Gedanken ſo ſehr beſchäftigt, daß ſie den allgemeinen Jubel nicht mehr mitempfinden.

Suleiman, der ältere Dichter, träumte ſo im Gehen, er wäre der Chalif Harun und neben ihm plauderten indiſche Märchenerzählerinnen von den Tempeln ihrer Götter am fernen Ganges. Der alte Dichter glaubte zu hören, wie neben ihm die nackten Füße der Mädchen ſich weich und gelenkig in den feuchten Sand ſchmiegten und wie unter den gekrallten kleinen Zehen die Steinchen knirſchten. Dann dachte der Alte an die ſchlanken Tänzerinnen, die er geſtern Abend unter einem jener rothſeidenen Zelte auf dem Karawanenplatze bewundert hatte. Die Tänzerinnen ſahen ſehr ſchön und prächtig aus. Er aber — ach! — er hatte ſich unter jenem rothſeidenen Zelte ſeines alten geflickten Ehrenkleides geſchämt — eine ſehr peinliche Erinnerung! Dieſes Ehrenkleid war ein Geſchenk des Chalifen Motawakkil. Doch der lag längſt im Grabe. Suleiman ſeufzte, nickte mit dem Kopfe ſo vor ſich hin und murmelte was.

Safur, der den Suleiman begleitete, hörte das

Murmeln und errieth gleich den Gedankengang des alten Freundes, denn sie gingen an einem seltsamen Hause vorüber. Ueber dessen Eingangspforte befanden sich kleine Fenster mit eisernen Stäben. Hinter den Stäben saßen Schneider bei hellem Lampenlicht und nähten fleißig. Sie nähten unzählige kostbare Gewänder für die Chalifenburg. Und diese kostbaren Gewänder blieben nicht in der Burg; sie wanderten als Geschenke, als „Ehrenkleider" aus den großen Palästen hinaus in die weite Welt nach allen Himmelsrichtungen bis nach Aegypten und Persien, bis nach Indien und Afrika, ja — bis nach China und Spanien. Der Chalif hatte sehr sehr viel — zu verschenken.

Safur, der jüngere Dichter, wußte das Alles, lächelte und fragte den älteren Dichter listig:

„Nun? Denkst Du an Dein Ehrenkleid?"

Suleiman, unter dessen braunem Gesicht ein gut gepflegter weißer Spitzbart glänzte, blickte traurig auf sein Gewand. Das war einst gute Seide gewesen — ledergelb mit großen lilafarbigen persischen Blumen. Auf dem Rücken des Ehrenkleides sah man noch das große Wappen des Chalifen — schwarze schwungvolle Schriftzüge. Die helleren Farben des Kaftans waren nicht mehr ganz reinlich, an vielen Stellen etwas blank und fettig, und an den Aermeln und unter den Knieen zeigten sich kleine Löcher und große Flicken.

Suleiman gürtete seinen alten lilafarbigen Seidengurt fester um die Lenden und schaute unter seinem nicht sehr reinen weißen Leinenturban dem jungen Safur lange nachdenklich ins Gesicht.

Safur ging in Beduinentracht. Sein langes, hellblau und braun geſtreiftes Gewand aus dünner Baumwolle beſtand, es hing ihm faltig ins Geſicht. Ein alter Lederriemen ſchnallte das Tuch um Stirn und Hinterkopf zuſammen. Die hellblauen und braunen Streifen des feinen Kleides ſchlotterten läſſig mitgezogen in unregelmäßigen Falten um Körper und Beine herum — was ſehr reizvoll ausſah — was Safur wußte.

Die nächſte Gaſſe iſt leider ſehr ſchmutzig, und die Sandalen der Dichter werden naß, ihre braunen Füße desgleichen. Safur flucht, hebt ſein Kleid vorſichtig mit den braunen hagren Fingern höher und ärgert ſich — über die Pfützen und über manches Andre.

„Jetzt," ruft er wüthend, „macht ein grüner Schimmel ein größeres Aufſehen als die beſte Kaſſide. Gute Verſe werden heute ſchon ſchlechter bezahlt als rothe Pantoffeln, die allerdings in den Pfützen Bagdads ſehr werthvoll ſind . . ."

Der gutmüthige Suleiman hat ſeine Noth mit dem Aergerlichen, verſteht es aber — zu tröſten, ſagt ſo ganz ruhig: „Sieh, Safur! Der Schmutz der Gaſſe iſt noch nicht das Schlimmſte auf dieſer ſchlimmen Welt. Was Beſondres haben wir ja nicht vor. Unſre Sandalen werden ſchon wieder trocken werden. Nebenbei — wundern muß ich mich denn doch, daß Du Dich gleichzeitig über den geringen Preis ärgerſt, den man heute für gute Verſe zu erhalten pflegt. Warum machſt Du nicht ein Lobgedicht auf unſern alten Geizhals

Said ibn Selm? Der ist doch für Lobgedichte immer zu haben, würde sich über Safurs Verse sehr freuen und sie sehr gut bezahlen."

„Das Lobgedicht kannst Du machen," versetzt ingrimmig der jüngere Dichter.

Und Suleiman meint drauf lächelnd: „Oh! Oh! Das will ich mir gesagt sein lassen. Hast Recht! Ein alter Dichter braucht auch viel eher einen reichen Freund als ein junger Mensch, wie Du einer bist."

Die nächste Gasse ist wieder trockner, und Safur wird wieder freundlich. Er legt seinen rechten Unterarm auf den linken des alten Suleiman und plaudert — von Tarub.

Dem Alten wird ein bischen neidisch zu Muthe, er spricht bitter: „Ja! Wer eine Tarub hat, der kann stolz sein! Der hat's nicht nöthig, einen Said ibn Selm zu loben! Aber erzähl' mir nicht mehr von ihr! Erzähl' mir lieber, was Du jetzt als Dichter vorhast!"

Der zart empfindende Safur hört auch gleich von der Tarub auf und theilt seinem alten Freunde — fast zitternd vor Erregung — mit, daß er unter die Beduinen gehen möchte. Er habe kürzlich wieder die Antarsage gelesen und sei ganz toll geworden, schwärme nur noch für die blauäugigen Dschinnen, jene wilden schwarzen Wüstengeister, die auf feurigen Hengsten nachts durch die Wüste jagen, um die Karawanen zu verfolgen. An die Tarub dachte plötzlich der leicht erregbare Dichter ganz und gar nicht mehr; aber vom

König Saiduk, jenem Geisterkönig, der nur die Dschinnen — niemals einen Menschen sehen durfte, konnte Safur nicht genug erzählen. „Mir geht es," fuhr er mit brennenden Augen fort, „fast genau so wie dem König Saiduk. Mir ist immer so, als müßt ich wie Saiduk beim Anblick eines Menschen sterben. Nur die Dschinnen kann ich ohne Furcht sehen. Die Gespenster sind meine Freunde; die erregen mein Blut. Oh, ich liebe die Dschinnen und möchte nur Verse machen, in denen heiß und toll die rasenden Wüstengeister herumsprengen auf ihren feurigen Hengsten. Meine Verse müssen so heftig werden, daß Jeder, der sie hört, zittern soll vor Erregung. Das ganze Gespensterreich der Wüste möcht' ich nach Bagdad bringen, damit Bagdads faule Dickbäuche mal aufgerüttelt werden. Aber wie die Geschichten anfangen und enden sollen, das ist mir leider noch ganz unklar. Das ist häßlich! Das macht mich recht besorgt. Wer weiß, ob ich was fertig bringe! Eigentlich bin ich ja noch niemals zu was gekommen. Jeden Tag will ich was Andres, denn jeden Tag soll und muß ich auch was Andres. Ich hör' jetzt allerdings jeden Abend ein so seltsames Gesumm, als wenn die Dschinnen in der Nähe sind."

Und er horcht aufmerksam in die Nachtluft hinein, in der Käfer zirpen und Nachtfalter herumflattern. Der alte Suleiman wird ganz still; er fühlt, daß er dem jüngeren Freunde nicht zu folgen vermag. Er lebte zu allen Zeiten in der Märchenwelt, die vor achtzig Jahren unter Haruns Regierung die Dichter

beſchäftigte. Suleiman liebt das Liebliche; er träumt nicht gern von Geſpenſtern; Märchenprinzen und luſtige Zaubrer ſind ihm viel angenehmer. Die Wüſtengeiſter ſind dem alten Dichter ganz fremde Weſen, die er nicht leiden kann, da ſie ihn erſchrecken. Das Jähe, Stürmiſche, Geſpenſterhafte iſt Nichts für Suleiman; deſſen Träume ſind ſtill und ſanft.

Doch jetzt kommen die Beiden in die breiteren Straßen; da iſt es lauter. Man hört überall Singen, Lachen und Lärmen. Luſtige Zecher ſchwanken Arm in Arm wie vom Winde verwehte Papyrusrollen in Zickzacklinien vorüber.

Vor der großen Moſchee prügeln ſich ein paar betrunkne Kameeltreiber — ihre Kameele ſehen verwundert zu, alte Frauen ſchreien, und das Volk, das gemächlich daneben ſteht, lacht.

Safur und Suleiman biegen rechts ab in einen ſchmalen Gang, der Erſtere voran. Sie gehn hinter einander ſchweigend einher an einem niedrigen Bretterzaun entlang, über den ſie hinüberblicken können. Es liegt ein großer Garten hinter dem Bretterzaun. Neben den mit bunten ſpiegelglatten Flieſen gepflaſterten Fußwegen des Gartens ſind über den Erdboden kurz geſchorene Raſen gebettet, auf denen einzeln große rothe Tulpen blühen. Weiterhin plätſchern kleine Springbrunnen in großen Teichen, die vom Sternenlicht durchſtrahlt mit ihren kleinen Wellen glitzern und funkeln wie ein Heer arabiſcher Krieger mit blanken Helmen und blitzenden Damascenerklingen.

Lorbeeralleen verdunkeln die weiter hinten gelegenen Parkanlagen. Neben den Teichen ragen hohe Palmen in den Sternenhimmel hinauf. Die Dichter gehen noch an Myrthengebüschen vorbei und gelangen dann durch eine offne Thür in den großen Park. Still wandeln sie hier auf den bunten Fliesen der Fußpfade weiter. Safur denkt an seine Wüstengeister, und Suleiman sucht nach einem feinen Ausdruck für tiefe Gartenstille, in den Vers soll sich gleich Erwartungsstimmung mit hineinweben.

In der Mitte des Parks steht ein leicht gebautes Sommerhaus mit weiten indischen Galerieen; in deren zierlichen Spitzbögen schaukeln sich Papier-Ampeln, die ganz mit grellbunten Vögeln bemalt sind. Vor der großen Hallenpforte kauern verdrossen ein paar nubische Sklaven mit krausem Wollhaar.

Der alte Suleiman sagt zu einem der jüngeren Nubier: „Geh hinein und sage dem dicken Kodama, er möchte hinauskommen, wir müßten zur Sternwarte, der Mond wär schon aufgegangen, und die Mondfinsternis wär auch bald da. Geh schnell!“ Und der Dichter zeigt dem Nubier den Halbmond, der jetzt über die dunklen Lorbeeralleen im Osten in den Garten schaut. Der Sklave rennt eilig von dannen.

Aus den inneren Gemächern des leicht gebauten Sommerhauses dringen jetzt reine volle Saitentöne heraus. Weiche Frauenstimmen schallen hell und wonnig dazwischen. Die Töne schwellen an und säuseln dann wieder, dann hüpfen sie, trällern, locken und girren wie Tauben, klagen auch sehnenvoll wie ver-

laſſene Geliebte, murren und necken, reizen und beruhigen . . .

Es ſind die Sängerinnen der alten Dſchellabany. Die ſingen vor den reichen Jünglingen Bagdads und trinken mit ihnen feurigen Wein. Ein wildes indiſches Freudenlied jubelt durch die üppigen Säle.

Die Dichter warten draußen.

Plötzlich wird's ſtill.

Und von zwei Fackelträgern grell beleuchtet ſchreitet eilig eine ſtattliche ſchöne Negerin durch die mit herrlich durchbrochenen Zierleiſten umrahmte Hallenpforte hindurch. Die ſchwarze Schöne ſtreckt den beiden Dichtern die vollen ſchwarzen Arme entgegen. Ihre goldenen Armſpangen glühen im grellen Fackelſchein. Ein Perlendiadem ſchmückt ihr ſchwarzes Haar. Ihre Bruſt hebt ſich in raſchen Athemzügen unter ſchneeweißem Linnenzeug.

Die Schwarze bittet die Dichter ſehr erregt mit den Armen herumfuchtelnd, ihr zu folgen; ſie meint, Kodama komme ja ſofort mit und bis zur Sternwarte ſei's doch nicht ſo weit. Sie deutet dabei auf ihren breiten grünen Lendengurt, der an Alis grünen Schimmel gemahnen ſoll.

Das Grün des ſeidenen faltigen Gürtels unter dem weißen lockeren Buſentuche hebt ſich prächtig von den weiten rothſeidenen Beinkleidern ab, die unten am ſchwarzen Fußknöchel zuſammengeſchnürt ſind, ſodaß die rothe Seide in bauſchigen Falten überhängt und faſt die Steinflieſen ſtreift.

Jedoch die Dichter wollen nicht mitkommen. — Safur ſagt: „Das kennen wir ſchon! Wenn wir zu Euch hineingehen, ſo gehen wir nicht ſobald wieder hinaus!“

Die ſtattliche Negerin neſtelt verlegen an ihrer dicken Perlenſchnur, die ihren ſtarken Nacken umkränzt — muß dann aber mit ihren Fackelträgern ohne die beiden Dichter — abgehen.

Wieder klingen die Saitentöne und die hellen hallenden Frauenſtimmen durch das Sommerhaus der alten Dſchellabany, vor deren gaſtlicher Thür Safur und Suleiman geduldig warten und den Halbmond betrachten.

Und nach einer guten Weile kommt dann der Kodama, Bagdads dickſter Gelehrter, auch endlich zum Vorſchein. Er ruft ärgerlich: „Na, ein Glas Wein hättet Ihr doch noch trinken können!“ Indeß die Dichter zeigen lächelnd auf den Halbmond und erklären dem Kodama, daß die Mondfinſternis ſehr bald eintreten müſſe.

Die Drei begeben ſich daher ohne weiteren Verzug zuſammen zur Sternwarte, die einſt der gebildete Chalif Mamun für die Aſtronomen mit großen Koſten erbauen ließ.

Das weite Himmelszelt mit ſeinen Sternen funkelt.

Der Halbmond ſteht drüben im Oſten über den Lorbeeralleen.

Der Garten iſt ſtill, nur die Springbrunnen plätſchern.

Die rothen Tulpen auf den geſchorenen Raſen leuchten wie kleine rothe Flammen.

Im lauen Nachtwind ſchaukeln langſam die ruhigen Palmen.

Aus der Ferne ganz leiſe dringt von den Gartenmauern hernieder der Lärm der großen Stadt.

Die Drei wandeln ſchweigend zur Sternwarte.

Bagdads Lachen verhallt.

Das zweite Kapitel.

Hoch oben auf dem Mittelthurm der Sternwarte ſchaut der Sterndeuter Abu Maſchar durch ein dreieckiges Blechrohr zum ſchwarzen Saturn.

In ſeinem weißen Beduinengewande ſteht Abu Maſchar da oben unter den Sternen wie ein Geſpenſt. Ein pechſchwarzer Vollbart wallt ihm bis auf den ledernen Leibgurt hinab. Zur Rechten und zur Linken des Sterndeuters ſtehen hohe wunderliche Meßgeräthe. Auf dem alten ſehr breiten Holzgeländer ſind lange Papierſtreifen — mit Bleiſtücken beſchwert — ausgebreitet. Und uralte vergilbte Bücherrollen liegen am Boden.

Abu Maſchar murmelt was in ſeinen ſchwarzen Bart, er murmelt in einer unverſtändlichen Sprache, die wohl nur die Bürger Alt-Babylons verſtanden hätten. Er ſchreibt dabei Zahlen auf einen der langen Papierſtreifen und blickt dann ſtolz nach allen Seiten umher — in die große funkelnde Sternenwelt. In ſeinem braunen Antlitz leuchten die großen ſchwarzen Augen unheimlich auf, ſie ſtarren in das tiefe Himmels-

blau, als wenn ſie Geiſter ſähen. . Abu Maſchar ſteht ſtill — gebannt — wie eine Bildſäule.

Die Sternwarte war eigentlich eine Ruine.

Bald nach Mamuns Tode hatten ſich Räuber der Sternwarte bemächtigt, da nach Mamuns Tode faſt Niemand mehr Geld für die Himmelskunde erübrigen wollte.

Als man nun ſpäter dahinter kam, daß ſich in den fünf Thürmen, auf denen ſonſt nur gelehrte Männer emſig arbeiteten, Räuber verborgen hielten, ward das prächtige Bauwerk von den Soldaten eines arabiſchen Hauptmanns geſtürmt. Und bei dieſem Sturm ſtürzten zwei Thürme um und begruben viele Räuber und Soldaten unter ihren Trümmern. Auf dem Schutt wächſt jetzt Gras mit wilden Blumen.

Die Thürme hatten einen Halbkreis gebildet und waren durch vier ſchwere Holzbrücken miteinander verbunden; von dieſen überlebten nur zwei den Sturm des Hauptmanns.

Vom Mittelpunkte der durch die fünf Thürme gegebenen Kreislinie aus hatte eine mit Backſteinen erbaute feſte Treppe faſt bis zur Spitze des Mittelthurmes geführt. Dieſe Treppe war bei dem Kampf mit den Räubern auch über den Haufen geworfen worden.

Ueber den Trümmern der Treppe wächſt nun gleichfalls Gras.

Nur das oberſte Stück der Treppe hängt noch wie ein Widerhaken oben am Mittelthurm, auf dem Abu Maſchar wie eine Bildſäule daſteht.

Die beiden andern Thürme erreichen nicht dieſelbe Höhe wie der, welcher einſt der mittlere geweſen; der dieſem zunächſt gelegene ſieht ſogar recht niedrig aus — dafür geht er allerdings mehr in die Breite, befindet ſich doch in ſeiner Spitze der große Empfangsſaal, in dem die Aſtronomen einſt von Mamun die fürſtlichen Geſchenke empfingen.

Auf dem großen fünfeckigen Altan, der vor dem Empfangsſaal hoch über den Palmen in den Garten hinausragt, ſpricht der berühmte Aſtronom Al Battany mit Jakuby, dem großen Weltreiſenden, über die Wiſſenſchaft. . . .

Al Battany hat die Sternwarte wieder bewohnbar gemacht. Mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Inſtrumenten ſitzt er oft im dritten der drei noch übrig gebliebenen Thürme. Im Empfangsſaal pflegt er ſeine Freunde zu empfangen, die dort gern aus- und eingehen und beſonders gern auf dem fünfeckigen Altane weilen, der ſich auf der Außenſeite des durch die drei Thürme beſchriebenen Kreisabſchnittes befindet.

Der Empfangsſaal mit dem Altan wird von den bedeutendſten Männern Bagdads beſucht. Die Freunde des reichen Battany, der ſich, wenn er allein ſein will, in ſein nicht weitab am Tigris gelegenes Landhaus begiebt, ſind zum größten Theil nicht ſehr wohlhabend — das aber beeinträchtigt ihre Bedeutung nicht im Geringſten. . . .

In der Tiefe des Gartens unterm Altan und zwiſchen den Trümmern reiten zwei Mongolen mit langen Lanzen auf ſchäumenden Roſſen langſam faſt

ſchleichend auf und ab. Die gelben Mongolen mit ihren blanken Helmen wachen in jeder Nacht, aufdaß kein Unberufener feindſelig nahe. Die Mongolen ſtehen im Solde des reichen Al Battany, der auch ein Dutzend ſchwarzer Sklaven in den unteren Gelaſſen der Thürme vertheilte. Hunde ſind aber nicht da.

— — — — — — — — — — —

Tiefernſt iſt das Geſpräch zwiſchen dem großen Aſtronomen und dem großen Weltreiſenden, der Jakuby heißt. Die Beiden ergründen oben auf dem fünfeckigen Altan die Bedeutung der arabiſchen Litteratur.

Der Battany ſchließt eine längere Auseinanderſetzung über Bagdads Gelehrtenwelt mit den folgenden heftigen Worten:

„Ueberhaupt — was weißt Du von unſren wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen? Du pilgerſt durch alle Länder und ſchreibſt Dir Alles auf, was Du hörſt und was Dir grade zufällig dicht vor die Naſe geführt wird. Was verſtehſt Du von Bagdader Zuſtänden und Verhältniſſen? Garnichts — mehr als Garnichts, denn Du pflegſt Alles falſch aufzufaſſen. Der berühmte Geograph Jakuby denkt natürlich garnicht daran, daß er ſich jemals irren könnte — ih, wo wird er denn! Du biſt beneidenswerth!“

Und bei dieſen Worten hob der Aſtronom bald den rechten bald den linken Arm bald beide Arme zugleich höchſt maleriſch — wenn auch etwas zu ſchnell — in die Höhe. Maleriſch ſah das aus, weil bei dieſer Armbewegung eine dunkelblaue Sammettoga mit dicker Goldſtickerei prächtige weit aufſchweifende Falten warf.

Der Aſtronom verehrte ſehr die alten Griechen; er hatte ſich ganz abenteuerliche Vorſtellungen von dem wiſſenſchaftlichen Geiſt des Ariſtoteles gebildet, ſodaß er ſchließlich nicht umhin konnte, eine dunkelblaue Sammettoga mit dicker Goldſtickerei zu tragen. Den Ariſtoteles kannte der Gelehrte natürlich nur vom Hörenſagen — er verſtand nicht einmal ſo viel ſyriſch, um den alten Griechen in ſyriſchen Ueberſetzungen zu leſen — geſchweige denn im Urtext . . .

Daher durfte man ſich auch nicht wundern, daß der berühmteſte Aſtronom Bagdads gleichzeitig eine indiſche ganz mit Gold überſtickte Kappe, die ſo rund und klein wie ein flacher Suppentopf war, auf dem Kopfe trug.

Battanys Kopf — ja — der hatte ſo was vom Neger und was vom Inder; ſehr fein ſah er nicht aus, aber trotzig ſtraff — die Naſe dick und klein, die Augen heftig und nicht groß, der Mund voll und die Ohren abſtehend . . . neben der dicken braunen Naſe gingen tiefe Falten zu den Backenknochen hinunter, die dunkelbraune Stirn ſchien ſehr hoch, da die indiſche Kappe faſt im Nacken ſaß.

Viel freundlicher ſchaute dagegen der Jakuby in die Welt. Deſſen Geſicht lächelte unter einem helllila Seidenturban. Spitz ragte die braune Naſe unter dieſem Turban hervor. Ein kleines graues Spitzbärtchen zierte das Kinn. Der Bart auf der Oberlippe und auf den Backen war ſorgfältig abraſirt, ſodaß die braune ſchon vielfaltige Geſichtshaut eigenthümlich zur Geltung gelangte.

Jakuby hatte was Eigenes, das durch seinen sauberen schwarzen Seidenkaftan noch erhöht wurde.

Der kleine zierlich gebaute Gelehrte erwiderte nach sehr langer Pause mit feiner heller Stimme in jener überlegenen Art, die in den Moscheen beim gelehrten Gespräch üblich zu sein pflegte:

„Oh mein lieber Freund! Deinem heftigen persönlichen Angriffe will ich aus dem Wege gehen. Doch hör nur dieses: Wir Araber haben nun bald die ganze Welt erobert, erobert mit der scharfen Damascenerklinge. Jetzt, dünkt mich, ist es an der Zeit, die Welt auch in andrer Weise zu erobern. Nicht dürfen wir mehr mit den Augen des Kriegers, die Alles nur besitzen wollen, die Welt durchstreifen. Wir müssen mit wissensdurstigen Augen durch die Länder wandeln und Alles kennen lernen — Alles, was da kreucht und fleucht. Auch der gelehrte Mann kann erobern — erobern, indem er sein Wissen bereichert. Deshalb habe ich mit meinen schwächlichen Gliedern meine großen Reisen unternommen — einerseits durch Aegypten und Afrika bis nach Spanien, andererseits durch Persien und Indien bis nach China. Und Jedermann weiß, daß mein Buch der Länder, das ich im vorigen Jahre herausgab, wirklich ein Werk wurde, das auch den, der niemals über die Mauern Bagdads hinauskam, mit allen Ländern der Erde bekannt machen muß. Das „Buch der Länder" weist ja noch viele Lücken auf, aber es ist doch in diesem Werke eine unvergleichliche Sammlung von Wissensschätzen angehäuft . . ."

Nun aber kann sich der heftige Astronom nicht

mehr halten, er unterbricht den redſeligen Freund mit hocherhobenen Armen: „Sammlung?“ ſchreit er, „hab ich's nicht gleich geſagt, daß Du keine Ahnung von unſren wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen haſt? Ja wohl — ſehr richtig! Unſre Zeit leiſtet was in Sammelwerken. Wir ſammeln alle unſre Kenntniſſe, als hätten wir nichts Andres zu thun. Und ein einziges Buch ſoll immer Alles umfaſſen — natürlich! An Selbſtbewußtſein fehlt es unſern gelehrten Sammlern nicht. Wir thun ſo, als hätten wir garnicht mehr nöthig — noch fürderhin zu forſchen, zu ergründen oder klarzuſtellen — ih wo! Jeder Gelehrte glaubt, wir hätten bereits Alles begriffen und vollkommen erklärt — — — und es wäre heute nichts Anderes nöthig als Sammeln — Sammeln — Sammeln!“

„Laß nur den Spott!“ giebt da Jakuby lächelnd zurück, „hör nur dieſes: Sind nicht die Geographen und Aſtronomen die Hauptgelehrten unſrer Zeit? Die Einen erforſchen die Erde, die Andern den Himmel. Iſt es nicht ſo?“

Battany nickt und wird milder.

Jakuby aber fährt jetzt mit ſtolz erhobener Naſe fort: „So, mein Freund! Wer hat nun Recht? Wenn ſomit die Geographen und Aſtronomen die ganze Welt kennen lernen wollen — müſſen ſie da nicht ſammeln? Müſſen ſie nicht? Müſſen wir nicht Sammelwerke ſchreiben? Mein „Buch der Länder“ nenne ich mit Stolz ein Buch, das alles Wiſſenswerthe der Erde zuſammenfaßt.“

Battany wird unwillig; es kommt ihm ſo vor, als ſei er plötzlich in die Enge getrieben. Er huſtet ver-

legen, ſtützt ſich mit dem rechten Unterarm auf das Geländer des Altans, blickt in den Garten hinunter, in dem die Mongolen langſam herumreiten, huſtet wieder, um den Jakuby am Weiterſprechen zu hindern, ſammelt ſich und ſagt dann haſtig:

„Nein — ſo iſt es nicht. Umgekehrt iſt es. Weil die Araber eigentlich überhaupt nur Sammelwerke ſchreiben, deswegen ſpielen die Geographen und Aſtronomen, deren Thätigkeit am meiſten zum Sammeln verleitet, eine ſo große Rolle unter uns. Aber wir haben noch gar kein Recht zum Sammeln. Ans Sammeln darf man erſt denken, wenn man eine Unmenge erforſcht, entdeckt und begriffen hat. Wir haben aber noch lange nicht ſo viel wiſſenſchaftlich feſtſtehende Thatſachen erkannt, um die jetzt ſchon ſammeln zu können. Du fragteſt mich vorhin nach der Mondfinſternis. Siehſt Du ſie ſchon? Sie müßte nach meinen Berechnungen da ſein — und ſie iſt noch nicht da. Ich habe genau gerechnet — und die Mondfinſternis iſt doch nicht da. Ich ſtehe als Aſtronom immer vor unzähligen Fragen, die ich nicht beantworten kann — und trotzdem ſoll ich ſammeln? Was denn? Etwa meine Fragen?“

Und unter den kräftigen Armbewegungen zitterte der ganze Leib des Aſtronomen.

Der Halbmond ſtand unglaublich ruhig da, ohne ſich zu verfinſtern. Nur der große Al Battany verfinſterte ſich.

Jakuby allerdings glich eher in ſeiner Ruhe dem Halbmonde, wenn auch ſein ſpitzes Geſicht durchaus

nichts Mondartiges an sich hatte. Mit dem Gleichmuth eines unüberwindlichen Siegers bemerkte er mit seiner hellen Fistelstimme so von oben herab:

„Du magst sagen, was Du willst! Die Geographen und Astronomen sind dennoch die größten Gelehrten, die man sich denken kann. Wir wollen eine ganze Welt kennen lernen, eine ganze Welt wissenschaftlich in uns aufnehmen. Wir stehen vor der größten Aufgabe, die man sich denken kann. Und wir werden diese Aufgabe überwältigen — wir haben sie bereits zum größten Theil überwältigt. Ich erinnere Dich nur an mein Buch der Länder . . ."

„Hör auf!" schreit Battany dazwischen, „Du bist und bleibst beneidenswerth. Aber Du bist auch ein Kind. Du weißt garnicht, was in der Welt vorgeht. Du hast von der Welt keine Ahnung. Du willst eine Welt begreifen? Lächerlich! Albern! Was man nicht Alles wollen kann! Ein Prahlhans bist Du mit Deinem Wollen. Du erinnerst mich an einen Vielfraß, den unser Dichter Safur sehr schöne Verse sprechen ließ Paß mal auf! Der Vielfraß sagt, als er hungrig zwar doch so prahlerisch wie ein ächter arabischer Gelehrter in eine große Gesellschaft kommt, die mit der Mahlzeit beinahe fertig ist, also:

Weiß Allah, wann Ich mich mal verschnauf!
Ich aß heut schon hundert Hammel auf,
Verdaute sie gleich im Dauerlauf
Und löschte den Durst mit dem ganzen Nil;
Mir stak mang den Zähnen manch Krokodil:
Ihr nennt das doch hoffentlich nicht zu viel —
Mehr kann ich trotzdem noch essen."

Und der Aſtronom ſteht breitbeinig da und brummt.

Jakuby macht ein verblüfftes Geſicht und verſteht nicht, was Battany ſagen will. Der indeſſen erklärt gleich, indem er fortfährt: „Du mußt eben nicht vergeſſen, daß unſerm Können denn doch ſo manche Grenzen gezogen ſind. Daß wir uns oft verrechnen — das iſt noch nicht das Schlimmſte. Du willſt die ganze Welt kennen lernen. Nun ſag' aber mal — ganz leiſe — unter uns! Iſt Dir das auch von unſerm Chalifen ausdrücklich erlaubt? Darfſt Du das? Wir hier in Bagdad wiſſen ſehr genau, daß der Chalif uns gar nicht erlauben will, der Wiſſenſchaft ſo obzuliegen, wie wir möchten; denken und ſchreiben ſollen wir eigentlich nicht. Wenn wir aber das nicht mal ſollen, ſind wir dann noch die »größten« Gelehrten?“

Und nun ſtreiten die Beiden nicht mehr über Sammeln und Forſchen — ſie flüſtern nur noch ganz leiſe, ziſcheln ſich immer wieder was ins Ohr — was von der Chalifenburg, von der Verfolgung der freien Wiſſenſchaft und ähnlichen halb heiteren halb traurigen Dingen.

Der Schreiber Osman ſitzt währenddem im Empfangsſaal auf einem großen perſiſchen Teppich mit untergeſchlagenen Beinen finſter brütend wie ein chineſiſcher Pagode da. Seine dünnen braunen baumwollenen Beinkleider hängen ſchlaff um die wulſtigen Kniegelenke. Wie eine dicke Tonne ſteht der breite Fettleib des Schreibers auf dem Teppich. Ein ganz kurzes braunes Jäckchen ohne Aermel umſpannt des Schreibers

breite Bruſt, auf der ein ſchneeweißes Leinenhemd vorſchimmert. Die weiten Aermel des Hemdes ſind auch ſehr ſauber — der weiße Leinenturban ebenfalls. Das glatte braune Geſicht mit den dicken Puſtbacken iſt rund und voll. Die kleinen Augen ſtarren auf die rothen und blauen Muſter des Teppichs, der geheimnisvoll wie ein Sterndeuterbuch ausſieht und faſt den ganzen Boden bedeckt. Osmans Stirn zeigt dicke Falten.

Der Empfangsſaal iſt eine offene Halle. Unter den zackig geſchwungenen Säulenbogen ſieht man den dunkelblauen Himmel mit den Sternen. Durch die offenen Säulenbogen geht es zum fünfeckigen Altan hinaus, auf dem Battany und Jakuby eifrig flüſtern. Ein großer Himmelsglobus aus Kupfer thront vorn an der einen Seite des Saales. Hinten in den beiden Eckniſchen der mit rothen und ſilbernen Querſtreifen bemalten Wände brennt in zwei Kohlenbecken duftiges arabiſches Räucherwerk. Die leichten wirbelnden Rauchwolken ſchweben durch das ganze Gemach in langen bläulichen Fäden dahin. Osman ſitzt mitten auf dem Teppich mit der Stirn dem Himmel zu und grübelt . . .

Neben dem dicken Schreiber Osman rechts auf einem kleinen fünfeckigen Ebenholztiſche dampft heißer chineſiſcher Thee in feiner Porzellanſchale. Der Schreiber Osman iſt kein gewöhnlicher Schreiber, er läßt ſeine Gehilfen ſchreiben; er handelt nur mit den Büchern der großen Gelehrten, die ihre Schriften ihm zur Vervielfältigung und Verbreitung übergeben. Der Buch-

händler hat ſchwere geſchäftliche Sorgen, er ſitzt und rechnet und brütet und nickt dabei zuweilen mit dem dicken Kopf langſam bedächtig wie ein Pagode beim Chalifen von Peking.

Bücherrollen liegen auf dem Teppich kreuz und quer. Dem Globus gegenüber in einer Alabaſterniſche funkelt ein kupfernes Waſchbecken — fein getriebene Arbeit; das Geſtell beſteht aus drei ſchweren reich verzierten Eiſenfüßen, die ſich unten auf dem ſchwarzen Flieſenboden ſchneckenartig umkrümmen . . .

Von der zierlichen Decke oben, über die ſich geometriſche Figuren in blauen und grünen Linien auf goldnem Grunde durcheinander ſpinnen, hängen an eiſernen Ketten bunte mauriſche Lampen hernieder. Sie beleuchten das braune Fettgeſicht des dicken Schreibers und laſſen auch eine indiſche ſitzende Götterfigur mitten im Hintergrunde ſichtbar werden. Der Götze ſitzt aber höher als der Schreiber. . . . . .

Im Empfangsſaal iſt es ganz ſtill. Nur die glühenden Kohlen kniſtern ein bischen. Die duftigen blauen Räucherwolken wirbeln zur zierlichen Decke, ziehen in langen Fäden langſam durch die Säulenbogen in die Mondnacht hinaus.

Zu Osman in die Empfangshalle kommen nun mit dem gelehrten Kodama die beiden Dichter Suleiman und Safur. Kodamas wohltönende Stimme wird von Osman ſchon von fern, als die Drei noch unten auf der Treppe waren, gehört. Kodama iſt auch ein Geograph, aber er läßt ſich nicht gern ſo nennen, weil er nicht gern reiſen mag . . . er iſt zu dick.

Osman blickt die Kommenden traurig an.

Kodama ſchmunzelt ſo recht inniglich vergnügt, er iſt faſt ebenſo dick wie der dicke Schreiber.

Osmans Mondgeſicht glänzt, des Geographen Mondgeſicht glänzt auch. Deſſen gelbſeidener Turban iſt ſehr ſchön. Ach — Kodamas kurzer ſchwarzer Sammetrock iſt auch ſehr ſchön, und gar ſeine breiten ſchwarzſeidenen Hoſen — die ſind die ſchönſten Pluderhoſen in ganz Bagdad.

„Aber Osman, warum biſt Du denn ſo traurig?“ ruft der Geograph, und er ſchüttelt ſich vor Lachen, daß ihm die hellen Thränen über die raſirten braunen Wangen rollen.

Osman ſchweigt, und ſeine Miene wird noch kummervoller.

Safur betrachtet das indiſche Götzenbild. Suleiman wärmt ſich die Hände vor dem einen Kohlenbecken. Kodama ſtreichelt den runden kupfernen Himmelsglobus und wendet ſich plötzlich ganz ernſt zum jungen Safur und ſagt ſehr wohltönend: „Sieh nur, mein Theurer, hier kannſt Du was lernen. So rund wie dieſe Kugel iſt auch unſre Erde — ja! ja! Haſt Du denn ſchon meine kleine Schrift über die Kugelgeſtalt der Erde zu Ende geleſen? Nein? Ich kann Dir nur rathen — lies, was ich da geſchrieben. Das könnte Dich auch dichteriſch anregen. Glaubſt Du nicht, daß der Menſch auch ſo rund wie eine Kugel werden könnte? Ich ſage Dir: möglich iſt das. Zum mindeſten ſollten wir immer beſtrebt ſein, runder zu werden. Dürfte nicht mein Leib noch ſchöner ausſehen, wenn er

noch runder würde? Biſt Du auch rund? Nein? Warum nicht?“

Safur lacht laut auf und geht hinaus auf den Altan, wendet ſich aber gleich zur Linken und ſchreitet eilig über die Brücke zum Mittelthurm; ſeinen Freund Abu Maſchar, der noch immer oben auf dem Thurme wie eine Bildſäule daſteht, will er beſuchen.

Indeſſen — Kodama ſetzt ſich behaglich neben Osman auf den perſiſchen Teppich und fragt den traurigen Schreiber:

„Na, was haſt Du denn?“

Kodama bekommt leider keine Antwort.

Battany und Jakuby treten grade — immer noch flüſternd — mit mürriſchen Geſichtern in den Empfangsſaal. Sie ſehen Bagdads dickſte Freunde merkwürdig ſteif auf dem Teppich ſitzen. Suleiman wärmt ſich noch immer die Hände an dem einen Kohlenbecken.

Man begrüßt ſich, indem man ſchweigend leicht das Haupt nach vorne beugt, was ſehr drollig ausſieht . . .

Es iſt einen Augenblick wieder ſtill.

Dann jedoch knarren die Treppenſtufen, und herein ſtürmt wie ein Wilder der große Philiſoph Abu Hiſcham.

Maleriſch ſchlottert ihm ſein alter Kittel um die dürren Beine, die armeniſche Pelzmütze ſitzt ihm ſchief auf den lockigen braunen Haaren, ſein zottiger Bart zittert ihm, und die großen braunen Angen rollen ihm im Kopfe.

Abu Hiſcham haut mit der Fauſt auf den

Globus und ſtampft mit dem rechten Fuß auf den Boden.

Kodama ſpringt empor. Suleiman, Battany und Jakuby kommen erſchrocken näher.

„Was iſt denn los?“ ſchreit der dicke Kodama.

Doch der Philoſoph reckt die Fauſt zum Himmel auf und fragt heiſer: „Wißt Ihr noch Nichts?“

„Ich weiß Alles!“ ruft traurig der dicke Schreiber.

Die Andern aber wollen nun wiſſen, was los iſt. Und Abu Hiſcham erzählt wirr und erregt: „Was wir immer gefürchtet, iſt geſchehn. Der Chalif Mutadid — dieſer Hund — er hat's gewagt — er hat ein neues Geſetz erlaſſen. Er hat verboten — man höre nur! — Bücher herauszugeben, die einen philoſophiſchen oder politiſchen Inhalt haben. Das heißt: wir dürfen überhaupt keine Bücher mehr herausgeben. Iſt das nicht ſtark? Weder Philoſophiſches noch Politiſches ſoll ins Volk dringen — das heißt: wiſſenſchaftliche Bücher ſollen nicht mehr geſchrieben werden. Was ſagt Ihr nun? Er hat's gewagt! Der Hund! Der Hund! Dieſes verfluchte Aas!“

Und alle Sechs werden fürchterlich wüthend — ſie ſchreien gellend durcheinander.

Battanys Toga fliegt umher wie ein Segel im Sturm. Jakuby fuchtelt mit dem rechten Zeigefinger vor ſeiner Naſe herum. Kodama ſchlägt ſich immerfort mit den Fäuſten vor die Bruſt. Suleiman ringt die Hände. Osman ſtöhnt.

Der Philoſoph Abu Hiſcham brüllt wie ein Stier,

ſchimpft wie ein Kameeltreiber und hält, wie ſich der Lärm ein wenig gelegt, eine Rede:

„Freunde!“ ruft er, „was ich ſchon immer empfahl, das empfehle ich jetzt noch einmal — das muß jetzt endlich zur That werden. Wir müſſen einen Geheimbund gründen und unſre Bücher unter uns herausgeben — nicht fürs Volk. Was haben wir davon, wenn unſre Bücher gekauft und geleſen werden von Leuten, die uns gar nicht verſtehen können? Bilden wir lieber endlich eine abgeſchloſſene gelehrte Geſellſchaft, die ihre Bücher nur unter ihren Mitgliedern vertheilt. Wir Gelehrte ſchreiben doch nur für die andren Gelehrten — laßt uns drum einen Bund ſchließen, wie ich's ſchon öfters empfohlen habe. Wir brauchen unſre Bücher garnicht öffentlich herauszugeben. Fürs Volk ſchreiben wir ja doch nicht. Wir verſenden unſre Bücher nur an die einzelnen Mitglieder des zu uns gehörenden Gelehrtenbundes und pfeifen dann auf die Geſetze des dummen Mutadid, der beſſer thäte, wenn er in den Wallgräben Bagdads die Schweine hütete.“

Nach dieſer unerwarteten Rede ſpringt auch endlich der Schreiber Osman auf, der bis dahin ſtill auf dem perſiſchen Teppich ſaß und chineſiſchen Thee trank. Osman erhob ſich furchtbar ſchnell, was ſo ausſah, als wenn ein Gummiball einen Klaps bekommen.

„Ihr habt ja kein Geld!“ ſchreit der Schreiber. „wollt Ihr Eure Bücher verſchenken?“

Und es entſteht ein neuer Lärm — der iſt noch wüſter als der erſte. Jakuby bemüht ſich vergeblich,

das Gespräch auf die bevorstehende Mondfinsternis, die gar nicht erscheinen will, zu lenken.

Schließlich reden Alle zugleich, sie schreien die Worte mit versengendem Glutblick einander zu. Niemand versteht, was sie so heftig sagen . . .

— — — — — — — — — — —

Safur aber oben auf dem Mittelthurm schwärmt dem großen Sterndeuter Abu Maschar von Himmelsgeistern und herrlichen Huris, von den alten Göttern und von den alten Gespenstern begeistert etwas vor — er sagt: „Wenn ich so im tiefen unendlichen Blau die strahlenden Himmelsblüten schaue, dann fühlt sich meine Seele oft so mächtig bewegt, und ich träume mir dann da oben eine Welt zusammen, in der Götter hausen, übermenschliche Wesen, die noch viel feiner empfinden können als die besten Dichter der Erde. Oh, Abu Maschar, muß es nicht dort oben in den freien Weltalllüften viel wundervoller sein als hier bei uns?“

Abu Maschar erwidert mit ganz leiser Stimme: „Kein Ort der Erde ist wirklich schöner als der andre. Wir können überall glücklich sein. Die Zustände sind überall gleich gut und gleich schlecht, wie man gerade sagen will. Und in andren Welten kann's eigentlich auch nicht anders sein. Sieh, Safur, das ist eigentlich das Geheimnis meiner Prophetengabe, daß ich nirgendwo und auch nirgendwann einen besseren Zustand vermuthe als den, welchen ich grad' in den einzelnen Augenblicken meines Lebens empfinde. Die Zukunft ist für uns kein verschlossenes Buch. Zu allen Zeiten war es im Grunde genau so gut und

genau ſo ſchlecht um die Menſchen beſtellt als zu unſrer Zeit hier in Bagdad. Daß ich feſt daran glaube, die Welt wird weder beſſer noch ſchlechter, eine wirklich weſentliche Weiterentwicklung der Menſchen giebt es garnicht — dieſer Glaube hält mich grade, macht mich ſicher, ſtolz, feſt und bewußt — das macht mich zum Propheten .... wie mich die Gelehrten in der Moſchee ſpöttiſch nennen. Ja, Safur, ich bin ein Prophet; wenn ich in die Sterne ſchaue, ſo ſehe ich die Zukunft — — — unſre Welt iſt eben ſo wenig veränderlich wie der Sternenhimmel. Scheinbar nur bietet ſich uns ein ewiger Wechſel dar. Die Zukunft wird ebenſo ausſehen wie die Gegenwart. Dieſes Wort vergiß nicht, Safur! Was ich ſonſt noch prophezeie, iſt im Grunde leerer bedeutungsloſer Scherz. Die Welt bleibt — wie ſie iſt. Werde ſo ruhig wie dieſer Sternenhimmel und hoffe nicht auf andre oder beſſere Zeiten."

Ein duftender Blütheuwind weht durch Abu Maſchars weißes Beduinengewand. Safur ſchaut mit trunkenen Blicken zum ſchwarzen Saturn ... Der Dichter verſteht den Propheten.

Der Lärm in der Empfangshalle dringt jetzt ſchwächer zum Mittelthurm empor.

Ruhig ſteht der Halbmond — glänzend — ohne jeden Schatten über der alten Sternwarte, die einſt der gebildete Chalif Mamun für ſeine Himmelsfreunde erbauen ließ.

Safur und Abu Maſchar ſchauen ſchweigend in die Sterne, die verblaſſen, da der Mond zu hell iſt.

Doch jetzt klopft es leiſe.

Ein ſchwarzer Sklave ſteigt langſam die letzten Stufen der Treppe hinauf und ſagt ganz behutſam, um nicht zu ſtören:

„Der Herr Battany will auf'm Boot im Tigris hin- und herfahren — läßt bitten, mitzukommen."

„Eine Kahnfahrt?" ruft Safur.

„Was giebt die Veranlaſſung?" fragt Abu Maſchar.

„Der Mond ſcheint dem Herrn Battany zu hell," erwidert ernſt der ſchwarze Sklave.

Die beiden Freunde ſchauen ſich an und — lächeln. Schmunzelnd folgen ſie dem Schwarzen, der hurtig die Treppe hinunterſtolpert.

Unten zügeln die beiden Mongolen ihre ſchäumenden Roſſe.

Die Sklaven rennen treppauf und treppab.

Alles iſt in Bewegung — auf der Sternwarte.

Der Halbmond ſteht ruhig am Himmel — und glänzt.

Das dritte Kapitel.

Lange feine Lichtfäden glitzern auf den luſtigen kleinen Wellen des Tigris; das Licht von vielen Böten und das Licht von den helleren Sternen ſpiegelt ſich in der lauen Flut.

Battany ſteht auf der äußerſten Spitze des großen Bretterſtegs, an dem die Luſtbarken Bagdads zu landen pflegen und ſtarrt hinein in den großen breiten Strom, auf deſſen Wellen die langen Lichtfäden glitzern.

Der Aſtronom athmet tief auf.

Er iſt einen Augenblick allein.

Die kleinen Wellen plätſchern um den Bretterſteg.

Ein kühler Wind weht ſacht übers Waſſer dahin.

Der Tigris iſt groß und breit.

Die Rechte hat Battany feſt aufs Herz gepreßt. Sein Hals reckt ſich ſehnig nach vorn. Seine Stirn iſt von tiefen Falten durchfurcht. Und ſeine Augen brennen.

Er murmelt:

„Jakuby iſt beneidenswerth! Jakuby iſt beneidenswerth!“

Dem großen Gelehrten treten Wuththränen in's Auge.

Er ſtöhnt laut — erſchrickt dann und ſpricht zu ſich ſelbſt — leiſe — mit knirſchenden Zähnen:

„Jetzt werden ſie kommen nnd mich höhnen! Der Mond iſt hell — er ſteht hinter mir — hinter den Bäumen und lacht! Bei Allah! Ich verſteh's nicht! Ich verſteh' Nichts! Wir können — Garnichts! Nur die Eſel bilden ſich ein, was zu können! Wenn ich nur Etwas vollbracht hätte — nur Etwas! Aber — mir ward es verſagt! Ich habe gearbeitet wie ein Steinträger und Nichts dafür errungen — Nichts! Ich bin nur einſam geworden. Kein Freund tröſtet mich — kein Freund! Ich hab allein meine Qual zu tragen — allein!"

Und er ſtöhnt wieder und athmet haſtig — mit der Linken fährt er ſich über die naſſen Augen.

Er blickt nach rechts — er wartet auf ſeine Barke.

Doch die Barke kommt nicht.

„Heute kommt Garnichts," murmelt er Zähne knirſchend.

Seine ſchwarzen Sklaven ſtehen mit Pechfackeln am Strande.

Das Schilf wird grell beleuchtet.

Von der Seite, von der Battanys Barke kommen ſoll, kommt Nichts. Aber auf der andren Seite werden nun vier grüne Lampen ſichtbar — es nahen ſehr raſch vier große Böte, auf denen ſehr laut gelärmt wird.

Battany horcht und will zum Ufer zurück — er kennt die Stimmen, die da in den vier Böten lärmen.

Die Tofailys nahen.

Doch Battany beſinnt ſich und bleibt trotzig ſtehen.

Die Tofailys ſind tolles Volk — ſie bilden Bagdads berüchtigte Praſſergilde. Schlemmer ſind die Tofailys. Aber ſie ſchlemmen nicht auf eigene Koſten — ſie laſſen ſich immer einladen. Geld beſitzen die Tofailys faſt niemals — aber betrunken ſind die Tofailys faſt immer — auch jetzt.

Battany ſtampft zornig mit dem Fuß auf, daß der Bretterſteg poltert und wackelt, denn am Ufer erſcheinen grade ſeine ſieben Freunde — Kodama und Abu Maſchar an der Spitze.

Ein Zuſammenſtoß mit den Tofailys iſt unvermeidlich.

Auf dem größten der vier Böte ſteht der alte bucklige Dichter Al Rumy — der hat den Al Battany ſchon geſehen, ruft ihm gleich höhniſch zu:

„Mondprophet! Die Halbmonde wollen ja nicht ſo, wie Du willſt! Laß den Glanz Deiner Goldſtücke heller ſtrahlen, dann werden die Halbmonde ſich eher verdunkeln laſſen! Halbmondprophet! Du Lichtfeind!“

Da — im Handumdrehen — blitzt Battany's krummer Säbel drohend über ſeiner indiſchen Mütze.

Und — wie natürlich — blitzen auf den Böten der Tofailys ſofort ebenfalls die Säbel.

Der bucklige Al Rumy holt ſein grades Schwert langſam und lachend hervor und deutet mit der Spitze des graden Schwertes tückiſch auf den Aſtronomen.

Die Tofailys ſind nur noch wenige Schritte vom Bretterſteg entfernt.

Die Zahl der auf den vier Boten aufleuchtenden Klingen iſt nicht allzu groß; die meiſten Tofailys

haben ihre Säbel in den Weinkneipen der Stadt als Pfand hinterlaſſen — verſetzt — was in Bagdad ſehr häufig vorzukommen pflegt.

Indeß — Battany iſt faſt allein.

Die ſchwarzen Sklaven mit ihren Pechfackeln ſchreien nur, ſind nicht ſehr tapfer.

Battanys Freunde ſind gleichfalls ihrer Tapferkeit wegen nicht berühmt — nur Safur läuft auf den Steg, zieht ſeinen langen Dolch und hält dieſen wie einen kleinen Speer wurfbereit.

Der Kampf erſcheint unvermeidlich.

Doch da — plötzlich — ſpritzt das Waſſer am Ufer hoch auf. Unverſtändliche Flüche ſchallen durch die Luft — und zwei ſchnaubende ſchwarze Hengſte ſchäumen in den Tigris hinein. Auf den Hengſten ſitzen die beiden Mongolen; wild funkeln ihre Augen. Die Spitzen der langen Lanzen blitzen im grellen Fackellicht — ganz hoch in der Luft.

Und im ſelben Nu verſchwinden die Säbel der Tofailys.

Die betrunkenen Praſſer ſpringen danach lachend, als wenn Garnichts los wäre, aus den Böten raus, patſchen durchs Waſſer zum Ufer — oder klettern auf den Bretterſteg.

Torkelnd und johlend ziehen die Betrunknen die Kähne ans Land.

Die Mongolen ſenken die Lanzen und ſehen zu — reiten dann gemächlich an den Strand zurück.

Die Tofailys ſind nicht Bagdads Dummköpfe — im Gegentheil — Gelehrte und Dichter ſind's zumeiſt.

Der junge Geograph Hamadany ist zum Beispiel ein sehr gescheidter Mann — und dennoch hat er wieder viel zu viel getrunken; bewußtlos liegt er in dem einen Kahn, sein Kopf hängt laut schnarchend hinten über. Die Schiffer haben große Mühe, die schlaffen Glieder des Trunkenbolds ans Land zu schleppen.

Die Weinschläuche der Tofailys sind fast sämmtlich leer. Ein paar jüngere Weinhändler zanken sich deshalb — denn sie wollen von einander erfahren, wer von ihnen die fernerhin noch für die Gesellschaft nöthigen Schläuche beschaffen wird. Ein derartiger Zank dauert immer sehr lange.

Währenddem höhnt ein Krämer den Safur, meint so leichthin: „Na, Freundchen! Hat Dir auch Deine Tarub, Bagdads berühmte Köchin, wieder ein paar Pasteten in die Tasche gesteckt? Gieb mir was ab! Ich hab Hunger!“

Safur dreht sich um — nach der andren Seite.

Battanys Barke ist endlich angekommen.

Osman und Kodama sind die Ersten, die in den schönen langen Kahn steigen.

Jakuby und Suleiman folgen gleich dem Beispiel der Dicken — sind aber nicht so sicher wie diese in den Arm- und Beinbewegungen.

Abu Hischam und Abu Maschar sprechen so eifrig, daß sie erst von Safur zum Einsteigen aufgefordert werden müssen.

Wie diese letzten Drei im Kahne Platz gefunden, überreichen die schwarzen Sklaven die Fackeln den

Ruderern, heben den Battany ſehr gewandt auch ins Boot und ſtoßen das Fahrzeug in den Strom hinein.

Die Tofailys lärmen wieder lauter.

Der Dichter Buchtury rennt jetzt mit einem halben Dutzend verrufener Tänzerinnen auf den Bretterſteg und ruft den Abfahrenden noch einige Bosheiten nach — die verſteht man aber nicht mehr.

Battanys Barke wird ſacht in die Mitte des Stroms hineingerudert — dort ſtößt heftig der Wind in die Segel.

Und fort geht's ſtromabwärts.

Die Pechfackeln kniſtern, flammen, lodern und werfen lange rothe Farbenbündel, die immerfort wackeln, ins Waſſer.

Die Wellen klingen plätſchernd um die Planken der langen Barke . . . ſie brodeln und murmeln vorn um den weißen Holzſchwan, der die Spitze des Schiffes verziert . . .

Die eine Pechfackel hängt — vorn an einer Stange befeſtigt — hoch über dem langen Schwanenhals, ragt aber noch weiter vor als dieſer . . . in den dunkelblauen Himmel hinein.

Hinter dem Schwan ſitzt Abu Maſchar in ſeinem weißen Beduinengewande und ſtreichelt mit ſeinen langen braunen Fingern ſeinen langen ſchwarzen Bart.

Neben dem Propheten ſitzt Safur. Der ſteckt jetzt ſeine rechte Hand vorſichtig in die laue Flut, und die Waſſer wirbeln ſchäumend um ſeine braunen Finger.

Der Dichter fühlt, wie der Tigris wohlig um

ſeine Handfläche ſtrudelt, wieder und wieder durch die Finger gleitet und ſo weich die Gedanken belebt — auch ſo voll ſich anpackt wie flüſſiger Schlamm.

Kitzelnd ſpülen die Wogen um die Fingerſpitzen des Dichters.

Jasminduft weht vom Strande herüber.

Battany und ſeine Freunde heben lächelnd die Naſen höher — Suleiman beſonders — der ſpricht dabei zu Jakuby von Narziſſen und Lilien, von Waſſerroſen und Rieſenveilchen . . .

Die Gärten Bagdads liegen an den Ufern des Tigris wie ſchlafende Jungfraun, und ihre überreiche Blütenpracht ſchwellt vollen Wohlgeruch auf den breiten Strom hinaus . . .

Prachtvoll iſt die Nacht.

Die Sterne funkeln, die Fackeln flackern, und die Wellen klingen plätſchernd gegen die Barke an.

Der Aſtronom iſt leider noch immer nicht heiter — in dieſer herrlichen Nacht, in der ſelbſt Indiens verwöhnte Götter ſelig lächeln würden.

Die Stimmung iſt auf der Barke ein bischen gedrückt.

Osman — der Schreiber — iſt entſchieden der Traurigſte.

Kodama unter ſeinem gelben Turban ſcheint am luſtigſten zu ſein.

Von den Fackeln werden grell beleuchtet — die Dichter, die Gelehrten und die Sklaven.

Dem Philoſophen Abu Hiſcham wird die Pelzmütze zu warm, er nimmt ſie ab. Battany wundert

ſich darüber — — — er ſieht den Osman unter dem weißen neben Kodama unter dem gelben Turban, Jakuby unter dem lila gefärbten neben Suleiman unter dem ſchmutzigen Turban ganz ſchweigend daſitzen. Auch Safur und Abu Maſchar in ihren Beduinengewändern ſitzen vorn ganz ſchweigend da . . .

Und der Aſtronom erinnert ſich plötzlich, daß er ſeine Freunde zu einer „Vergnügungsfahrt“ einlud.

Und er flüſtert einem älteren Sklaven einen kurzen Befehl zu.

Und gleich darauf packen die gehorſamen Diener geſchäftig die Wein- und Eßkörbe aus.

Das verbeſſert die Stimmung.

Der große Goldpokal wird mit Scherbet, dem berühmten würzigen Eiswein, gefüllt.

Bald geht der Pokal von Hand zu Hand.

Alle trinken ſchmunzelnd mit der Zunge ſchnalzend das eiskalte duftende Getränk . . . . .

Alsdann werden Datteln und Bananen, Feigen und Kirſchen, Aepfel und Mandeln, Weintrauben, Pfirſiche, Nüſſe, Oliven, Erdbeeren und kleine ovale Honigkuchen in fein getriebenen Metallſchalen herumgereicht . . .

Kodama knackt eine Nuß und fragt den Safur, der in der Linken den Pokal und die Rechte noch immer im Waſſer hält: „Sage mal, lieber Freund, Du ſiehſt ſo träumeriſch mich an — denkſt Du an Deine Tarub? wie geht es denn Deiner berühmten Köchin? wird ſie nicht bald wieder eine neue Torte

backen? — mit Zucker, Citronen und — und frischen Kräutern oder so was weich Zerfließendes? Hm?“

„Frag sie doch selber“, giebt Safur zurück, „warum soll ich jetzt an die Tarub denken? Die Nacht ist so prächtig, und ich fühle nur, wie wohlig sich das Wasser anfassen läßt. Die Empfindungen der Hand scheinen mir augenblicklich noch viel feinsinniger als dieser Eiswein. Trink Du, Abu Maschar! Und wenn Du mir einen Apfel schälen wolltest, würd' ich Dir dankbar sein. Hier ist mein Dolch.“

Abu Maschar nickt, nimmt den Dolch und schält den Apfel.

Kodama wendet sich an Osman und versucht, ihn wieder zu trösten.

Osman lächelt schwach und meint:

„Die Luft ist sehr erquickend. Wenn jetzt ein Dichter Obstverse vortrüge, würd' ich mich sehr freuen.“

Dabei lächelt der Dicke schon ganz behaglich, ißt eine rothe Kirsche nach der andern — und fühlt sich allmählich immer wohler — vergißt sein Geschäft und seine Sorgen.

Die Kirschen sind gut.

Safur, der sonst für jede Speise, für alles Süße und für alles Saure prickelnde Vierzeiler aus seinem Beduinengewande herauszuschütteln pflegt, schweigt — schweigt hartnäckig.

Suleiman, der am Maste sitzt, beugt sich daher bedächtig zu den beiden Dicken hinüber und spricht laut mit emporgezogenen Augenbrauen:

„Ich ſah im Traume eine Apfelkrone,
Und die ſtülpt ich mir behutſam auf den kahlen Kopf.
Doch Osman ſchenkte ſtöhnend mir zum Hohne
Einen Kirſchenſcepter, tragen ſollt ich den als Zopf.“

Alle lachen nun ſehr laut. Suleiman muß ſeine Verſe wiederholen. Selbſt Battany muß lachen.

Nur Osman lacht nicht. Der nimmt behutſam ſeinen weißen reinen Turban ab und reicht ihn dem alten Dichter, der kopfnickend für den neuen ſeinen alten giebt.

Jetzt wird's gemüthlich.

Wieder geht der Goldpokal mit dem köſtlichen Scherbet von Hand zu Hand. Der Wind bläſt noch kräftiger in die Segel. Die Wellen klingen hell plätſchernd um die Planken. Die Sterne funkeln. Die Barke ſchaukelt.

— — — — — — — — — — —

Abu Hiſcham ſpielte mit ſeiner Pelzmütze. Bald gab er ihr einen Puff mit der Fauſt, bald ſtreichelte er das ſchwarze Fell. Er knillte die Mütz' und preßte ſie, hielt ſie mit zwei Fingern an ein paar Haaren feſt und ließ ſie baumeln. Dann warf er ſie ein wenig empor, fing ſie geſchickt wieder auf, ſchlug ſie, wie man ein Kind ſchlägt, verſuchte ſie auch auszuwringen, wie's die Wäſcherinnen mit ſchmutziger Wäſche zu thun pflegen . . . ſchließlich fuhr er ſich mit der rechten Hand durch die wüſt ins Geſicht hängenden Haare und klopfte gleich darauf dem Battany aufs Knie. Da ihm Jakuby gleichzeitig den Goldpokal reichte, ſo ſetzte er

raſch ſeine Pelzmütz' wieder auf den Kopf und trank haſtig . . . aber alsdann ſprach er:

„Battany, hör mal! Du, Suleiman, paß auch auf! Sagt doch! Noch einmal! Auf der Sternwarte ließet Ihr mich nicht ordentlich ausreden. Warum ſollen wir denn nicht? Iſt es denn nicht wirklich an der Zeit, einen großen Gelehrtenbund zu gründen? Alle Gelehrten müſſen, wie ich's ſchon öfters empfahl, dieſem Gelehrtenbunde angehören. Wir könnten uns vielleicht „die aufrichtigen Brüder" nennen — oder — oder — „die lauteren Brüder" .... Wie denkt Ihr darüber? Könnten wir nicht einmal ganz in Ruhe die Sache überlegen? Was? Ein Gelehrtenbund muß es ſein, und alle Gelehrten müſſen dem Bunde angehören. Niemand darf fehlen. Auch die Tofailys dürfen nicht vernachläſſigt werden. Werde nicht gleich wüthend, Battany! Schufte ſind es zwar, doch trotzdem ſind ſehr viele feine Köpfe unter dieſen Tofailys. Eigentlich müſſen wir uns doch auch zu den Tofailys zählen. Gewiß, Battany! Rede nicht! Glaub's mir! Boshaft ſind ja die Schurken, wir ſind's aber auch. Du kennſt mich ja, Battany. Du wirſt mich nicht mißverſtehen. Was ſagſt Du, Jakuby?"

Jakuby verſetzte mit ſeiner Fiſtelſtimme:

„Ich bin der Anſicht, daß eine ſo gänzlich abgeſchloſſene Stellung der Gelehrtenwelt dieſer nicht zum Vortheile gereichen kann."

„Und ich," warf Battany verächtlich die Mundwinkel runterziehend dazwiſchen, „habe mich niemals zu den Tofailys gerechnet. Ich pflege in andrer

Weiſe die Genüſſe der Erde durchzukoſten — niemals in bezechter Bewußtloſigkeit."

Weiche feine Saitenklänge dringen aus den Gärten, die am Ufer liegen, auf den breiten Tigrisſtrom hinaus.

Auch eine Flöte iſt zu hören.

Abu Hiſcham fängt nach kurzer Pauſe wieder an — heftig — alſo:

„Aber Praſſer ſind wir dennoch! Jeder praßt nur in ſeiner eigenen Art. Ich mache mir auch Nichts aus ſeinen Freſſereien. Was geht's mich an, wie eine Torte ſchmeckt . . . ich bin froh, wenn ich meinen Hunger ſtillen kann. Doch — genießen — praſſen — will ich auch. Ich bin nur derber als Ihr. Wenn wir auch nicht ſo reich ſind, wie Du, lieber Battany, ſo biſt Du doch nicht mehr als wir. Du biſt ein Aſtronom, und ich bin ein Philoſoph. Das heißt: wir ſind zwei Gelehrte. Wir ſind ſämmtlich Gelehrte."

„Außer Osman," ruft Safur von der Spitze der Barke nach hinten hinüber.

„Ganz recht, Safur," ſagt der Philoſoph, „daß hier Niemand etwas vor dem Andern voraus hat — das iſt alſo klar."

„Ja! Ja!" meint nun Jakuby liebenswürdig, „Dein Buch „Der Zweifler" ſcheint mir ſogar ſehr — höchſt bedeutſam zu ſein. Zwar — ich habe nicht Alles verſtanden . . ."

„Ich auch nicht," ſchreit luſtig Kodama, klopft dabei dem noch immer nicht ſo recht vergnügten Osman herzhaft auf die Schulter.

Alle müſſen lachen.

Abu Hiſcham ſpielt wieder mit ſeiner Pelzmütz und ſchwenkt ſie ſchließlich überm Kopf, damit die Andern wieder auf ihn aufmerkſam werden.

Kodama jedoch reicht dem Philoſophen den Goldpokal; der Philoſoph ſoll erſt wieder trinken. Nach dem Trunk läßt der ſich aber nicht mehr behindern, er redet wieder — folgendermaßen:

„Kommen wir alſo zum Schluß! Sagt! Seid Ihr jetzt nicht mit mir der Ueberzeugung, daß wir gezwungen ſind, uns zuſammenzuthun? Das Verbot des dummen Chalifen ſagt doch genug. Die Nacht iſt ſehr ſchön. Die Möven krächzen. Wir ſegeln einer großen Zukunft entgegen. Der entſcheidende Augenblick iſt gekommen. Demnach! Brüder! Hört! Wollen wir jetzt nicht gleich unſern Bund, den »Bund der lauteren Brüder«, in aller Form begründen? Jetzt gleich muß es geſchehen. Warum ſollen wir's denn aufſchieben?“

„Ihr wollt wohl eine neue Praſſergilde ſchaffen?“ ſtößt nun aufgeregt der dicke Osman hervor.

„Nein, wir wollen,“ entgegnet Abu Hiſcham klug, „der Praſſergilde eine Gelehrtengilde gegenüberſtellen. Nicht wahr, Battany? Biſt Du nicht auf meiner Seite, wenn wir eine Gelehrtengilde gründen, die im vollen bewußten Gegenſatz zur Praſſergilde der Tofailys ſteht?“

„Du willſt wohl nur,“ wirft da höhniſch der Kodama ein, „daß wir uns aufregen und demgemäß raſcher zechen als ſonſt. Nimm! Hier haſt Du den Krug! Keiner wehrt Dir heute mehr zu trinken als ſonſt. Ich trink auch immer mehr — immer mehr!“

Abu Hiſcham lacht und trinkt.

Battany pfeift dazu.

Jakuby räuspert sich — so verständnißinnig.

Osman bricht aber in ein schallendes Hohngelächter aus, sodaß sich selbst der gutmüthige Suleiman unwillig umwendet.

Eine andere Barke, auch von Pechfackeln erleuchtet — wird dabei vorübergerudert — stromaufwärts.

Eine tiefe Frauenstimme tönt dunkel und tieftraurig aus dieser Barke hervor; ein südarabisches Totenlied hallt unheimlich übers Wasser hin.

Battany und seine Freunde lauschen.

Abu Maschar, dem vorn allmählich zu häufig die Wellen über Bord spritzen, geht jetzt in die Mitte des Kahnes und setzt sich dem Abu Hischam gegenüber.

Kodama giebt einem Sklaven, der nicht schnell genug dem Sterndeuter Platz macht, einen sanften Klaps auf den Hinterkopf.

Wie das südarabische Totenlied in der Ferne verhallt, ergreift Abu Maschar, der bisher ganz still war, etwas feierlich das Wort. Er spricht leise, fast flüsternd:

„Warum sollen wir eigentlich einen neuen Geheimbund gründen? Wir Gelehrten bilden doch bereits in der Menschenwelt eine so abgeschlossene Gesellschaft, daß wir diese auch schon einen Geheimbund nennen könnten. Sind nicht die alten Gesellschaftsformen, so wie sie sind, für unser Gesellschaftsbedürfnis vollauf genug? Wer wüst prassen und zechen will, kann sich jederzeit unter die Tosailys begeben. Wer feinere Gesellschaftsgenüsse verlangt, findet sie bei unsrem gastfreien Battany auf schaukelnden Barken und auf unsrer

Sternwarte. Sind nicht schon in den Verhältnissen, in denen wir jetzt grade leben, eigentlich sämmtliche Glückserreger, die uns in den verschiedenen Augenblicken unsres Lebens unentbehrlich erscheinen enthalten? Was wir bedürfen, verlangen und wünschen, das können wir unter den augenblicklich obwaltenden Verhältnissen ebenso leicht und bequem erreichen wie in den erhofften anderen Zuständen, die wir immer erst schaffen müssen. Jedoch — wir haben garnicht nöthig, etwas Neues zu schaffen. Alles, was wir wirklich brauchen, ist bereits da. Glaubt Ihr, die Welt könnte noch besser werden? Glaubt Ihr, ein Geheimbund könnte jemals irgend etwas besser machen? Die Welt ist, wie sie war — und — wird — so — bleiben. Wir haben keine Ursache, die sogenannte Entwicklung der Menschheit irgendwie zu fördern. Eine Entwicklung giebt es ja garnicht. Wir werden nicht klüger werden, als wir sind. Die Menschen werden nach tausend Jahren grade so klug und grade so dumm sein — wie wir's heute sind."

Abu Maschar hielt inne, seine Augen glänzten im grellen Fackellicht — wunderbar schön.

Alle hatten aufmerksam zugehört.

Safur und Suleiman sahen — — bewundernd den großen Propheten an; den Dichtern paßte die Weisheit des großen Sterndeuters.

Jakuby jedoch und auch Battany sträubten sich gegen diese Weisheit, hätten gerne gleich erwidert . . . wenn sie nur gewußt hätten — wie — und was.

Osman und Kodama fühlten sich auch nicht angenehm berührt. Kodama mochte nicht allzu viel nach-

denken, liebte die längeren, umständlichen Erörterungen ganz und gar nicht — liebte die bequeme Kürze, den gedrungenen Witz, das abschneidende Schlagwort . . .

Und Osman — ja — der wußte nicht recht, ob Abu Maschar die richtige Persönlichkeit sein würde, den Abu Hischam mit seinem dummen Gelehrtenbunde mundtot zu machen. Der dicke Schreiber kannte den leicht erregbaren Philosophen sehr genau — so leicht war der nicht tot zu kriegen.

Und richtig — es dauerte auch garnicht lange, und der Philosoph machte durch deutliche Hand- und Armbewegungen der Gesellschaft verständlich, daß er bereit wäre, dem Propheten mit kräftiger Lunge Bescheid zu sagen. Abu Hischam rief gellend — zornig mit den Fäusten gen Himmel drohend:

„Prophet! Der Unsinn, den Du uns da auftischen willst, schreit zum Himmel wie Abels Blut!"

Die Gesellschaft wird erregt.

Die Sklaven blicken scheu zur Seite.

Doch Battany wird plötzlich auch lebhaft.

„Halt!" stößt er heftig vor, „jetzt haben wir, dächt' ich, für heute genug reden gehört. Sehr schöne Reden waren's — sie waren nur leider zu schön. So was strengt an. Ich möchte was vorschlagen. Wir sind morgen Abend bei Said ibn Selm zum Abendessen geladen. Wir könnten also morgen Abend weiter reden. Ueberlegen wir uns bis dahin, wie wir dem weisen Abu Maschar am besten antworten könnten! Seid Ihr einverstanden? Ja? Ich bin müde!"

Lautes „Ja!" in den verschiedensten Formen tönt

von allen Lippen . . . erleichtert fühlen ſich Battanys Freunde.

Nur Abu Hiſcham murrt ein bischen.

Doch das geht vorüber.

Die Sklaven vertheilen ſchon die Wolldecken.

Und Alle freuen ſich auf den Schlaf.

Die Fackeln werden ins Waſſer geworfen.

Die Sterne werden blaſſer und blaſſer.

Die Sklaven ziehen die Segel ein.

Der Steuermann dreht um.

Und die langen Riemen heben plätſchernd die Barke immer wieder höher, bringen ſie langſam ſtromaufwärts — langſam.

Dicht am Uferſchilf rudern die Sklaven.

— — — — — — — — — — —

Auf Battanys Barke iſt es mäuschenſtill.

Safur liegt in ſeiner Wolldecke auf dem Rücken und betaſtet mit den Fingern das Holz auf ſeiner rechten Seite. Er blickt zu den verblaſſenden Sternen hinauf und träumt von ſeiner Tarub.

Das Boot ſchaukelt ſo wohlig, und die Augenlider fallen auch dem jungen Dichter zu. Er taſtet im Traum überall umher. Bald befaßt er die Sterne, bald die Kochtöpfe. Dann träumt er, der Chalif hätte ihm befohlen, aller Menſchen Naſen zu befühlen. Und er athmet ſehr ſchwer, denn die Aufgabe dünkt ihn nicht leicht.

Suleiman denkt an ſein ſtilles Zimmer bei ſeinem alten Gärtner. Dort duften ſeine Reſeden auf dem Tiſchchen neben der alten breiten Matratze. Und

Roſenduft weht hernieder. Und junge Märchenprinzen beugen ſich über das Lager des alten Suleiman — und der Roſenduft entſtrömt den koſtbaren Kleidern der jungen Prinzen. Suleiman ſinkt zurück — ihm iſt, als läge ſein Haupt mit ſeinem reinen weißen Turban in einem duftigen — Veilchenbeet.

Laut ſchnarchen jetzt die Schläfer, die langſam — behutſam — faſt lautlos nach Hauſe gerudert werden.

Es wird Tag.

Bagdad — die Stadt — erwacht.

Der glühende Sonnenball taucht im Oſten hinter der Stadt brennend empor.

Hellauf glänzt die hohe Chalifenburg im ſtrahlenden Tageslicht.

An den Ufern des Tigris — in den Gärten der — Reichen wird's lebendig.

Hübſche junge Sklavinnen baden hinterm Schilf — kichernd.

Und der Thau blitzt auf allen bunten Blumen im Sonnenſchein.

Ein Morgenwind umſäuſelt die ruhigen Palmen, die Schläfer und die kichernden Mädchen, die im Tigris — baden.

Das vierte Kapitel.

Und Safur lehnt an Tarubs Küchenthür, er ruft mit seitwärts geschobenem Kopf:

„Ich stünde nimmer ganz allein,
Wenn ich ewig könnte bei Dir sein."

Doch die Tarub stemmt die Fäuste in die Seiten und sagt zornig:

„Jetzt kommst Du erst? Ist jetzt Morgen? Die Sonne geht ja bald wieder unter. Ich laß mir das nicht mehr gefallen!"

„Tarub!" erwidert wehmüthig der Dichter, „sei nicht so böse! Battany lud uns zu einer Kahnfahrt ein. Wir sind eben erst zurückgekehrt. Aergre Dich nicht! Nein?"

Tarub — schnell besänftigt — sagt rasch:

„Na ja! Ausreden hast Du immer — daran fehlt es Dir nicht!"

Bei diesen Worten hebt sie schon wieder geschäftig einen Kochtopf vom Feuer runter, stellt ihn auf die Platte und holt mit einem Blechlöffel vorsichtig das Fleisch aus dem Topfe heraus. Das Feuer schlägt lodernd in den russigen Schornstein empor.

In der Küche des reichen Said ibn Selm schaltet die Tarub wie eine Herrin. Sie wird fast roth vor Eifer.

Der Dichter flüstert ihr ins Ohr:

„Ja, ja! sei nur schön ernst — das steht Dir gut — ich weiß ja.“

Und da lacht die Tarub über das ganze Gesicht. Safur aber greift nach ihrer Hand, die noch immer den Blechlöffel hält, berührt sehr demüthig mit den Lippen die braunen Finger und sieht dann mit hochemporgezogenen Augenbrauen unter seinem braun und blau gestreiften Beduinengewande zur lachenden Köchin auf.

Tarub schüttelt vergnügt den Kopf, schreit aber plötzlich: „Nein — wie Du wieder aussiehst!“

Indeß das kümmert den Dichter, der nie an seiner Schönheit zweifelt, sehr wenig, denn er schließt seiner braunen Köchin den Mund mit einem Kuß.

Safur wandelt alsdann in der mit rothen Mauersteinen gepflasterten Küche langsam auf und nieder. Er schaut immer wieder Tarubs grünen Wollrock an, der wie ein Sack in steifen Falten den Körper umschließt.

Der grüne Rock hängt an rothen Lederriemen, die über die Schulter gehen und hinten sich kreuzen.

Das weiße Leinenhemd, das den Oberkörper faltig umschließt, sieht auch sackartig aus. Ganz kurz sind die Aermel des Hemdes, das so bläulich-weiß aussieht wie Kuhmilch, die verwässert wurde.

Die kräftigen braunen Arme wirthschaften am Herde so eifrig herum, daß der für gewöhnlich nicht

ſehr lebhafte Dichter ganz überraſcht iſt durch dieſe flinken braunen Arme . . .

Die Tarub iſt feſt gebaut wie aus Erz. Ihr ſchwarzer Zopf fliegt bei jeder Bewegung bald nach rechts — bald nach links.

Jetzt wendet ſie das breite Geſicht zu ihrem Dichter. Ihre großen ſchwarzen Augen glänzen unter buſchigen Brauen. Sie zeigt ihm ihre weißen Zähne, ſchüttelt ſich das ſchwarze ſträhnige Haar aus der niedrigen Stirn und fragt leiſe:

„Was iſt Dir denn wieder in die Krone gefahren?“

Safur blickt ſeine Köchin nachdenklich an und ſagt ernſt:

„Ich habe Hunger, Tarub!“

„Pfui!“ ruft ſie da, „ſchämſt Du Dich nicht? Ein ſolcher Feinſchmecker wie Du hat Hunger?“

Safur verſetzt ernſt:

„Ein wahrer Feinſchmecker iſt niemals ſatt.“

Tarub ärgert ſich über dieſe Worte, ſagt ſchnippiſch: „Warum kamſt Du denn nicht früher? Jetzt, wo ich ſo viel zu thun habe, biſt Du hier. Zieh doch den Vorhang fort!“

Safur zieht den ſafrangelben Vorhang vom breiten offenen Fenſter zurück und ſchaut in Saids grellbunten Garten hinein.

Die Sonne ſcheint dem Dichter von links oben ein bischen auf den Kopf und auch auf die rechts gelegene weiße Küchenwand, an der eine lange Reihe ſtarker Meſſer mit prächtigen Griffen glänzend aufblitzt.

Tarub geht dann mit ihrem Blechlöffel zu dem

ſinnenden Dichter, dreht ihn um und blickt ihn an, ſteht breitbeinig da und wackelt mit dem ganzen Körper luſtig von rechts nach links und von links nach rechts — wie ein Bär.

Und indem ſie die Augenbrauen ſo hochzieht wie vorhin der Safur, fragt ſie ſchmeichelnd:

„Nu? Na? Was möchteſt Du jetzt wohl eſſen? Nu? Na? Sag! Ja?“

„Alles!“ ruft da lachend der Dichter.

Drob freut ſich die Tarub, wackelt wie ein Bär durch die ganze Küche und ſpricht darauf ſehr ernſt, indem ſie die Hände faltet:

„Oh! Oh! mußt Du aber hungrig ſein! Setz Dich gleich da drüben auf die Baſtdecke — ſchnell! Ich werde vor Dir auch ein weißes Tuch auf die Erde breiten. Setz Dich!“

Safur ſetzt ſich denn auch mit untergeſchlagenen Beinen und zufriedenen Geſichtszügen auf die Baſtdecke. Und Tarub breitet das weiße Linnenzeug auf den rothen Ziegeln mit raſch bewegten Händen vor ihm aus.

Danach bringt ſie ihm das Eſſen.

Sie erklärt:

„Hier haſt Du hartgeſottene Steppeneier mit gelber Sonnentunke. Der Holzteller, auf dem die Eier ruhen, iſt ganz neu und von einem ganz alten Beduinen am Rande geſchnitzt. Und hier haſt Du auf dunkelblauem Porzellan ſauren Waldſalat .... Nachher giebt's Bratfiſch. Willſt Du noch die Oelflaſche?“

Safur bittet um die braune mit dem langen Halſe.

Und auf einem Wandbrett unter alten Kruken und Gläſern, Bechern und Näpfen findet die Tarub nach längerem Suchen auch dieſe braune Oelflaſche mit dem langen Halſe . . . .

Safur freut ſich drüber.

Tarub auch — ſie hebt die Lederriemen, an denen das grüne Wollkleid hängt, höher. Sie ſpannt die Sehnen des gedrungenen braunen Halſes kräftig an, ſtößt das Kinn und die Unterlippe vor und ſieht zu, wie ihr Dichter ißt. Sie hofft, Safur werde ihr ſo recht was Nettes über die gelbe Sonnentunke ſagen. Der hört aber gleich wieder mit dem Eſſen auf und redet jetzt die Finger der braunen Rechten groß ausſpreizend mit weicher Stimme:

„Ich fühle mich ſo ſehr wohl. Ein großes Wohlbehagen empfand ich ſoeben. Ich empfinde das jetzt noch. Kennſt Du das auch? Es war mir in meinem ganzen Körper ſo unbeſchreiblich wohlig. Es überkam mich ſo plötzlich eine ganz ſelige Stimmung. Ich dachte Nichts, ich fühlte nur. Mein ganzer Körper fühlte. Nur ein paar Augenblicke hielt es an. Aber es war nicht eine einfache Sinnesempfindung. Ich ſchmeckte Nichts und ſah Nichts — ich fühlte auch nicht nur in den Fingern — Alles fühlte an mir und in mir. Ob eine ſo allgemeine körperliche Geſammtempfindung nur eine Magenſtimmung iſt? Ich habe noch garnicht Luſt zum Eſſen. Ich fühle mich ſo ſehr wohl. Jetzt merke ich etwas über dem Magen — unter der Bruſt . . .“

Beſorgt fragt die Tarub:

„Haſt Du Leibſchmerzen?“

Safur ſchüttelt den Kopf und zertheilt wieder mit dem zierlichen kleinen Spatenmeſſer die Steppeneier, thut Sonnentunke mit einem Porzellanſtäbchen hinauf — und ißt wieder — langſam — bedächtig — ſchmeckend.

Der Dichter will dann Kameelsmilch.

Und in einer feinen Thonſchale, die mit krauſen Blumen bemalt iſt, reicht Bagdads berühmte Köchin die Milch ihm hin. Und er trinkt in langen Zügen — ſchlürfend — mit der Zunge ſchnalzend — lächelnd.

Die Tarub pökert währenddem mit der Feuerzange in den glühenden Holzkohlen herum, rückt den Dreifuß zurecht, ſetzt eine Bratpfanne hinauf und ſchmilzt Fett darin. Sie legt ſodann einen großen Windfiſch ins Fett und bratet den Fiſch.

„Mir iſt behaglich zu Muthe," ſagt der Dichter.

Er kaut den friſchen ſauren Waldſalat, und dabei ſchweift ſein Blick über die langen Reihen buntfarbiger irdener Kruken und Krüge, die auf den Wandbrettern ſtehen und ſich prächtig von der weißen Kalkwand abheben. Viele Schüſſeln ſtehen auch ringsum an den Wänden.

Neben der Waſſertonne liegt gehacktes Holz und brauner Torf.

Auf einem gebeizten ſchwarzen Holzgeſtell thronen feierlich Porzellanſchalen und Taſſen — mit Blumen und ſeltſamen Figuren bemalt. Das Porzellan ward aus dem fernen China auf Dſchunken nach Bagdad gebracht. An dieſem Porzellan bleiben Safurs Blicke hängen, und er meint lachend:

„Du, Tarub! Jetzt habe ich bald aus allen jenen

Schalen und Taſſen, die dort auf dem ſchwarzen Geſtell ſtehen, gegeſſen und getrunken, nicht?“

„Ei ja!“ erwidert das braune Mädchen, „aber ſage mal: ſchmeckt es Dir denn auch? Du ſagſt heute Nichts!“

„Wie ſollte mir,“ ruft der oftmals überſchwängliche Dichter, „das, was Du kochſt, jemals nicht ſchmecken? Iſt doch unmöglich. Ich habe ja ſchon Alles aufgegeſſen. Tarub, Niemand kocht wie Du — glaub's mir! Gieb mir Brot und den Salzbottel.“

Tarub nickt vergnügt, als wär' ihr was geſchenkt.

Der Windfiſch iſt gebraten — ganz knusprig. Die große Köchin koſtet ihn und ſagt: „Hm!“

Danach ſtellt ſie Brot, Salz und Fiſch vor ihren lieben Dichter und ſagt: „Nun?“

Er ſtreichelt ihre Hand und will noch eine Zitrone — bekommt ſie auch gleich.

Der braun gebratene knusprige Windfiſch liegt auf einem ſilberblanken Zinnteller.

Tarub kauert ſich Safur gegenüber an die Erde, betrachtet ihn — — — freut ſich, daß es ihm ſchmeckt.

— — — — — — — — — — —

„Weißt Du, Tarub!“ hebt nun der Dichter lachend an, wie er ſich die letzten Gräten des Windfiſches aus den Zähnen zieht, „während ich ſo aß, hatte ich einen prächtigen Traum, denn der Windfiſch ſchmeckte vortrefflich — den lieb ich — beſonders gebraten. Ich träumte — mir war ſo, als wäre ich ein Rieſe und ſäße vor dem großen Meer — und mir kamen die einzelnen Fiſchtheile wie wunderliche kleine Inſeln vor.

Verſtehſt Du nicht? Ich glaubte, kleine Inſeln zu eſſen und das Meer brauſen zu hören, in dem die Windfiſche herumſpringen.“

„Was Du auch Alles glaubſt!“ ruft da erſtaunt die Tarub.

Safur aber fährt fort:

„Man muß noch viel mehr beim Eſſen denken. Ich verſtehe nur das Eine nicht: denke Dir nur — der große Weltreiſende Jakuby, doch ſonſt ein wirklich feingebildeter Mann, verſteht vom Eſſen Nichts — wahrhaftig — Nichts; er hält die Genüſſe der Zunge für ganz niedrige — für thieriſch.“

Entrüſtet ruft die braune Köchin:

„Iſt es möglich?“

Der Dichter ſpricht nun weiter:

„Ich verſuchte den großen Gelehrten, der doch faſt alle Länder der Erde kennt — China, Arabien, Spanien, Afrika — zu widerlegen. Ich ſagte: warum ſoll ich mich für eine köſtlich ſchmeckende Speiſe nicht ebenſo herzlich begeiſtern wie für eine neue Stadt oder für ein neues Buch? Warum nicht? Ich empfinde doch beim Eſſen ebenſo leicht was wie beim Leſen und Reiſen. Doch er verſtand mich nicht. Und der alte Querkopf Abu Hiſcham — den Philoſophen meine ich — der ſtand dem Jakuby noch bei.“

„Weißt Du,“ erklärt eifrig die Tarub, „vom Eſſen verſtehen eigentlich die meiſten Menſchen Nichts. Dieſer dicke Vielfraß, der Schreiber Osman! ich ſage Nichts — aber ich habe ſehr oft das Gefühl, als wär's ihm ganz gleichgültig, was er ißt — wenn's nur Viel iſt.“

Safur ſchiebt die Schuld an dieſer Vieleſſerei den Tofailys in die Schuhe — dieſe Schlemmer müßten Alles unmäßig treiben, anders wäre ihnen nicht wohl...

Jetzt plaudern die Beiden, erzählen ſich was.

Der Tarub fällt dabei was Neues ein.

„Bei Allah!“ fängt ſie erſchrocken an, „ich vergaß ja — haſt Du denn noch Nichts von dem Morde heute Morgen gehört? Nein?“

Safur hält dieſen Mord nicht für beſonders merkwürdig, iſt der Meinung, daß ſo was alle Tage in Bagdad vorkommt.

Das bringt aber die Tarub ganz aus der Faſſung, ſie redet ihrem Dichter ins Gewiſſen:

„Safur!“ ſagt ſie eindringlich mahnend wie eine Mutter, „wie kannſt Du ſo ſprechen? Es iſt doch ſchrecklich, einen Menſchen zu morden. Ueber den Tod darfſt Du nicht ſo »leichtfertig« denken. Sieh, dieſe wüſten Tofailys haben den Mord begangen — einen alten Wollkrempler haben ſie totgeſtochen. Du ſollteſt doch nicht mehr mit den Tofailys verkehren — ſonſt ſtechen ſie Dich auch noch tot! Verſprich's mir!“

„Hier haſt Du meine Hand!“ ruft feierlich der Dichter aus, „ich will mich um Deinetwillen niemals totſtechen laſſen.“

Die Tarub ſpringt ärgerlich auf, ſie iſt bös — immer, wenn ſie ernſt wird, iſt er ſpöttiſch — ſo recht nichtswürdig kann er ſein.

Safur tröſtet ſeine ärgerliche Köchin in ganz eigener Art, ſagt:

„Höre, liebe Tarub! Mord iſt Mord — Mord

bleibt auch Mord — ob Du darüber traurig oder vergnügt biſt, wird aus dem Morde nicht etwas Andres machen — Thatſachen ſind und bleiben unveränderlich. Du kannſt Dich über Alles grämen, über Alles kannſt Du Dich ärgern — kannſt Dich aber auch über Alles freuen — über Alles lachen, Alles verſpotten — darfſt auch Alles beweinen. Wie man ſich n a ch einer That — oder einer feſten Thatſache gegenüber benimmt, das iſt grauſig gleichgiltig."

Dieſe weisheitsvollen Worte verſteht die Tarub natürlich nicht — das iſt ihr viel zu ſchwer.

Sie wird aber immer ruhig, wenn ſie das Gefühl hat, daß er doch eigentlich ſchrecklich klug iſt . . . das weiß natürlich der ſchlaue Dichter.

Er bekommt jetzt Durſt, und ſie — vergißt den Mord — reicht ihm in einer Muſchel knieend ein paar duftende Oliven dar.

Er beißt in eine Olive hinein und umarmt dann ſeine Tarub, küßt ihr die Stirn und die Augen, die Wangen und den Hals, die kleinen kalten Ohren und die heißen Lippen.

Wie er die Tarub losläßt, eilt ſie an den Pumpenſchwengel und pumpt einen hohen Silberbecher halb voll Waſſer, gießt Wein aus einer kleinen Kanne hinzu und reicht es ihrem geliebten Dichter mit der Linken, lächelt ihn innig an. Der ſchwarze Zopf liegt ihr dabei auf der linken Bruſt.

Safur zieht die gute Tarub zu ſich nieder — und ſie trinken Beide . . .

Jedoch — leichtfertig hat ſie ihn genannt. Das vergißt er nicht ſo ſchnell, er mutzt ihr das auf.

„Leichtfertig," ſpricht er ſpitz, „leichtfertig haſt Du mich genannt. Das bin ich ja noch garnicht. Ich möcht' es ganz gern werden. Aber:

O! glaube mir, es iſt nicht leicht,
Das ganze Leben leicht zu nehmen."

Pauſe . . .

Sie trinken.

Die Tarub bewundert des Dichters weiche Stimme, die jetzt wieder recht nachdenklich durch die Küche hallt — folgendermaßen:

„Ja das Leben! Ich glaube, ich nehme das Leben viel zu ernſt. Zwar — ich will nur genießen. Doch ich kann nie fein genug genießen. Ich möchte den Genuß ſo fein machen wie einen Geiſt — wie ein Frauenhaar. Man muß ſo mit allen Fingerſpitzen genießen — die feinſte Reizung der Haut muß empfunden werden. In jedem Augenblicke müßte man anders erregt und bewegt werden — und zwar bewußt. Man muß die Bewegung jedes fallenden Blattes mitfühlen. Da ich ſo viel Neues in jedem Augenblicke genießen will — ſo bin ich auch immer wieder ein Andrer. Jeden Tag will ich auch was Andres.

Was ich geſtern war,
Bin ich heute nicht.
Jeder neue Morgen
Zeigt ein neu Geſicht."

Wieder Pauſe.

Die kleine Tarub denkt — er hat 'ne Andre.

Er muß ſie beruhigen.

Er ſtreichelt ſie, iſt ſehr zärtlich.

Er flüſtert ihr Schmeichelnamen in's Ohr, nennt ſie „lieber Bär“ . . . „protter Bär“ . . . „Buſſelbär“ . . .

Sie lachen und eſſen Oliven und trinken Wein aus Baſſora dazu — der ſchmeckt ſehr ſchön.

„Bär,“ fragt er, „wie lange iſt es ſchon her, daß ich zu Dir in die Küche komme?“

Bär weiß nicht, denkt, es ſei ſchon ſchrecklich lange. Doch das glaubt er nicht, er meint:

„Nicht doch! Mir iſt, als wenn es erſt ganz kurze Zeit wär'. Oh! Der Genuß der Menſchen iſt ſo flüchtig. Man genießt eigentlich immer nur den einzelnen Augenblick. Ich glaube, ein ſtändiges unveränderliches Glück giebt es garnicht. Wirklich! Wir kennen nur Augenblicksgenüſſe. Darum darf man ſich nicht darauf beſchränken, blos große hocherhabene Gefühle zu ſuchen und zu pflegen — die kann man doch nicht immer haben. Man muß auch an Allem, was klein iſt, ſich ergötzen. Sonſt wird man ſehr oft unbefriedigt und unglücklich ſein. Da drüben die blanken Meſſingkeſſel und die bunten irdenen Tiegel — die ſind mir auch allmählich lieb und werth geworden. Ich ſuche an jeder Kleinigkeit etwas zu finden. Deshalb eſſe ich auch ſo bedächtig — mit Verſtand, wie Du zu ſagen pflegſt. Man muß ſich an den Augenblicksgenüſſen feſtklammern, als wären ſie Alles, was wir jemals erreichen könnten. Die großen erhabenen Stimmungen ſind eigentlich auch nur für den Augenblick da. Ja — immer kann man

ſich nicht für große Dinge und für große Empfindungen — für das ſtark und heftig Erregende — begeiſtern — oder man lügt ſich was vor — oder das Große iſt nicht mehr groß.“

„Ich möchte noch viel öfter,“ bemerkt zaghaft die kleine Tarub, „mit Dir zuſammen ſein. Du mußt mir noch Vieles erklären. Ich verſtehe Dich zuweilen nicht ſo raſch. Willſt Du noch Wein, Safur?“

„Gutes Kind!“ entgegnet er freundlich, „ach ja! ein wenig!“

Safur ſitzt da in ſeinem braun und blau geſtreiften Beduinengewande — wie ein hockendes Zebra.

Er ſtützt den Kopf in die Hand. Das feine ſchmale Geſicht mit dem ganz ſchmalen feinen Naſenrücken ſieht nachdenklich auf die ſchimmernde große Muſchel, in der noch wie eine große grüne Perle eine Olive ruht.

Aus Saids Garten weht ein ſtarker Blumenduft in die Küche. Vom Feuer her riecht man jetzt das kochende Fleiſch — ganz ſchön iſt das.

Im ruſſigen Schornſtein hängen geräucherte Lammrippen.

Der rothe Ziegelboden iſt ſauber geſcheuert. Neben dem Herde ſteht noch der ſchmutzige Scheuereimer.

Und die Tarub in ihrem grünen Wollrock wirthſchaftet in ihrer Küche ſo eifrig herum, daß Safur ganz erſtaunt iſt — der verſteht niemals, wie man das Wirthſchaften ſo wichtig nehmen kann.

Wieder bringt ſie Wein — aber ſie hat ihn dies-

mal gewürzt mit alten getrockneten Kräutern, die sie aus alten Büchsen und Dosen hervorkramte.

Der Wein duftet nun noch schöner als das Fleisch im Kochtopf — fast schöner als Saids Blumen.

Safur und Tarub trinken.

Der Wein macht den Dichter ganz tiefsinnig.

„Der Mensch," flüstert er — so als wenn er allein wäre, „kann nicht in einem fort lachen, kann auch nicht fortwährend weinen, kann nicht immer traurig sein und auch nicht ewig sich selig fühlen. Dieses glaube ich. Daher muß man die einzelnen Augenblicke des Lebens gesondert genießen und vor Allem nicht immer geneigt sein, jeden Augenblick zu verlängern. Jede Lust währt ihre Zeit — wenn sie vorbei ist — dann ist sie vorbei. Daran muß man sich gewöhnen. An jedem Tage — in jeder Stunde sieht unser Wohlbehagen und unsre Erregung ganz anders aus. Oft ist uns auch die Unruhe und das Unbehagen nöthig. Die schmerzlichen Empfindungen sind auch von manchen Genüssen gar nicht zu trennen. . . ."

Das Alles ist nun Nichts für die Tarub — die will ihn daher auf andre Gedanken bringen, er soll nicht so viel denken — sie erzählt ihm:

„Du, Dichter! Hör blos! Die Abla steht jetzt den ganzen Tag vor ihrem neuen Spiegel. Schrecklich! Nicht?"

„Das verleidet ihr," entgegnet der Dichter, „den Genuß. An einer und derselben Sache kann man nicht stets das nämliche Wohlgefallen empfinden. Der Genuß läßt sich nicht wie ein Gummiband verlängern. Wir

müſſen immer wieder neue Reize ſuchen — ſonſt ſtumpfen wir ab. Selbſt gebratenen Windfiſch kann man nicht alle Tage eſſen."

Der Dichter, der ſich jetzt ſehr weiſe vorkommt, erhebt ſich, bewundert die Sauberkeit der Küche, vergleicht Tarubs Küche mit einigen andren ſehr ſchmutzigen Küchen und ſchaut dann nachdenklich in eine tiefe Holzwanne, in der ſich ein paar dicke Aale wild herumtummeln; ſie winden ſich durcheinander und hauen ſich mit den Schwanzſpitzen. . . .

Tarub rührt Teig — aus dem dunkle Kronenklöße gemacht werden ſollen — hurtig zurecht. Alles geht ſehr flink. . . .

Und beim Teigrühren erzählt die Tarub, daß ſie des Morgens jene ſchöne gelbe Schüſſel, aus der Safur zum erſten Male in ihrer Küche gegeſſen — und zwar junge Hühner in altmekkaniſcher Brühe — fallen gelaſſen habe und daß die ſchöne gelbe Schüſſel zerſchlagen ſei.

Dieſe Nachricht ſtimmt den Dichter ſehr ſehr traurig, er umarmt ſeinen Bären und wird ganz gerührt.

Und die Tarub beginnt nun, in alten Erinnerungen zu kramen; das Kramen mag ſie für ihr Leben gern.

„Safur," hebt ſie an, „weißt Du auch, daß Du mir damals noch die ſchöne Zuckerbüchſe mit Deinem alten Säbelknauf verbeulteſt?"

„Ich weiß," ſagt der Dichter.

Er berührt gleichzeitig mit den Fingerſpitzen ein paar dicke blutige Rindskeulen, die an kräftigen Eiſenhaken vor der weißen Kalkwand hängen.

„Oh!“ fährt aber der Bär fort, „weißt Du auch noch, wie Du da drüben an der Wand auf den weißen Mehlſäcken ſaßeſt, mit den Füßen ſtrampelteſt und mir Dein erſtes Gedicht an Deine Tarub vorlaſeſt? Weißt Du noch? Mir waren gerade die Speckſtücke ins Feuer gefallen.“

„Ich weiß,“ ruft lachend der Dichter.

Er ſchiebt einen leeren Weinſchlauch mit dem rechten Fuße an die Wand, nimmt das Beil vom Nagel und hackt ſeiner braunen Köchin ein bischen Holz klein.

Das Kochgeſchirr aus blankem Meſſing, das neben dem Herde hängt, blitzt und funkelt. Die grün und blau geſprenkelten Honiggläſer glitzern hinter dem Pumpenſchwengel.

Die große Stahlſchaufel lehnt am Thürpfoſten.

Die blau und roth geſtickten Leinentücher baumeln — etwas ſchmutzig ſind ſie — über dem Kehricht-eimer.

In den Eiseimern thaut das Eis.

Es iſt ſo ſchrecklich ruhig in der großen Küche des reichen Said.

Eier quirlen ſoll der Dichter ſchließlich.

Er thut es und denkt daran, wie er die kleine Oellampe mit dem langen Docht an der Schnauze zum erſten Mal in einer dunklen Nacht hier in der Küche brennen ſah — er half da der Tarub noch die vielen Löffel putzen.

Als er mit dem Quirlen fertig iſt, will er die kleine Oellampe, die zwiſchen kleinen lila gefärbten Näpfchen ſteht, anſtecken.

Aber da kommt er ſchön an.

„Biſt Du verrückt?“ ſchreit die Tarub, „jetzt am hellen Tage willſt Du die Lamp' anſtecken? Du fängſt ja wieder gut an. Solche Dummheiten kann ich nicht leiden.“

„Sei doch nicht gleich ſo!“ ſpricht milde der Dichter, dem die rauhen Worte wie Fauſtſchläge vorkamen, „dieſe Heftigkeit iſt mir ſchrecklich — mir wird gleich ganz heiß, wenn Du in ſo roher grober Weiſe redeſt.“

Doch die Tarub geht an den hölzernen Pumpenſchwengel und pumpt, daß das Waſſer überſchäumt und den blank geſcheuerten Ziegelboden naß macht . . . ſie lacht darüber aus vollem Halſe; ihr Lachen ſchallt in den Garten hinaus.

„Da hätteſt Du bald das Waſſer in die Milch geſpritzt — die großen Milchſchalen könnten auch mal bedeckt werden.“

Alſo der Dichter.

Doch ſeine dralle Köchin ſagt rauh:

„Waſch Dir doch die Hände!“

„Nein — ſei nicht ſo rückſichtslos!“ ſagt er.

Doch gleich darauf wäſcht er ſich wirklich die Hände; ſie waren ja thatſächlich ſehr ſauber nicht.

Wie die Hände ſauber ſind, iſt Safur wieder ruhiger — er lächelt ſogar, lächelt über ſeinen protten Bären, der ihn immer wieder verletzt — immer wieder.

Die Erinnerungen an alte Zeiten machen den Dichter wieder friedlich — er freut ſich über die vielen Kiepen mit Pfirſichen, Birnen, Gurken, Waldbeeren und

Kirſchen. Am Fenſter in einer Ecke liegen auch ein paar Dutzend Tauben — in einer Reihe — ihre toten Köpfchen hängen trübſelig auf der Seite.

Tarub geht hinaus, ſie muß nach der eitlen Abla ſehen, ob die auch mit ihrer Zuckerbäckerei fertig wird — Saids Abendeſſen ſoll fürſtlich werden.

„Sollſt doch nicht ſo die Stirn krauſen!“ ruft ſie noch, als ſie ſchon beinahe draußen iſt, ihrem Dichter freundlich zu.

Der Safur nickt und befühlt mit ſeinen reinen Händen die fein getriebene Arbeit des großen kupfernen Eiskübels, in dem künſtlich Eis erzeugt wird.

Er denkt — ſpricht dabei zuweilen ganz laut:

„Wie ſeltſam alle dieſe Küchengeräthe auf mich einwirken. Ich erinnere mich heute faſt an meine halbe Vergangenheit. Als Tarub Kopfſchmerzen hatte und ich ihr Eisumſchläge machte, da war ſie ſo dankbar — ſo weich und zärtlich. Dieſes Aufbrauſen berührt mich ſo entſetzlich roh. — — Aber die Erinnerung verſchärft doch die Genüſſe. Wenn ich aus einem alten, mir vertrauten Kochtopf eſſe — ſo empfinde ich die früher genoſſenen Speiſen noch einmal auf der Zunge — nur ſo halb — aber ſie würzen doch das neue Gericht. Mit ſolcher Wiederholung eines Genuſſes kann man wohl eine ſehr verfeinerte verſchärfte Empfindung erzielen. . . . Wenn man nur alle Arten der Genußverſchärfung genauer kennen würde! . . . Verſchärfen läßt ſich ein Genuß, aber nicht verlängern — das iſt wichtig. . . . Zum Beiſpiel: eine Liebesſtimmung ſoll man auch nicht länger machen wollen — als ſie iſt —

ſie iſt auch kein Gummiband. . . . Jedenfalls iſt mir nun das Eine klar: man muß in jedem Augenblick einen neuen Genuß oder einen verſchärften Genuß zu empfinden trachten — man darf nicht kleben bleiben an der einzelnen Luſtempfindung. Der verſchärfte Genuß iſt nur eine beſondre Art von den neuen Genüſſen . . . die Erinnerung ſpielt hier die Rolle eines feinen Gewürzes. — — Und dann darf man nie vergeſſen, daß man einen andauernden Glückszuſtand nicht in ſich erzeugen kann. Man muß immer im Auge behalten, daß der einzelne Genuß nicht allzu lange genießbar iſt — man darf ſich daher nicht blos einer beſondren Gattung von Genüſſen zuwenden — man muß alle — alle — alle Genüſſe durchkoſten wollen — immer wieder andre — immer wieder neue, feine, vergeiſtigte Gefühle — aus dem trockenen Brot muß man ebenſo viel Genußerreger rausziehen können — wie aus der raſendſten tollſten glühendſten Liebesleidenſchaft. Das höchſte Lebensglück beſteht in dem Leben, das da aufweiſen kann: die größte Zahl von glücklichen Augenblicken — die man nicht verlängern ſoll — die man auch nicht verlängern kann — die man nur zuweilen durch Erinnerungen und luſtige Verſe verſchärfen darf. Verlieben darf man ſich nicht in die einzelnen Genüſſe — kleben bleiben darf man nicht an den einzelnen Augenblicken. Man muß ohne Schmerz weiterſpringen — wenn die eine Wieſe ein bischen abgegraſt iſt. Nur nicht traurig werden! Mit geballten Fäuſten oder anders will ich unermüdlich danach ſtreben, die größte Zahl fein verzückter Augenblicke zu durchkoſten. Ich will der glück-

lichſte Menſch ſein. Nichts ſoll mir zu klein und Nichts zu groß ſein. Genießen will ich — genießen!“

Ein durchdringender Blüthenwind ſtrömt aus dem Garten kühl in die Küche.

Safur fröſtelt. Er dreht ſich um.

Die Küchenthür ſteht ſplarweit offen.

Und die Tarub, Bagdads berühmte Köchin, kniet dort auf der Schwelle — faltet die Hände — thut ſo, als ob ſie ihren Dichter anbetet. . . .

Das fünfte Kapitel.

Piepsend schießen Schwalben vorüber — vorüber an dem reichen Said ibn Selm, der unter seinem kostbaren Zeltdache steht und eine lange Küchenrechnung liest.

Und er murmelt in seinen rechteckigen Bart:

„Die Gewürze werden zu theuer — viel zu theuer; die Tarub verbraucht zu viel — viel zu viel. Alles viel zu theuer — viel zu viel!"

Saids ältester Sklave, der Hausmeister, wagt es, mit dem Kopfe zu schütteln.

Said fragt erstaunt:

„Oh, mein Hausmeister, warum schüttelst Du mit dem Kopf?"

„Oh, Herr!" antwortet der alte Sklave treuherzig, „die Tarub ist die sparsamste Köchin, die ich jemals sah."

„Das glaubst Du selbst nicht!" ruft zornig der Herr des Hauses — er wendet sich und geht ab.

Der Hausmeister steht einen Augenblick allein und denkt nach.

Dann klatscht er in die Hände, und es erscheinen hübsche junge Knaben mit Räuchergefäßen und kupfernen

Waſchbecken, mit prachtvollen Teppichen und großen gurkenförmigen Papierampeln, die ganz dunkelroth ſind.

Unter dem koſtbaren Zeltdache, das ſchräg von der Hauswand in den Garten hinuntergeht — wie ein ſchlaffes Segeltuch — auf Saids berühmter Eſtrade — ſoll gleich das üppige Abendeſſen eingenommen werden, zu dem Battany und ſeine Freunde feierlich geladen wurden.

Die viereckige ſehr geräumige Eſtrade iſt vorn offen und führt da in den Garten — rechts, links und hinten wird ſie durch Teppiche abgeſchloſſen, die man zurückziehen oder leicht an die Seite ſchlagen kann, wenn Jemand durch will . . .

Die Knaben hängen flink vorn am Zelttuch die Ampeln auf, ſtellen die Räucher- und Waſchgeräthe in die Ecken, breiten die Teppiche, die ſie mitbrachten, auf den Boden und verſchwinden dann wieder — faſt geräuſchlos.

Der Hausmeiſter iſt abermals allein.

Der Springbrunnen im Garten plätſchert ſehr laut und ſehr luſtig.

Es wird allmählich dunkler.

Und wie's nun ſo dämmerig iſt, ſchiebt ſich vorſichtig rechts durch die Teppiche ein reizendes weißes Geſicht durch — mit feuerrothen Haaren, in denen weiße Roſen ſtecken — das iſt die eitle Abla.

Und links erſcheint ein gelbes Geſicht mit großen braunen Augen und ſchwarzen Haaren, in denen blaue Veilchen ſtecken — das iſt die Sailóndula — ein Mädchen aus dem fernen Indien.

„ſt!“ macht das Mädchen rechts.

„ſt!“ macht das Mädchen links.

Und dann kommen ſie Beide vor und umarmen den Hausmeiſter.

Der ſchaut erſtaunt erſt die Abla an — die ſo reizend ausſieht in ihren Beinkleidern aus hellblauer Seide — ihr Oberkörper iſt nur mit einem zarten, ganz dünnen, weißen Spitzenhemd umhüllt. Dann ſchaut er ebenſo erſtaunt die Sailóndula an, die einen weingrünen Seidenrock trägt, der nur bis zum Knie reicht. Die ſchlanken Beine des gelben Mädchens ſind vom Knie ab unverhüllt.

„Kinder!“ bemerkt dann bedächtig der Hausmeiſter, „wo habt Ihr denn die ſchönen Kleider her?“

„Die hat uns Said,“ erwidert die weiße Abla, „beim Schneider Dſchemil gekauft. Weißt Du auch warum?“

„Ach, wie ſoll ich das wiſſen?“ verſetzt der Alte.

Und nun erklären die beiden Mädchen flüſternd und haſtig, daß ſie zu den Gäſten fürchterlich liebenswürdig ſein ſollen, damit die Gäſte nicht zu viel eſſen . . .

Und kichernd erzählen auch die Beiden, daß ſie einen Plan ausgeheckt haben: ſie wollen dem Said, dem alten Geizhals, beim letzten Gericht einen Schlaftrunk geben . . . d. h. der gute Hausmeiſter ſoll dem Said den Schlaftrunk geben. Die Mädchen küſſen den Alten — und er weiß ſich nicht zu helfen — er verſpricht Alles zu thun, was man von ihm verlangt . . .

Jetzt iſt es aber ganz dunkel geworden.

Die Knaben ſtecken die Oellämpchen in den gurkenförmigen rothen Ampeln an . . .

Wie die brennen — erſcheint die Tarub.

Sie hat dunkelrothe Roſen im ſchwarzen Haar, der Zopf liegt ihr auf der Bruſt. Ein gelbſeidener Rock umhüllt ihren braunen breiten Körper bis zum Knie, und ſchwarzſeidene Beinkleider umhüllen bauſchig ihre dicken Beine.

Die ſechs Arme der Mädchen ſind ganz unbekleidet, doch die ſechs Füße ſtecken in kleinen rothen Lederpantoffeln.

Was jedoch thut die Tarub?

Oh — die ſchimpft gleich wieder.

Die muß immer ſchimpfen, ſonſt kann ſie nicht leben.

Sie ſchimpft, daß das Räucherwerk noch nicht brennt.

Na — die Knaben beeilen ſich, Myrrhen, Weihrauch, Sandarakholz und andre wohlriechende Stoffe vorſichtig anzuzünden.

Die Rauchwolken wirbeln empor.

Und die Gäſte erſcheinen.

Es kommen immer zwei zugleich, Arm in Arm — aber ſchweigend.

Abu Maſchar kommt mit Abu Hiſcham.

Battany kommt mit Jakuby.

Osman naht am Arm des Kodama.

Die Mädchen kichern, wie dieſe beiden Dickbäuche feierlich eintreten.

Zuletzt erſcheint Safur mit Suleiman.

Der Letztere hält eine Rolle in der Hand.

Die acht Freunde begrüßen die lachenden Mädchen — die Tarub mit ganz beſondrer Hochachtung — die benimmt ſich daher auch ganz königlich — die iſt ſo glücklich und ſo ſtolz.

Die acht Freunde warten alsdann.

Said pflegt immer — ſeine Freunde warten zu laſſen. Das iſt ſo Sitte in ſeinem Hauſe.

Nach einer guten Weile aber kommt der Hausherr endlich zum Vorſchein — er trägt einen ſchwarzen Seidenkaftan und einen ſchwarzen Seidenturban.

Zwei ſchwarze Knaben fächeln dem Hausherrn mit indiſchen axtförmigen Fächern Kühlung zu.

Die Gäſte verbeugen ſich.

Said lächelt.

Dann treten Alle zur Seite, und Suleiman geht dem größten Geizhals von ganz Bagdad — dieſem unglaublichen Said ibn Selm — mit einer Ehrfurcht entgegen, mit der man in Bagdad gewöhnlich nur dem verrückten Chalifen zu nahen pflegt.

Suleiman hebt dabei ſeine Rolle hoch empor und ſpricht:

„Said ibn Selm, wir grüßen
Feierlich Dein feſtlich Nahn.
Said ibn Selm, wir lächeln
Selig, daß Du endlich kamſt.

Deine Augen, Said, grüßen
Alle, die Dich heute ſahn,
Wie zwei ſtille Märchenblüten
In der Hand des Bräutigams.

Immer kann man nicht verliebt ſein,
Ewig währt kein einzger Wahn,
Aber heut muß ich Dich preiſen —
So wie Du's noch nie vernahmſt.

Said, milder Freund, wir ahnen,
Was wir heut von Dir empfahn.
Du verbreiteſt märchentrunken
Ach — die Luſt des Bräutigams.

Wenn im Abenddunkel träumend
Deinen Garten wir durchſchaut,
Konnte Nichts uns mehr beglücken
Als ein ſtiller Mondenſchein.

Said, kannſt Du darum zürnen,
Wenn ich überſeltſam kühn
Dich mit Mondenſchein vergleiche?
Ach — ich bin in Dich verliebt!

Said, ſieh! in Deiner Nähe
Müſſen wir vor Freude glänzen,
Denn wir fühlen vor Dir — horch' nur!
Einen neuen Mondesglanz.

Alle Blumen ſchließen ſchamhaft
Ihrer Kelche zarte Ohren,
Denn die Winde flüſtern lüſtern
Ach — von wilden Liebespaaren.

Tolles Jauchzen tönt nun ſelig
Durch des Gartens Blumenpracht —
Das ſind luſtverzückte Verſe —
Die durchſprühn die Mondesnacht —

Und wir ſtehen träumend ſtumm,
Hörn ein himmliſches Gedicht.
— — — — — — — — — —
Ging der Mond ſchon auf? — Oh nein!
Said — wir — gedachten — Dein!"

Leiſe klagend flötet eine Nachtigall in Saids Blumengarten.

Said empfängt gerührt die Rolle, in die das Lobgedicht fein ſäuberlich hineingeſchrieben.

Darauf ſetzt man ſich im Halbkreis auf die Teppiche — der Hausherr in der Mitte mit dem Geſicht zum dunklen Sternenhimmel, vor dem die rothen Ampeln ſchaukeln.

Links von Said ſitzen vier Gäſte.

Rechts von Said ebenfalls.

Feine weiße Tücher mit Franjen breiten flink die Knaben vor den Gäſten aus.

Die Tarub ertheilt leiſe die Befehle.

Alles gehorcht der Tarub.

Zuerſt giebt's Tigriskrebſe in buttergelben Porzellanſchüſſeln.

Wie die rothen Schalen knacken und kniſtern, ertönt im Garten in der Ferne wunderbare Flötenmuſik — denn ein Gaſtmahl bei Said iſt ohne Flötenſpieler nicht denkbar.

Und die Nachtigallen ſchlagen zuweilen ganz verſtändig dazwiſchen.

— — — — — — — — — — —

Der zweite Gang iſt ſaurer Aal in Panthertunke — Al Battany's Leibgericht.

Der Springbrunnen plätſchert.

Die Flöten verſtummen.

Und die drei Mädchen überreichen jedem Gaſt einen Becher mit Wein.

Feierlich heben alle die Becher empor, und dann wird getrunken.

Alten Wein aus Baſſora trinkt man.

Verſtändnisinnig trinkt man den alten Wein.

Und dann giebt's indiſche Schnecken.

Die Geſichter der Gäſte glänzen.

Das Geſpräch beginnt.

Battany ſetzt dem Abu Maſchar in wohlgeſetzter Rede auseinander, daß eine Fortentwicklung der Welt und der Menſchen durchaus nicht zu leugnen ſei — das ſähe man ſchon an der großen Stadt Bagdad, die einſt ein armſeliger Marktflecken geweſen — das ſähe man an den indiſchen Schnecken, die in dieſer Zubereitung ſicherlich in früheren Zeiten nicht gegeſſen worden wären . . .

Said lächelt ſtolz, daß ſon gelehrtes Zeug bei ihm geredet wird — er verſteht natürlich kein einziges Wort von dem ganzen Geſpräch, an dem ſich außer Abu Maſchar und Al Battany auch Abu Hiſcham und Jakuby lebhaft betheiligen. Man erhitzt ſich beinah . . deswegen läßt der Hausherr kälteren Wein bringen.

Und die Flötenſpieler flöten immerfort.

Man ißt Antilopenſchinken mit gefrorenem Wurzelſalat — und zwar nicht wenig.

Die Liebenswürdigkeit der drei Mädchen dringt nicht durch.

Als aber Kameelsgehirn gebacken aufgetragen wird auf flachen ſilbernen Tellern — da kann ſich Safur nicht mehr halten.

„Freunde," ruft er laut, „Ihr eßt nicht mit der

nöthigen Andacht. Oh dieſes Kameelsgehirn — entzückend — wir müſſen auf Tarubs Wohl trinken — auf Tarubs . . .

Alle trinken auf ihr Wohl.

Und dann eſſen Alle Kameelsgehirn und danach — Schildkröten geſotten.

Safur vergeht faſt vor Seligkeit.

Er ißt mit ſo großem Entzücken, daß Alle lachen müſſen.

Seine Augen leuchten wie dicke große Glühwürmer.

Und der Said ſagt ſchmunzelnd zum Safur:

„Junger Freund! Gieb Verſe zum Beſten!“

Der junge Freund läßt ſich diesmal nicht lange bitten, ſpricht mit dem Meſſer drohend:

„Gaubt mir! Den Hund ich töte,
Der mir die ſchöne Kröte
Zu rauben wagen ſollte.

Der Ampeln dunkle Röthe
Durchglühet meine Kröte,
Als wenn ſie brennen wollte.

Weh' dem, der mir verböte,
Die wunderbare Kröte
Zu ſpeiſen und zu preiſen!

O Kröte! Schöne Kröte!“

Und des Dichters Meſſer funkelt hell.

Saids Gäſte lachen und trinken.

Das Geſpräch über die Entwicklungsfähigkeit von Welt und Menſchen kommt ganz ins Stocken. Battany

kann nur noch dem Abu Hiſcham verſichern, daß der Plan, einen geheimen Gelehrtenbund zu gründen, durchaus nicht übel ſei und ſpäter wohl zur Ausführung kommen könne.

Abu Hiſcham reibt ſich drob vergnügt die Hände.

Jetzt wird aber armeniſche Rübenpaſtete aufgetragen — und die macht den Philoſophen noch vergnügter, denn die Rübenpaſtete iſt ſein Leibgericht.

„Donnerwetter!“ brüllt er ſtürmiſch, „Said, Du biſt ja fürchterlich aufmerkſam geweſen.“

Den andern Gäſten ſchmeckt allerdings die armeniſche Rübenpaſtete ganz und gar nicht.

Sie verziehen die Geſichter.

Said lächelt.

Erſt wie die gebratenen Tauben vom Demawand erſcheinen, wird die Stimmung wieder gemüthlicher.

Wie die Knöchlein der Tauben knacken und kniſtern, wird dem Safur, der ſchon ſehr viel Wein getrunken, ſo gereizt zu Muthe.

Die Flötenſpieler flöten wieder.

Und die drei Mädchen ſind ſo aufdringlich.

Allerdings — das rührt die Gäſte ſehr wenig.

Dem Battany iſt die Liebenswürdigkeit der Mädchen ſehr unangenehm — er iſt daran gewöhnt, daß die Frauen beſcheiden in der Ecke ſtehen und kaum zu athmen wagen.

Kodama und Osman eſſen, als wenn ſie vierzehn Tage gehungert hätten.

Said ärgert ſich — ärgert ſich, daß er den Mädchen ganz zwecklos die neuen Kleider kaufte.

Safur aber ſieht auch mit Unwillen auf die beiden Dicken — ſie eſſen ihm wieder zu ſchnell.

„Langſam“, fängt er an, „eſſen diejenigen Menſchen, die das Eſſen verſtehen.“

Said wirft dem Dichter einen dankbaren Blick zu, und der Dichter fährt fort:

„Unbegreiflich erſcheint mir doch Manches. Wir haben eigentlich ſämmtlich hier in Bagdad die beſte Gelegenheit, unſere Gaumen auszubilden — wer aber bildet ſeinen Gaumen wirklich aus? Ich glaube — ich thu' das nur allein. Wer nicht zu eſſen verſteht, verſteht auch nicht zu genießen. Wir müſſen doch, wenn wir das Leben genießen wollen, alle unſre Sinne ausbilden — den Geſchmacksſinn dürfen wir nicht vernachläſſigen. Wer ſich immer den Magen überladet — wie Osman und Kodama — der iſt doch eigentlich nur ein ganz gewöhnlicher Tofaily.“

Osman und Kodama grinſen.

Die Andern ſchweigen und eſſen bedächtiger.

Said macht ein ſehr ſchlaues Geſicht.

Abu Hiſcham räuſpert ſich, er will reden.

Die chineſiſchen Faſanen, die ihm die Sailóndula anbietet, weiſt er barſch zurück und beginnt nun — bedächtiger als ſonſt:

„Lieber Safur! Du wirſt uns bei allen Gelegenheiten umſtändlich auseinander ſetzen wollen, daß Du Deine Sinne ſtändig verfeinerſt — ſo als wenn darin die einzige Aufgabe Deines Lebens beſteht. Du denkſt eben, etwas Feineres als verfeinerte Sinne gäb's garnicht. Es giebt aber doch noch feinere Genüſſe, die

mit der Verfeinerung der Sinne ganz und gar Nichts zu thun haben. Wenn ich an der Weiterentwicklung der Welt arbeite oder über die wichtigsten philosophischen Fragen nachdenke, so empfinde ich doch mehr als bei Deiner Fresserei.“

Alles lacht.

Kodama sagt mit wohltönender Stimme, während er drohend ein chinesisches Fasanenbein schwingt:

„Oh, Abu Hischam, um die Verfeinerung der Sprache wirst Du Dir auch keine Verdienste erwerben. Redet aber nur ruhig weiter, es ißt sich dabei ganz gut.“

Doch nun reden Alle durcheinander.

Die Süßigkeiten werden herumgereicht.

Abla vertheilt ihr Zuckergebäck und eine große Zobaïda-Torte.

Sailóndula bietet ihren mit Mandeln und Bananen gefüllten Kataïf, der in Nußöl schwimmt, so zärtlich bittend an, daß ihr Niemand einen Korb giebt.

Zwar — Abu Hischam will nur noch altmekkanischen Kirschenpudding essen, den die Knaben auch schon herbeigeschleppt haben.

Abla giebt ihm den Pudding, läuft dann aber in den Garten — und singt — sie singt ihr berühmtes Gazellenlied, das sie schon öfters gesungen und das die Gäste schon kennen.

Safur wendet sich während des Gesanges flüsternd an den Philosophen und fragt spöttisch:

„Ei, Abu Hischam, über welche philosophischen Fragen denkst Du denn so eifrig nach?“

„Aber Safur,“ erwidert leise der Philosoph, „Du

mußt ja nicht das Eine vergeſſen: wir leben nur in einer Scheinwelt. Du glaubſt immer nur, daß Du Dich an die greifbaren Genüſſe halten müßteſt — und doch — Du mußt nicht vergeſſen, daß ich in Indien war und auch einmal ein Buch „Der Zweifler“ ſchrieb. Es giebt wirklich noch eine andere Welt als die, die wir mit unſeren Sinnen begreifen können.“

Doch was iſt das?

Said fallen die Augen zu, der Kopf fällt ihm auf die Bruſt und nun — nein — hätte ihn nicht der Hausmeiſter aufgefangen, der Herr des Hauſes wäre mit der Naſe in den Kirſchenpudding gefallen . .

Die Gäſte ſpringen erſchrocken empor.

Aber die Tarub und die Sailóndula kichern — und tanzen vor Vergnügen.

„Er hat ja ein Schlafpulver bekommen“, ſagt die Sailóndula, „denn wir wollen mit Euch auf der Sternwarte Wein trinken. Beruhigt Euch!“

Battany und ſeine Freunde müſſen nun ſo laut lachen, daß Said, den der Hausmeiſter vorſichtig auf die Seite legte, beinahe wieder aufgewacht wäre . . .

Ablas Gazellenlied verhallt — ſie eilt auf die Eſtrade und wird vom dicken Kodama ſtürmiſch geküßt.

Die Gäſte waſchen ſich alsdann in beſter Laune die Hände — und wandeln davon — zur nahen Sternwarte — die drei Mädchen — und die Sklaven mit den Weinſchläuchen folgen — die Flötenſpieler ebenfalls.

Auf der Eſtrade bleibt nur der ſchlafende Said — der ſchnarcht.

Die rothen Papierampeln ſchaukeln ein bischen.

Der Springbrunnen plätſchert.

Die Blumen duften ſtark.

Das Räucherwerk duftet noch ſtärker.

Wie verwüſtete Dörfer liegen die Ueberreſte der Torte und des Puddings auf den koſtbaren Teppichen umher — — —

Die ſauberen weißen Tücher mit den Franjen ſind zerknillt und durcheinandergeworfen.

Die Eſtrade gleicht jetzt einem verlaſſenen Schlachtfelde.

Der Halbmond ſteht ſchief über der Gartenmauer.

Die Sterne ſind wieder ſehr hell.

Die rothen Ampeln verlöſchen allmählich.

Die Nachtigallen flöten wunderbar.

Und Said ſchnarcht . . .

Das ſechſte Kapitel.

Die Mongolen reiten langſam um die Sternwarte rum und ſpitzen die Ohren — ſie hören was.

Sie zügeln ihre ſchwarzen Roſſe und horchen weit über den Kopf der Pferde gebeugt in das Dunkel hinein.

Dann erkennen ſie die Stimmen, reiten raſch an den Thurm, der oben den Empfangsſaal trägt, und wecken die Schwarzen.

Nach ein paar Augenblicken ſind die zwölf ſchwarzen Sklaven mit zwölf Fackeln draußen.

Die Sklaven eilen mit den Fackeln dem Herrn Battany, der mit ſeinen Freunden, den Mädchen, den Flötenſpielern und Weinſchläuchen langſam näher kommt, dienſteifrig entgegen.

Die Fackeln erleuchten den Pfad.

Die Mongolen ſitzen auf ihren Pferden ganz ſtramm.

— — — — — — — — — — —

Und bald ſind Alle oben im Empfangsſaal.

Nur die Mongolen ſind unten geblieben.

Der Herr Battany iſt guter Dinge und ſchickt

gleich die Flötenspieler in den dritten Thurm, in dem er gewöhnlich zu arbeiten pflegt.

Die Sklaven mit den Fackeln werden auf den Galerieen, den beiden anderen Thürmen und auf dem Altane vertheilt.

Auf dem fünfeckigen Altan leuchten jetzt fünf Fackeln in fünf schwarzen Fäusten.

Die drei Mädchen schenken den Wein in die großen Becher.

Und Alle trinken die großen Becher in einem Zuge aus.

Und dann küssen die drei Mädchen den Battany und seine sieben Freunde so stürmisch, daß Allen ganz schwindlig wird.

Jetzt wird's sehr laut.

Alles lacht und schreit.

Der Wein berauscht.

Und Abla will singen — doch sie will nur singen auf Abu Maschars hohem Thurm — Abu Maschar soll mitkommen.

Der Prophet geht schließlich lächelnd mit der weißen Abla auf seinen Thurm.

Und Abla singt oben den neuesten Gassenhauer — die berühmten Sareppastrophen, die im Jahre 892 nach Christi Geburt in allen Schänken Bagdads gesungen wurden.

Die Strophen waren von einem unbekannten Sänger der berüchtigten Sareppa gewidmet.

Die Sareppa ist eine schlitzäugige Mongolin, die besser reiten kann als die Beduinen.

Die Abla ſingt:

„Warum biſt Du bös auf mich,
Wilder brauner Wüſtenſohn?
Warum biſt Du ärgerlich?
Iſt das meiner Liebe Lohn?
Schenk mir Dein Roß —
Und ſchenke mir Roſen!
Liebſt mich heute ganz allein —
Morgen muß es anders ſein.
Komm wieder rein!
Ich ſchenk Dir Wein!
Willſt Du eiferſüchtig ſein?
Ach, Du biſt es nicht allein —
Hör doch meine Freunde ſchrein —
Jeder will mich heut ſchon frein —
Schenk mir Dein Roß!
Komm wieder rein!
Willſt Du meine Freunde ſchlagen,
Steigſt Du noch in meiner Gunſt.
Mußt Dein Leben für mich wagen,
Sonſt iſt Lieben keine Kunſt.
Schenk mir Dein Roß —
Und ſchenke mir Roſen!
Liebſt mich heute ganz allein —
Morgen muß es anders ſein.“

Alle lauſchten — die Strophen klangen weich und voll durch die Nacht.

Die Fackeln flammten unheimlich in den Sternenhimmel hinauf.

Unten flüſterten die Mongolen — oh — die kannten die Sareppa.

Die Abla hatte nicht ſo geſungen, wie man die

Sareppastrophen in den Schänken zu singen pflegt — Manches hatte so schwermüthig geklungen.

Im Empfangssaal hätten die Männer beinah das Trinken vergessen . . . . .

Doch die Menschen werden so anders, wenn sie beim Trinken sind.

Jakuby wackelt immer mit dem Kopf und mit seinem lila Turban — redet fortwährend zu Osman von Byzanz und von Damaskus, setzt dem dicken Schreiber auseinander, daß er in diesen beiden Städten jede einzelne Sängerin gehört habe. Osman will das garnicht glauben.

Battany ist zur Sailóndula sehr höflich, ist entzückt von ihren kleinen Füßen, ihren Veilchen und ihren Augen — nur ihr weingrünes Gewand will ihm nicht gefallen.

Kodama streichelt der Tarub die braunen Wangen und raubt ihr eine dunkelrothe Rose.

Suleiman sitzt auf dem großen Teppich, trinkt und lacht, wundert sich, daß die Andern nicht auch sitzen und lachen. Die Andern lächeln nur.

Abu Hischam und Safur stehen auf dem fünfeckigen Altan und reden mit einem fürchterlichen Eifer über die Welt und über den Genuß. Die Schwarzen mit den Fackeln staunen.

Kodama singt:

„Schenk mir Dein Roß
Und schenke mir Rosen!“

Und der Dicke trinkt mit der Tarub — er ist schon recht heiter.

Sailóndula ſchaut zuweilen ſcheu zu dem indiſchen Götzenbild hinüber.

In Battanys Arbeitszimmer flöten die Flötenſpieler — ſie haben auch Wein zu trinken bekommen.

Abu Hiſcham ſagt:

„Lieber Safur, wir täuſchen uns ja ſo oft. Wenn wir träumen, denken wir doch immer — wir wachen. Müſſen wir deswegen nicht auch in unſeren wachen Augenblicken — an unſer Wachſein zweifeln? Wenn wir aber erſt zweifeln, daß dieſer Altan ein Altan iſt, ſo wird uns doch der Boden unter den Füßen fortgezogen — dann ſchwankt Alles — ja, Safur, dann ſchwankt Alles!“

Und der Philoſoph ſchwankte wirklich, worüber Safur ſehr lachen mußte.

Sie tranken wieder — Saids Diener ſchenkten dienſteifrig immer von Neuem die großen Becher voll — der erſte Weinſchlauch lag ſchon ſchlaff hinter dem kupfernen Himmelsglobus.

Abu Hiſcham ſpricht weiter:

„Ja, Safur, Du hältſt Dich für einen großen Schlaukopf. Du willſt immer mit Deinen Sinnen genießen — ei wenn Deine Sinne garnicht da ſind — was dann? Das Zweifeln mußt Du lernen, das Zweifeln haſt Du noch nicht raus. Leben heißt zweifeln. Genießen heißt auch nur zweifeln. Immer ſchwanken muß man. Die großen Weiſen ſchwanken und zweifeln immer. Trotzdem kann man ganz vernünftig ſein — man braucht deswegen nicht zum Gewohnheitsſäufer zu werden. Man kann trotzdem das Große wollen —

die Welt kann noch alle Tage beſſer werden — für die Entwicklung der Welt müſſen wir ſogar kämpfen. Das iſt ja der Hauptgenuß — wer an der Verbeſſerung der Welt arbeitet — — — der pfeift auf das Freſſen und Saufen — der pfeift!"

Der große Philoſoph ſchwankt und pfeift.

Die Flötenſpieler flöten.

Safur legt ernſt ſeine Hand auf Abu Hiſchams Schulter und redet nun alſo:

„Du irrſt Dich, wenn Du glaubſt, daß ich nur mit meinen fünf Sinnen genießen will. Ich will genießen in allen Formen — in jeder Weiſe — wie — wo — was — das iſt mir ganz gleich. Aber Alles will ich genießen — und daher will ich auch mit meinen fünf Sinnen genießen. Immer will ich genießen — daher will ich auch genießen, wenn ich eſſe. Allerdings — Du ſagteſt, es gäbe noch eine überſinnliche Welt. Ich glaube ja an dieſe überſinnliche Welt. Die ſoll drum auch für mich da ſein. Indeſſen — nur überſinnlichen Genüſſen nachgehen — das ſcheint mir ſehr unſinnig. Das kriegen wir ja garnicht fertig. Ich kann doch nicht immerfort an Wüſtengeiſter denken. Allerdings — Du haſt Recht. Zu große Bedeutung darf ich den Genüſſen der Zunge nicht beimeſſen."

Safur denkt nach. Abu Hiſcham trinkt.

Abu Hiſcham ſieht ſo furchtbar altbacken aus — nüchtern iſt er auch nicht mehr.

Und Abla's Stimme iſt nun auf der Galerie nebenbei zu hören, ſie ſingt leiſe zu Abu Maſchar:

„Komm wieder rein!
Ich ſchenk Dir Wein!“

Das ſingt ſie öfters.

Der Prophet iſt gutmüthig freundlich zu ihr wie ein milder Vater.

Die Beiden betreten jetzt den Altan.

Safur begrüßt ſie ſehr freundlich, Abu Hiſcham ſehr ſpöttiſch.

Abu Maſchar iſt milde wie gewöhnlich.

Die Drei trinken zuſammen und reden.

Sie reden aber Dinge, die ſo ſchwer verſtändlich ſind, daß ſich die weiße Abla traurig abwendet.

Den Schwarzen macht das Fackelhalten wenig Spaß — die Sache iſt auch nicht grade leicht.

Abla ſieht in den Empfangsſaal.

Da brennen oben die mauriſchen Lampen.

Rechts neben dem kupfernen Waſchbecken liegen die vollen — links die leeren Weinſchläuche. Im Hintergrunde ſtehen Saids Diener. In der Mitte des Hintergrundes unter der indiſchen Götzenfigur liegt der alte Dichter Suleiman und ſchläft — er iſt abgefallen.

Battany wandelt in ſeiner blauen Sammettoga mit der Sailöndula auf dem großen Teppich umher — ſo vertraut und gemüthlich.

Ungefähr in der Mitte des Teppichs ſitzt Kodama neben einem Weinſchlauch — im Arme des dicken Geographen befindet ſich die Tarub, die ſich von dem Dicken lachend küſſen läßt und ihm fleißig Wein einſchänkt.

Die Flötenspieler spielen nicht — man hört nur reden, lachen und flüstern.

Die beiden Säulen, die zwischen Altan und Empfangssaal die drei Spitzbogen tragen, sind nur dünn und können das Durchsehen nicht hindern ....

Die Abla sieht Alles.

Und sie ärgert sich über Kodama und auch über die Tarub, singt spöttisch sehr laut und hell:

„Liebst mich morgen ganz allein —
Heute muß es anders sein."

Und das singt sie immer wieder, bis das der leichtsinnige Kodama versteht.

Gleichzeitig sieht aber auch der Safur seine Tarub in Kodamas Arm.

Donnerwetter — da wird er wüthend.

Der Dicke läßt sich aber nicht leicht aus der Fassung bringen, ruft dem Dichter mit wohltönender Stimme zu:

„Du schlauer Safur — wir sind ja gute Freunde. Unter Freunden nimmt man sich so was doch nicht übel. Ich wollte nur die kleine Abla ein bischen eifersüchtig machen! Sei wieder gut!"

Safur aber knirscht mit den Zähnen, daß es Alle hören.

Alle sind jedoch ziemlich berauscht, sodaß man diesen knirschenden Wuthlauten nicht zu große Bedeutung beimißt.

Nur Battany merkt, daß die Lustigkeit der Zecherei gestört werden könnte und schreit daher mit donnernder befehlender Stimme:

„Sailóndula wird hier auf unſrem Teppich tanzen. Kodama, ſteh auf! Safur, ſei vernünftig! Trink, Bruder! Sailóndula, tanz! Alle Sklaven ſollen mit den Fackeln in den Saal kommen!“

Die Rede wirkt.

Man holt die Flötenſpieler. Die zwölf Schwarzen kommen mit den Fackeln in den Saal.

Kodama und Tarub ſtehen auf.

Suleiman wird an die Seite gelegt.

Auch Jakuby erſcheint jetzt wieder, er fällt immer hin und fuchtelt mit dem Zeigefinger durch die Luft, was ſich ſehr albern ausnimmt.

Der dicke Osman kommt auch mit den Flötenſpielern zuſammen herein, er iſt ſchrecklich luſtig und kneift den Schwarzen in die Backen.

Die Schwarzen grinſen.

Sie ſehen drollig aus.

Dann aber bittet der große Al Battany ſeine Freunde auf den jetzt dunkeln Altan hinaus — die Tarub und die Abla werden von ihm ganz beſonders höflich gebeten.

Tarub ſchimpft auf den Safur.

Abla ſingt dazu:

„Eiferſüchtig willſt Du ſein?
Ach Du biſt es nicht allein!“

Safur lacht und küßt die Abla.

Man trinkt wieder — noch haſtiger als bisher.

Wenn Sailóndula tanzt — dann hat das was zu bedeuten.

Schade nur, daß der Suleiman ſchläft; der ſieht ſo gern tanzen.

Abu Hiſcham, der kaum ſtehen kann, will jetzt wieder lallend vom Bunde der lautereu Brüder reden, man hält ihm aber den Mund zu und bittet ihn, ſich hinzuſetzen.

Ach — die Menſchen werden ſo anders, wenn ſie getrunken haben.

Im Empfangsſaal thront die indiſche Götzenfigur — rechts und links neben ihr ſtehen die Flötenſpieler mit den Flöten.

Die Sailóndula im weingrünen Kleide geht in die Mitte des Teppichs und blickt noch einmal ſcheu zum indiſchen Götzen hinauf.

Vier Schwarze ſtellen ſich an die hintere Seite des Teppichs — vier rechts und vier links.

Die Fackeln flammen hoch auf.

An der Decke wirbeln die Rauchwolken.

Der indiſche Götze leuchtet und glänzt.

Auch der kupferne Himmelsglobus wirft das Fackellicht zurück, das kupferne Waſchbecken gleichfalls.

Battany ſitzt mit Tarub und Abla hinter dem Mittelbogen, die Andern ſitzen und ſtehen hinter und neben dem Aſtronomen.

Und Sailóndula tanzt.

Die Flötenbläſer ſpielen ein altes indiſches Lied — das klingt ſo weich und getragen.

Langſam bewegt die Sailóndula die Arme durch die Luft und biegt dabei den Körper nach allen Seiten.

Ihre gelben Finger recken ſich, und die Arme

drehen ſich, und die Füße heben ſich dabei — nur wenig — nur ſo zaghaft.

Die Muskeln der Beine ſpannen ſich, und dann dreht ſich der ganze Körper der Tänzerin.

Die gelben Glieder drehen ſich und beugen ſich und krümmen ſich — ſie bewegen ſich — wie ſich die Weiſen der Flöten bewegen — wie ſich Bäume bewegen im Abendwinde — wie ſich Schlingpflanzen ranken — wie ſich kleine Quellen durch die Wieſen winden.

Und die Fackeln qualmen, daß man das indiſche Götzenbild kaum mehr ſieht.

Man ſieht nicht mehr die Decke mit ihren blauen und grünen Muſtern auf dem prächtigen Goldgrunde.

Aber man ſieht noch die ſilbernen und rothen Querſtreifen auf den Wänden, die blitzen oft auf im Fackelſchein.

Die Schwarzen ſtehen tiefernſt; mit beiden Fäuſten halten ſie die Fackeln; ihre orangefarbigen Lendentücher leuchten.

Die zwölf rothen Flammen kniſtern.

Die Flöten ziehen in weichen Tönen durchs Gemach.

Die indiſche Sailóndula tanzt.

Doch jetzt wollen Alle, daß Sailóndula nackt tanze.

Sie beſinnt ſich.

Und Battany legt ſich auf's Bitten.

Abla bittet den Kodama um die roten Roſen, die er der Tarub geraubt, ſingt leiſe:

„Schenk' mir Dein Roß
Und ſchenke mir Roſen!"

Doch dann tanzt Sailóndula nackt, ihr weingrünes Gewand fliegt haſtig an die Seite.

Die Flötenſpieler ſpielen ein wildes Jagdlied.

Hei — wie ſich die gelben wunderſchönen Glieder jetzt bewegen.

Nicht mehr ruhig iſt der Tanz.

Ein wildes tolles verzerrtes Springen und Stampfen geht los.

Der Körper des Mädchens zittert.

Sailóndulas Muskeln ſchwellen an, daß ſie faſt ſo ſtark erſcheinen, wie die Muskeln der ſchwarzen Fackelträger.

Aber jetzt — plötzlich — da weiten ſich die Augen der nackten Tänzerin.

Sie ſieht was — ein alter indiſcher Tempel ſteigt vor ihr auf — mit herrlichen Pforten und reizend durchbrochenen Thürmen, die wie Filigrangebilde ſich aufrecken — wie Elfenbeinſchnitzereien . . .

Und neben dem Tempel fließt der heilige Ganges im Fackelſchein.

Und ein Jüngling kommt aus dem Tempel raus und ſtarrt die Sailóndula an.

Mit einem gellenden Schrei bricht das Mädchen zuſammen.

„Mein Kleid! Mein Kleid!“ ruft es angſtvoll.

Battany und ſeine Freunde eilen auf die gelbe Tänzerin zu; ſie wiſſen nicht, was ihr fehlt.

Sie aber reißt ſich mit den Nägeln den Buſen blutig, daß das Blut ihren gelben Leib hinunterrieſelt.

Und dann brechen ihr die Thränen hervor.

„Meine Heimath!“ ſchluchzt ſie.

Und dann weint die Sailóndula wie ein Kind — wie ein ganz kleines Kind.

Battany giebt ihr Wein.

Doch ſie ſchlägt ihm den Becher aus der Hand.

Sie weint furchtbar und windet ſich dann in Krämpfen.

Das siebente Kapitel.

„Endlich!“ schreit Kodama in den frischen Morgenwind hinein, „endlich sind wir die dummen Frauenzimmer wieder los. Die Tarub schnauzt, die Sailóndula heult und die Abla will immerfort Rosen haben. Freunde, wir sind frei — darum wollen wir jetzt auf dem Karawanenplatz Thee trinken. Kommt!“

Und der dicke Geograph geht breitbeinig voran — die beiden Dichter Suleiman und Safur folgen — der Philosoph Abu Hischam desgleichen.

Diese vier Leute hatten die drei Frauen nach Hause gebracht — mit Mühe — wie sich ja denken läßt — denn nüchtern war Niemand.

Aeußerlich machten jetzt die Vier einen sehr friedlichen Eindruck.

Das war aber Alles nur Schein.

Der Wein hatte die Gemüther ganz gehörig aufgeregt.

Gereizt wandte sich Safur an den dicken Kodama und verlangte Aufklärung in Betreff der Tarub — den Dichter plagte heiße Eifersucht. Ein Wort gab das andre — der sonst so gemüthliche Geograph mit

den herrlichen ſeidenen Hoſen hatte ſeine ganze wohltönende Beredſamkeit aufzubieten, um den Dichter davon zu überzeugen, daß eine Umarmung doch nur eine Umarmung und ein Kuß doch nur ein Kuß ſein könnte.

Der gemüthliche Dicke trat währenddem in die Bude eines alten Wunderdoktors und ließ ſich in vier zierlichen Näpfchen ein ſchwarzbraunes dickflüſſiges Getränk verabreichen, das Wunder thun ſollte gegen den Kater.

Alle tranken das ſchwarzbraune Zeug und fühlten ſich gleich beruhigt — auch Safur.

Leichtgläubig wie alle Dichter ließ auch dieſer leicht ſich was einreden.

Das ſchwergläubige Mißtrauen ſchien dem Safur ohnehin eine recht läſtige Sache.

Die Hitze iſt auch ſchon recht läſtig.

Grelles Sonnenlicht flutet durch ganz Bagdad, obgleich es noch immer Morgen iſt.

Auf dem Karawanenplatz ſieht es ſehr bunt aus — der Platz iſt ſo bunt wie ein Opal.

Die hellen Zelte, auf denen die Sonne brennt, geben dem großen Karawanenplatz das Anſehen eines großen Lagers.

Die mächtigen Blätter der Bananen und die rieſigen Palmen ragen in den hellblauen Himmel ſo beruhigend hinauf — ſo beruhigend wie das Grün der Oaſen.

Links zeigt ein indiſcher Schlangenbändiger ſeine Künſte.

Suleiman ſoll bezahlen und thut's.

Suleiman denkt nur an den Schneider Dſchemil, denn Said hat dem Dichter eine dicke Goldrolle geſchenkt — zum Lohne für das Lobgedicht.

Das Gold hat den Alten ſchrecklich glücklich gemacht — er benimmt ſich zuweilen ganz närriſch.

Neben ruhenden Kameelen liegen prächtige bunte Teppiche aus Smyrna und Damaskus.

Gelbe Chineſen ſtehen feierlich neben grellfarbigen Seidenſtoffen.

Braune Araber handeln mit Wollenzeug, Baumwolle und Leinen — die Stoffe zeigen auch alle Farben — rothe, blaue, gelbe, braune und andere.

Alte Aegypter verkaufen Roſenöl und Räucherwerk.

Perſer mit langen ſchwarzen Bärten bieten luſtigen braunen Mädchen himmelblauen Türkiſenſchmuck an. —

Und betrunkne Tofailys kommen jetzt torkelnd und johlend immer näher — ſie ſehen Kodama, brüllen ihm was zu — und dabei fällt der eine Tofaily wie ein abgehackter Baum auf die eine Seite mitten in ein großes Lager irdener Töpfe und Kruken, die ein alter Mann aus Kufa neben ſich auf der Erde fein ſäuberlich aufgeſtellt.

Mörderliches Geſchrei! Das Geſchirr klirrt und klappert.

Ein frecher nackter Junge reitet auf einem kleinen grauen Elephanten heran — und das Thier zerſchlägt auch noch ein paar Töpfe.

Höllenlärm!

Die Tofailys lachen, ſind aber in großer Noth —

die Kaufleute auf dem Karawanenplatz verſtehen im Entzweiſchlagen keinen Spaß.

Kodama bezahlt ſchließlich die zerbrochenen Gefäße — widerwillig zwar — doch mit Anſtand.

Die Tofailys ſind drob natürlich ganz außer ſich vor Vergnügen.

Kodama wird von den Betrunkenen beſtürmt — wie von arabiſchen Kriegern eine Burg beſtürmt wird.

Die Vier ſind im Nu umringt.

Und Alle wandeln lachend in die nächſte Theebude. —

Schlitzäugige chineſiſche Mädchen bringen das heiße Getränk in blau bemalten Porzellanſchalen herbei.

„Wie geht's Deinem Bären?“ fragt man den Safur — höhniſch — denn Safur wird beneidet. Sein Bär, Bagdads berühmte Köchin, leuchtet ſehr hell an dem trüben Himmel, der Bagdads berühmte Männer überwölbt.

Abu Hiſcham muß gleich wieder vom Bunde der lauteren Brüder ſprechen.

Doch es wird heiß.

Auch unter den hellen Leinendächern der Zelte und Marktbuden nimmt die Hitze ganz beträchtlich zu.

Die Augen kann man garnicht mehr ordentlich offen halten — die Sonne blendet.

Tiefblau ſind die Schatten der Palmen und Bananen.

Vor den Theezelten liegt die große Moſchee.

Und rechts von der Moſchee ragen die hohen, auf einem Hügel gelegenen Paläſte der Chalifenburg

mit vielen vielen Thürmen und bunten Galerieen in den glühenden Himmel hinauf.

Träge zieht eine Karawane an den Theetrinkern vorüber.

Die Kameele nicken einförmig mit den drolligen Köpfen, die Pferde ſuchen mit der Schnauze den heißen Erdboden zu erreichen. Die Kameeltreiber ſchwitzen und fluchen.

Träge zieht die Karawane vorüber — ein Bild tiefſter Erſchöpfung — ein Bild lähmender Schlaffheit.

Das Geſpräch unter den Theezelten verſtummt — man verabredet noch eine Zuſammenkunft abends auf der Tigristerraſſe — und trennt ſich.

Abu Hiſcham, Kodama, Suleiman und Safur wenden ſich nach rechts, gehen an einer großen Bude, die ganz mit kleinen indiſchen Götterfigürchen gefüllt iſt, vorüber — in die Stadt.

In den Straßen iſt es leer und heiß.

Die blauen Schatten der niedrigen zumeiſt fenſterloſen Hausmauern und die blauen Schatten der Palmen und Bananen — verkleinern ſich — die Sonne ſteht ſchon hoch.

Der dicke Kodama gähnt und will zur Sareppa, die Andern wollen mit, und man geht hin.

Der weiße Straßenſtaub durchſengt die Sandalen.

Donnerwetter! Die Hitze iſt ſtärker als tauſend Löwen.

Die Vier nehmen erſt noch ein Bad.

Das erfriſcht ein bischen.

Dann geht's zur Sareppa.

Da knallen die Peitſchen.

Da fliegen die Speere und die Pfeile.

Da wiehern und ſtampfen die prächtigſten Hengſte — denn die Sareppa handelt mit Pferden, und ihre Hengſte ſind berühmt.

Auf einem freien Platze, der nur von ein paar Palmen beſchattet wird, jagen junge nackte Mongolen auf ſchäumenden Hengſten im Kreiſe herum. Die Mongolen werfen dabei mit kurzen Lanzen nach einer Holzpuppe, die hoch oben unter den Blättern einer Palme hängt. Die Lanzen ſauſen oft in weitem Bogen faſt bis auf die Straße hinaus, daß man ſich in Acht nehmen muß.

Die beiden Gelehrten und die beiden Dichter gehen daher ſchleunigſt unter ein Holzdach, unter dem Gras wächſt — da graſen die Pferde der Sareppa, und — Beduinen bewundern die Pferde.

Manche Beduinen kaufen ſich ein Pferd unter dieſem Holzdache — doch die meiſten Beduinen kommen hierher, um ihre Pferde zu verkaufen — und dann bettelnd herumzulungern.

Bagdad, dieſe üppige Stadt, bricht manchem Wüſtenſohn den Hals.

Und Safur ſpricht mit den Beduinen.

Er ſpricht von den blauäugigen Dſchinnen und will mehr von dieſen wilden Wüſtengeiſtern wiſſen, die nachts auf ſchwarzen Roſſen über den heißen Sand ſprengen und die Menſchen — töten wollen.

Die Beduinen erzählen viel von den Dſchinnen. Und vor Safur, der träumend zuhört, erſcheint ein

wildes Weib mit ſchwarzem Geſicht und hellblauen Augen; die Haare hängen dem Weibe lang und ſträhnig an den Schläfen nieder. Die Stirn des ſchwarzen Weibes zeigt ſenkrechte dicke Furchen. Die Mundwinkel des bläulich-blaſſen Mundes hängen tief runter — ein dunkler Geſpenſterkopf vor einem leuchtenden Nachthimmel!

Safur erſchrickt.

Und er liebt das Geſicht.

Aber plötzlich iſt es wieder weg. Er ſieht nur noch die Beduinen vor ſich, ſieht die Pferde der Sareppa graſen und den alten Suleiman drüben an dem einen Holzpfahl Kirſchen eſſen.

Safur hört nicht mehr, was ihm die Beduinen erzählen. Er verſucht wieder, das Dſchinnengeſicht zu ſehen — kriegt es aber nicht fertig. Ganz verſtört kommt er ſpäter zu ſeinen Freunden zurück und ißt ſchweigend mit ihnen Kirſchen, trinkt auch Wein mit ihnen; der Kodama iſt in beſter Laune, hat an jeder Hand ein Mongolenmädchen und erzählt Schnurren, daß die Mädchen ſich krümmen vor Lachen.

Die Sareppa badet, die iſt heute nicht zu ſehen.

Die Beduinen werden aber bald aufdringlich, die Obſtjungens auch, ſodaß man ſich nach einiger Zeit entſchließt, weiter zu wallen.

Kodama übernimmt die Führung und bringt ſeine Freunde in ein berüchtigtes Haus.

Man geht in den großen Badegarten, wo's ſehr laut iſt. Beduinen und ein paar reiche Jünglinge aus

Bagdads beſten Familien zechen dort mit weißen Armenierinnen.

Das eine Mädchen ſingt mit gellender Stimme, während ſie ihren Jüngling an die Ohren packt:

„Willſt Du meine Freunde tödten,
Steigſt Du noch in meiner Gunſt!
Blutig muß Dein Dolch erröthen!
Sonſt iſt Lieben eitel Dunſt!“

Und das Unerwartete geſchah.

Blitzſchnell zog der Jüngling ſeinen Dolch und ſtieß ihn einem jungen Beduinen bis ans Heft in den Leib.

Aber im nächſten Augenblick hatte der Jüngling einen furchtbaren Säbelhieb. Der Säbel ging ihm durch die linke Stirnſeite, durchſchnitt das Auge und blieb im Kopfe ſtecken.

Lautlos brach der Heißblütige zuſammen.

Das dunkelrothe Blut zweier Nebenbuhler beſudelte den feinen bunten Flieſenboden.

Entſetzt wandten ſich die beiden Gelehrten und die beiden Dichter ab und ſchritten eilig an den Roſengebüſchen und an den Gummibäumen — an dem reizenden großen Badeteich, in dem Lotosblumen blühten, vorbei — hinaus — ins Freie.

Drinnen ſchrieen die Weiber wie die Wahnſinnigen, als wenn das berüchtigte Haus ein Tollhaus geworden wäre.

„Siehſt Du!“ ſagte draußen der dicke Geograph zum Safur, „da ſiehſt Du wieder, wohin die Leidenſchaften führen. Hüte Dich vor der Eiferſucht!“

Und im Sturmschritt raunte der Dicke seinen drei Freunden voran zur Tigristerrasse.

In Schweiß gebadet kamen die Vier dort an.

Die Tosailys waren schon da.

Die Sonne ging blutroth unter.

Hastig erzählten die Vier ihr Abenteuer.

Aber die Tosailys rührte das nicht allzu sehr. Sie waren ja des Morgens von einem Leichenschmaus gekommen — von dem Leichenschmaus, den die hübsche Wittwe des alten Wollkremplers gegeben, den die Tosailys in jener grünen Schimmelnacht in der Betrunkenheit erstochen haben sollten.

Es ward Nacht.

Man aß und trank.

Abu Hischam sprach wieder vom Bunde der lauteren Brüder.

Und als Alle recht viel getrunken hatten, nahm Abu Hischam feierlich alle Anwesenden in seinen Bund auf.

Suleiman rieth vergeblich zur Mäßigung. Er erinnerte vergeblich an die Empfindlichkeit des reichen Battany.

Abu Hischam nahm sämmtliche anwesenden Tosailys sehr förmlich in den Bund der lauteren Brüder auf.

Und darauf trank man — bis Alles betrunken war. —

Die Tosailys lagen schließlich auf der Tigristerrasse umher wie die Scherben einer zerbrochenen Waschschüssel.

Safur dachte an ſeine Dſchinne und an ſeine Tarub.

An ſeine Tarub dacht' er mit Ingrimm, denn er wußte, daß ſie ihm wieder Vorwürfe ſeiner wüſten Sauferei wegen machen würde.

Der Tigris glitzerte im Mondenſchein.

Die lauteren Brüder verſtummten und begannen zu ſchnarchen; der Kopf ward ihnen ſo ſchwer wie ein Henkerbeil.

Safur dachte an ſeine blauäugige ſchwarze Dſchinne.

Jetzt ſah er ſie wieder hoch oben im Himmel — übermenſchlich groß — von funkelnden Sternen umſtrahlt.

Das achte Kapitel.

Und als es abermals Morgen ward, ſchien die Sonne ſo, als wenn Garnichts los wäre.

Jedoch — die lauteren Brüder, die allmählich erwachten, hatten gleich das Gefühl, daß in ihren Köpfen was los war — oder was losgehen wollte . . .

Durch die perſiſchen Eichen, die auf der Tigristerraſſe mächtig aufwuchſen, wehte ein ſanfter Wind, der leider garnicht kühl werden wollte.

Safur erwachte unter einem blühenden Oleanderbaum.

Der Dichter Buchtury erwachte neben großen weißen Lilien, die das eirunde, roth und weiß gemuſterte Flieſengetäfel in der Mitte der Terraſſe umzäunten.

Buchtury ſah die Lilien, den Safur und eine hohe Leiter. Er hob dieſe Leiter auf, ſtellte ſie ſenkrecht auf das roth und weiß gemuſterte Flieſengetäfel und bat ein paar Freunde, die gerade nicht wußten, was ſie anfangen ſollten, die Leiter feſtzuhalten.

Und dann kletterte der Dichter auf die Leiter rauf, ſodaß ſein Kopf die grünen Blätter einer ſehr hochgewachſenen perſiſchen Eiche berührte.

Und in dieſer Höhe begann der berühmte Tofaily, der nichtswürdige Praſſer — zu krähen.

Mit krächzenden Lauten ſchrie er drauf in den Morgenwind ſeine Leib- und Magenverſe hinein.

Von ſeiner Leiter ſtarrte Buchtury auf die Terraſſe runter wie ein müdes Pferd.

Des Dichters Augen waren verglaſt.

Den Safur ſah er ganz blöde an und ſchrie:

„Ihr, die Ihr ſo viel dichtet,
Ihr habt die Kunſt vernichtet!

Die ſchönſte Kunſt des Lebens —
Die lerntet ihr vergebens!

Ihr habt ja ganz vergeſſen,
Euch gründlich ſatt zu eſſen.

Den Magen vollzuſchlagen,
Iſt doch das Hauptbehagen.

Das iſt die ſchönſte Kunſt,
Das Andre iſt nur Dunſt!

Beim Hahnenkampf und Hochzeitsſchmaus,
Bei alten Bettlern ſeid zu Haus!

Wo Kinder geboren, Leichen begraben,
Iſt allzeit auch was zum Eſſen zu haben.

In Keller und Küch', beim Würfelſpiel,
Oh, Kinder, da giebt's zu eſſen viel.

Gut eſſen, Freunde, iſt immer fein —
Ihr müßt nur eifrig dahinter ſein!

Ihr ſchaut viel zu viel nach den Sternen,
Ihr müßt erſt das Eſſen erlernen.

Salbet den Magen an jedem Morgen —
Laßt Euch die Salbe vom Krämer borgen!

Laßt Euch kneten den vollen Leib —
Luſtig iſt dieſer Zeitvertreib!

Vergeßt nicht täglich öfters zu baden,
Oh — baden — baden — nie kann das ſchaden!

Thut überall nur, als wärt Ihr zu Haus!
Seid auch nicht ärgerlich, lacht man Euch aus!

Schlägt man die Thür Euch zu vor der Naſ' —
Thut ſo, als wär's ein luſtiger Spaß!

Klettert durch den Schornſtein herein!
Muthig muß der Hungrige ſein!

Ich hab oft ſchon Prügel empfangen —
Oft mit dicken eiſernen Stangen.

Das war mir Alles ein luſtiger Spaß —
Wenn nur erſt da war ein leckerer Fraß.

Dann gab's nicht mehr Geſchwätz und Gethu —
Sofort war fort die freundliche Ruh.

Mit den Fäuſten packt' ich die Keulen an —
Mit zween Fingern hab' ich das nie gethan.

Wie kleine Mädchen »zierlich« zu ſpeiſen —
Das überließ ich ſchwächlichen Greiſen.

Den Nachbarn hab' ich nie angeſchaut.
Beim Eſſen ſprach ich nicht einen Laut.

Wie gerne mocht' ich riechen
Gebratne Federviehchen!

Einſt konnt' ich wie ein Löwe freſſen —
Doch die Zeit hab ich längſt vergeſſen.

Täglich aß ich ein Rind und zehn Tauben —
Heute will mir das Keiner mehr glauben.

Ich könnt' ſo Manches noch ſagen
Von meinem Magenbehagen.

Bei Allah! Wie wetzt ich die ſtahlharten Zähne!
So wie in der Wüſte die böſe Hyäne —

Ich leckte, kaute, kratzte, fraß —
Ganz unbezahlbar war der Spaß!

Nun leider wollen die Glieder nicht mehr —
Sie ſind zu trocken, ſie ſind auch zu ſchwer.

Doch was fletſcht Ihr mit Eurem Nilpferdgebiß?
Die Geduld mir bei Eurem Anſtande riß!

Was? Faul, alt und gebrechlich thut Ihr?
Was? Mit knurrendem Magen ruht Ihr?

Auf! In die Welt! Den Würſten entgegen!
Kinder! Hier habt Ihr gleich meinen Segen!"

Und Buchtury ſteht hoch oben auf der Leiter unter der perſiſchen Eiche mit hocherhobenen Armen wie ein Schornſteinfeger da.

Indeſſen — der junge Safur wird jetzt ſehr ärgerlich. Er iſt ja der größte Feind der Vieleſſerei.

Buchtury wollte den Safur nur höhnen.

Dieſer ruft daher ſämmtliche Tofailys zuſammen und ſetzt ihnen auseinander, daß das Sattſein durchaus nicht anſtändig ſei.

Dieſe Rede wurde mit ſehr drolligem Beifall aufgenommen, da's ja die Tofailys gewöhnlich garnicht zum Satteſſen hatten.

Daran hatte der kluge Safur garnicht gedacht.

Die Tofailys aber verlangten nun von Safur einige Leckereien, ſie hielten es nach der Rede über die Unanſtändigkeit des ſatten Magens für nothwendig, ſich in der Enthaltſamkeit zu üben.

Und dem armen Safur half Nichts — er mußte ein Frühſtück beſorgen.

Da er kein Geld beſaß, mußte er mit ſchwerem Herzen ſeinen langen Dolch verſetzen.

Suleiman und Kodama hatten ſich fortgeſtohlen.

Abu Hiſcham beſaß nie was.

Die Tofailys ließen ſich demnach auf Safurs Koſten ein herrliches Frühſtück geben — friſche Fiſche aus dem Tigris.

Safur ſprach mit ſehr ſaurer Miene über die Vorzüge dieſer friſchen Fiſche und beſtellte noch, da er ja den Dolch doch nicht mehr retten konnte, einen dicken Schlauch mit Wein.

Demzufolge war die Geſellſchaft ſehr bald wieder betrunken — — —

Der Tigris plätſcherte unten am Ufer ſpöttiſch lächelnd vorbei, umſpülte die Roſengebüſche, die Granatbäume, ein paar ſtille Palmen und die perſiſchen

Eichen — floß dann nach Baſſora und dann ins große Meer.

Safur, Abu Hiſcham und die Tofailys tranken unheimlich.

Und ein toller ausgelaſſener Geiſt kam in die Geſellſchaft.

Der jüdiſche Weinwirth ſchüttelte bedenklich das lockige Haupt.

Buchtury fiel über die Lilien den Abhang hinunter — in den Tigris.

Der jüdiſche Weinwirth rettete den Betrunkenen, was nicht ganz gefahrlos erſchien.

Nach dieſem Unfall brachen die Zecher auf und wohnten in der Nähe der Terraſſe in der Sattelgaſſe einem Hahnenkampfe bei.

Safurn kam, als er die wüthenden Hähne mit ihren ſcharfen Sporen aufeinander loshacken ſah — eine gräßliche Erinnerung.

Er dachte plötzlich an ſeine Tarub — — beim Barte des Propheten! — die Erinnerung war peinlich!

Tarub pflegte, wenn Safur betrunken ohne Dolch nach Hauſe kam, ebenfalls wie ein Hahn auf den betrunkenen Dichter loszuhacken.

Safur ward daher ingrimmig und rannte davon.

Aber er ging noch nicht zur Tarub zurück.

Er trank ſich erſt in einigen Weinkellern — Muth.

Und dann ging er in die Moſchee und zankte ſich mit einigen Koranſtudenten.

Und dann ging er zu den Sängerinnen der alten Dſchellabany und klagte den Mädchen ſein Leid.

Er ließ ſich ruhig auslachen, lachte ſich ſelber aus — wurde jedoch immer betrunkner und immer gereizter.

Er fluchte auf die Tarub, als wenn ſie an ſeinem Rauſch die Schuld trüge.

Wie's Nacht geworden und die Sterne funkelten, ſtand der Dichter vor Saids Gartenmauer und wußte nicht, wie er da hingekommen. Er knirſchte fürchterlich mit den Zähnen.

Der ſonſt ſo kluge Dichter konnte ſich nicht gerade halten — ſchwankte wie ein Rohr im Winde.

Schlotternd hing dem Wüſtlinge das braun und blau geſtreifte Beduinengewand um die Glieder rum.

Und die Welt war ſo ſchrecklich heiß.

Und Safurs Kopf war ſo ſchwer wie Blei.

Und des Dichters Herz klopfte wie ein Schmiedehammer.

Und des Dichters Hände zitterten wie die Blätter der Pappeln, wenn der Wind hindurchfährt.

Ach — ſchließlich kletterte Safur über die Gartenmauer, fiel in eine Dornenhecke, zertrampelte ein Tulpenbeet, ſtieß ſich den Kopf an einem Birnenbaum und ſtieg darauf etwas blutend und voll Schmutz durch das Küchenfenſter in Tarub's Küche.

Tarub ſieht ihn, erſchrickt, wird aber gleich furchtbar wüthend und wirft ihrem Geliebten einen braunen Milchtopf mit Milch an den Kopf, daß dem armen Dichter die weiße Milch übers braune Geſicht rinnt.

Dann ſchreit die Tarub wie eine Verrückte und haut ihrem Geliebten mit einem Schrubber auf den Kopf.

Safurn wird die Sache zu toll. Er packt ſeine berühmte Köchin an die Gurgel.

Aber ach! — in dieſer wüſten Nacht iſt er ſchwächer als ſeine berühmte Köchin.

Sie verprügelt ihren Geliebten und wirft ihn durchs Fenſter in den Garten.

Töpfe, Flaſchen, Kruken, Holzſtücke, Gläſer, Eimer voll Waſſer — und alte Fleiſchſtücke — greulich! — alles Dieſes fliegt dem fein gebildeten Feinſchmecker, dem großen Dichter — an den Schädel.

Und der betrunkene Dichter flieht.

Und die Tarub, Bagdads berühmte Köchin, wüthet in ihrer Küche wie eine toll gewordne Dſchinne auf dem Demawand.

Niemand wagt es mehr, in Tarub's Küche zu ſteigen — in dieſer Nacht iſt es ganz unheimlich in Saids Hauſe.

Die Tarub wüthet und ſchlägt manchen ſchönen Topf kurz und klein.

Der Dichter flieht — aus dem Garten raus — weit fort — er flucht jetzt auf die Tarub — wie ein Kameeltreiber.

Häßliche Schimpfworte ſchreit er in die Nacht hinaus und knirſcht dazu mit den Zähnen.

In der Ferne blitzt es — greulich grell.

Unheimlich iſt dieſe Nacht!

Das neunte Kapitel.

Wie nun wiederum der Morgen graute, ſtand der Dichter Safur am Tigris und ſtarrte nach Oſten.

Berauſcht ſah der Dichter Safur nicht aus — aber — ein wenig verwüſtet und ein wenig verkommen; das dünne Gewand war ſeltſamer Weiſe nicht zerriſſen — ganz war's geblieben — indeſſen — ſchrecklich ſchmutzig war's geworden — Blut, Wein, Milch, Staub, Blumenſaft und Straßenpfützen hatten die braun und blau geſtreifte Baumwolle höchſt unregelmäßig gemuſtert.

Und Safur ſtarrt — halb blöde, halb verträumt — nach Oſten. Da wird's über den breiten ſpiegelhellen Waſſern des Tigris immer bunter.

Die Sonne geht auf.

Langſam hebt ſich die brennendrothe Scheibe aus den Fluthen des Tigris raus.

Und der Tigris glänzt jetzt auch brennendroth.

Safur ſtarrt in die heiße Farbenpracht und ſieht plötzlich über der rothen Sonne in den glühenden Wolken ein ſchwarzes Geſicht — das ſchwarze Dſchinnengeſicht, das er bei der Sareppa ſah, als ihm dort

die Beduinen von den Schrecken der Wüſte berichteten . . .

Purpurne und goldene Wolken umrahmen wunderlich das ſchwarze Geſicht, das nun die großen blauen Augen weit aufreißt.

Der Blick der Dſchinne iſt furchtbar.

Safur taumelt zurück.

Dabei bemerkt er aber, daß rechts von der Sonne noch zwei Dſchinnengeſichter vorkommen und links von der Sonne gleichfalls.

Die neuen Geſichter ſind etwas zur Seite gelehnt, daß alle fünf Geſichter wie ein Kranz die Sonne einſchließen.

Und die Geſichter ſehen ganz gleich aus.

Ihre blaßbläulichen ſchmalen Lippen öffnen ſich ein wenig und zeigen weiße feſt zuſammengepreßte kleine Zähne.

Safur traut kaum ſeinen Augen, blickt in den höher gelegenen Himmel hinauf —

Doch da beginnt er zu zittern, dort höher oben zeigt ſich ein zweiter Geſichterkranz; die Geſichter ſind nur viel größer und viel ſchrecklicher.

Und über dem zweiten zeigt ſich ein dritter Geſichterkranz — der iſt noch größer — faſt noch einmal ſo groß.

Der ganze Himmel füllt ſich mit ſchwarzen Dſchinnengeſichtern, die langſam aus dem dunklen Himmelsblau herauskommen und auf den Safur zuzuſtreben ſcheinen.

Ganz oben am Himmel ſind die Geſichter rieſen-

groß — die ſchwarzen Haare flattern wild um die ſchwarzen Ohren und um die ſchwarzen Stirnen — — doch ſo wie die Haare an dem einen Geſichte flattern — genau ſo flattern ſie auch an dem andern.

Und den Dichter packt die Angſt. Ihm ſchlottern die Kniee. Er ſieht plötzlich Nichts mehr. Ihm wird ſchwindlig, und er bricht bewußtlos zuſammen.

Nach einer Weile hört er dann ein gellendes Pfeifen, als wenn ein ſchneller Wind vorüberſauſe. Gleichzeitig wird vor ſeinen Augen Alles roth . . .

Der Dichter will die Augen öffnen, kann's aber nicht — er glaubt, er ſei blind geworden.

Er ringt die Hände und ſchreit.

Dadurch kommt er wieder zu ſich, ſeine Augen öffnen ſich, und — Bagdad mit dem Tigris liegt vor ihm. Drüben am Ufer erhebt ſich der Garten des reichen Battany.

Safur befindet ſich auf einer Anhöhe und kann weit herumblicken.

Der Himmel iſt tiefblau.

Die ſchwarzen Geſichter ſind fort.

Safur aber hat die Geſichter nicht vergeſſen, er ſpringt auf, blickt ſich ſcheu um und rennt wie ein Raſender nach Battanys Landhaus.

Er klopft dort heftig an die kleine Gartenthür — und die wird auch gleich geöffnet — der Hausmeiſter öffnet ſelbſt — kriegt jedoch beim Anblick des Dichters ein ſo erſchrockenes Geſicht, daß das ſeine dem der großen Dſchinne nicht unähnlich ſieht.

Der Hausmeiſter hört garnicht mehr, was der

Dichter ſagt, läßt ihn hinein und geht mit großen Schritten davon — zu ſeinem Herrn.

Battany ſteht in ſeinem — Harem — und — grübelt.

Seine Frauen liegen in prächtigen bunten Seidengewändern auf den Teppichen und langweilen ſich.

Eine Perſerin ſpielt eintönig auf einem langen Saiteninſtrument, das mit blitzenden Diamanten verziert iſt.

Eine kleine Aegypterin ſchlägt dazu ein paar glockenförmige Cymbeln von Zeit zu Zeit leiſe an einander.

Grün ſchillernde Fliegen ſummen durch das große Gemach.

Die Frauen wehren mit ihren Fächern die Fliegen von ſich ab.

In großen kupfernen Eiskübeln thaut laut tropfend das Eis.

Oben an den bunt bemalten Holzwänden bewegen ſich leiſe kleine Sonnenlichter, die durch die großen zierlich geſchnitzten Windlöcher ſich hineinſtehlen in den großen ſtillen Harem des reichen Al Battany, deſſen Frauen ſich immer langweilen.

Der Harem iſt ganz mit großen Granatbäumen umgeben, damit's nicht zu heiß wird in den üppigen Gemächern.

Und der Hausmeiſter kommt an.

Er ſtürzt ſeinem Herrn zu Füßen.

Die Frauen richten ſich auf.

Der Hausmeiſter ſagt ängſtlich:

„O Herr, der Dichter Safur ist da. Aber ich glaube, er ist wahnsinnig geworden.“

Die Frauen schreien.

Battany läßt sich in seiner Sänfte in den Garten tragen.

Zwei schwarze Sklaven halten von hinten hoch über Battanys indischer Goldmütze einen großen rothen Sonnenschirm.

Sehr langsam wird Battany getragen.

In seinem Landhause geht Alles langsam zu; laufen darf dort Niemand — auch die Sklaven dürfen nicht laufen.

In seinem kleinen, leicht gebauten Bücherkiosk will der Astronom den Dichter empfangen.

Safur kommt rasch durch die Olivenallee näher.

Der Bücherkiosk liegt da so ruhig wie eine Krone auf einer kostbaren Stickerei.

Die kostbare Stickerei besteht hier aus ganz kurz geschornen grünen Rasen, die von bunten Schnörkeln zierlich durchzogen sind.

Die Schnörkel — theilweise indische Buchstaben — werden von kleinen Tulpen gebildet.

Es wurden aber nur drei verschieden gefärbte Tulpenarten verwandt.

Die einen sind rothlila, die andern weißgelb und die dritten graublau.

Diese drei Farben heben sich wunderbar vom dunklen Rasengrün ab.

Und da, wo auf dem Grünen keine Tulpen wachsen — da sitzen rothe, blau und grün, gelb und

ſchwarz, weiß und graugefleckte Papageien fürchterlich ſteif auf glattgeſchnittenen dünnen Holzäſten, die alle mit weißem Silber beſchlagen ſind.

Die bunten Papageien machen einen — ſo gelehrten Eindruck — ſcheinen alle ſehr beleſen — ſehr beleſen — denn ſie ſind ja vor dem Bücherkioske angekettet.

Sehr ſaubre orangefarbige nicht gemuſterte Flieſenwege durchziehen in weichen Linien die kurzgeſchorenen Raſen, auf denen die Tulpen blühen und die Papageien angekettet ſind.

Rieſige Bananen umſchließen im genau abgezirkelten Kreiſe das glatte peinlich ſaubre Gartenkunſtſtück.

Und hierhin ſtürmt mit raſchen Schritten der wilde Dichter Safur.

Oh! Oh! Wie Battany zuſammenſchrickt!

Der riecht gleich, was los iſt.

Säuferwahnſinn hat den Dichter gepackt — Säuferwahnſinn!

Die Sklaven müſſen ſich entfernen.

Battany und Safur wandeln zuſammen über die orangefarbigen, nicht gemuſterten Flieſenwege — doch nur dort, wo das weit ausladende Dach des Bücherkioskes noch Schatten ſpendet.

Safur erzählt wüthend von der Tarub und von der Dſchinne — wild durcheinander.

Battany hört nur, daß Safur Tag und Nacht und wieder Tag und Nacht und wieder Tag und

Nacht getrunken und ſich ſchließlich mit ſeiner Tarub erzürnte.

Der reiche Aſtronom iſt daher auch ſehr erzürnt, wirft dem leichtſinnigen Dichter ſeinen höchſt lüderlichen Lebenswandel vor und ſagt ihm am Ende:

„Mein lieber Safur! Mit Dir iſt wirklich Nichts mehr anzufangen. Du kannſt das Trinken nicht mehr laſſen. Du wirſt noch ganz und gar verkommen. Ich verſtehe Dich nicht. Du kannſt nie aufhören. Du biſt eben ein Gewohnheitsſäufer geworden. Kannſt Du Dich denn nicht daran gewöhnen, mit den Andern nach Hauſe zu gehen? Mußt Du immer ſo lange trinken, bis Du im Rinnſtein liegſt? Du haſt das doch gar nicht nöthig!“

Dem Safur brummt der Kopf, ihm zittern die Glieder, Battanys laute Stimme iſt ihm ſchrecklich ...

Kleinlaut verſetzt der Dichter:

„Sieh mal, Battany, Du haſt nicht das durchzumachen, was ich durchzumachen habe. Glaubſt Du, es ſei ſo leicht, mit einem Weibe auszukommen, von dem man abhängt. Du weißt — wenn ich die Tarub nicht hätte — könnt' ich nicht mehr leben. Zum Betteln bin ich zu ſtolz. Aber wenn ich's recht bedenke, müßt ich auch zu ſtolz ſein, bei dieſer Tarub zu leben. Ich kann mit der Tarub nur dann weiter leben, wenn ich ihr Herr bin und ſie meine Sklavin iſt. Kannſt Du nicht, Battany, dieſem Said die Tarub abkaufen — — — und — und mir ſchenken? Thu's doch! Sei mein Freund!“

Battany lächelt verächtlich.

Er ſetzt dem Safur dann, ohne auf ſeinen Vorſchlag einzugehen, auseinander, daß er des Abends eine große Tigrisfahrt unternehmen möchte. Der Said, die Abla und die Sailóndula und auch die Tarub ſollen mitkommen.

Battany will zwiſchen Safur und Tarub vermitteln.

Dem Safur ſchmerzt der Kopf.

Ihm iſt Alles recht.

Innerlich iſt ihm ganz klar, warum er trank.

Daß er von der Tarub ſo ganz und gar abhängt — das hat ihn nach ſeiner Meinung zum Säufer gemacht.

Alſo denkt der Dichter gewöhnlich, wenn er ſeinen Dolch verſetzt und viel zu viel getrunken hat.

Er pflegt dann auch ſeinen Freunden vorzuwerfen, daß ſie ſein Verhältnis zur Tarub nur deshalb für ganz gut hielten, damit er nicht ſeinen lieben Freunden zur Laſt zu fallen brauche.

Dieſe Vorwürfe ſpricht der Dichter, der immer ſehr vorſichtig iſt, natürlich nicht laut aus.

— — — — — — — — — — —

Und Safur ſoll baden.

Er thut's — in Battanys wunderbarem Teiche, der in einem kleinen Thalkeſſel liegt.

In dem Teiche blühen blaue Lotosblumen.

Die großen Lotosblätter ſchwimmen auf dem Teiche wie rieſige Topfdeckel.

Die Sklaven reinigen des Dichters Kleid.

Und nach dem Bade wird der Dichter von den Sklaven mit wohlriechenden Oelen geſalbt.

Die Baumwolle reinigen die Sklaven mit wohlriechender Seife.

Safurn wird ein bischen besser.

Er bekommt auch was zu essen.

Und dann steigt er in eine Sänfte und wird sanft mit Battany aus dem Garten raus — zum Said und zu seiner Tarub getragen.

Unter den beiden rothen Sonnenschirmen, die groß, rund und steif sind, wird die Haut der beiden Männer auf den Sänften auch ganz roth.

— — — — — — — — — — —

In Battany's Harem wird's wieder lebhafter: der Hausmeister muß erzählen — von Safur und von der alten Dschellabany.

Die Frauen sind schrecklich neugierig.

Und dann baden die Frauen in demselben Teiche, in dem Safur badete — wo die blauen Lotosblumen blühen und die großen Lotosblätter herumschwimmen.

Die Frauen baden unter hellgelben und hellblauen seidenen Sonnenschirmen — die Schirme sind riesig groß.

Und die nasse Haut der gelben Inderinnen spiegelt das Grün der Lotosblätter und auch die blauen und gelben Töne der Sonnenschirme, daß die Haut so bunt schillert — wie entzückende Perlmutterschalen.

Wunderbarer noch spielen die verschiedenen Lichtfarben auf den Leibern der weißen Armenierinnen.

Und die Leiber der ſchwarzen Frauen werden ebenfalls ganz bunt.

Doch — Battanys üppige Haremsfrauen langweilen ſich auch im Bade — ſie ſehen die Farbenpracht der Lichtſpiele nicht auf ihrer ſchön gepflegten Haut.

Und wie die naſſen Glieder der Frauen müde unter den blauen und gelben Sonnenſchirmen am Ufer liegen — im Graſe — da ſpielen die Lichtfarben noch viel großartiger auf den prächtigen üppigen Leibern, die ſich räkeln mit Arm und Bein — — — dadurch werden die Glieder noch immer reizvoller — unbeſchreiblich!

Das zehnte Kapitel.

Der Wind bläst in die Segel, und die Barken schießen stromauf.

Die Wellen schaukeln.

Es ist angenehm kühl auf dem Tigris.

Es ist Nacht.

Der Mond steht fast voll hoch am Himmel.

Suleiman hat ein Märchen erzählt.

Nun soll Safur eine wahre Geschichte erzählen.

Sie sitzen in Saids großer Barke — hinten — hinter dem großen Segel.

Battany und seine sieben Freunde sind's, die in Saids großer Barke sitzen.

Said mit seinen drei Köchinnen ist auch in der Barke.

Die Tarub zerschneidet vorne eine große Nußtorte und kümmert sich nicht um die Gesellschaft.

Und Safur, der sehr ernst dreinschaut, erzählt:

„Ein junger Beduine saß bei der alten Dschellabany und trank mit ihren hübschen Sängerinnen — Wein. Das Trinken war sehr gemüthlich, denn die Sonne stand noch sehr hoch. — — — Die Mädchen

ſind ein bischen faul, und der Beduine ſpaßt nicht mehr mit ihnen, ſondern erzählt ihnen was von ſeiner Geliebten, die ihm alle Tage zu eſſen und zu trinken giebt. Die Mädchen lachen und ſchauen ſich den Beduinen ſehr genau an. Der aber erzählt weiter, daß er ſeinen ſchönen Dolch verſetzt und nun große Furcht vor ſeiner Geliebten habe. Da müſſen die Mädchen noch mehr lachen — und ſie trinken, als wenn's Garnichts koſtet. Mit leeren Taſchen geht daher ſpäter im Sternenſchein der junge Beduine von dannen — nicht grade — das kann er nicht — aber ſchwankend und mit ſchlotternden Gliedern. Er klettert über einen Zaun in einen Garten. Die Blumen duften da paradieſiſch — und goldene Aepfel fallen dem Beduinen auf die Naſe. Der Himmel wird ganz dunkelblau. Ein paar Sterne fallen aus dem dunkelblauen Himmel — auch herunter in den Garten, in dem die Blumen leuchten und duften wie im Paradies. Der Beduine ſchwankt weiter und will ſich in ein Fenſter ſchwingen, hinter dem ſeine Geliebte wohnt. Ein Duft von gebratenen — Haſen weht ihm aus dem Fenſter entgegen. Doch plötzlich fühlt er was Naſſes auf ſeinem Kopf und ſieht Nichts mehr. Ein großer Eimer iſt ihm übern Kopf geſtülpt, und friſche Kuhmilch rieſelt ihm über ſeinen ganzen Leib — friſche Kuhmilch!"

Safur lacht, und die Andern lachen auch.

Dann fährt er fort:

„Kaum hat der Beduine den Eimer vom Kopf geriſſen, ſo klatſcht ihm eine dicke Rindskeule an die rechte Wange. Der Beduine wird wüthend, ſpringt

ins Fenſter hinein und packt — packt ſeine Geliebte. Die reißt ſich aber los und ſchlägt ihm mit einem Stück Holz übern Kopf. Der Beduine wird immer wüthender. Doch ſeine Geliebte ſchlägt ihm mit einem Waſſerkrug um die Ohren, daß der Krug in tauſend Stücke zerbricht. Dann wirft ſie nach ihm mit Eisſtücken und gläſernen Flaſchen, mit Schutt und Müll, mit Fiſchköpfen und faulem Obſt, mit Bratpfannen und ſchmutzigen Lappen — daß der arme Beduine zurücktaumelt zum Fenſter. Wie er aber am Fenſter iſt, hat ſie ihn raſch an den Beinen gepackt und ihn kopfüber in den Garten geworfen —“

Jetzt kommt Safur nicht weiter, denn Alles lacht, daß die Barke bedenklich ins Schaukeln geräth.

Safur lacht jetzt aber nicht.

Die Tarub bringt die Nußtorte und wird mit einem Höllenlärm empfangen.

Der Scherbetbecher geht wieder von Hand zu Hand.

Es wird faſt wüſt.

Die Mädchen werden gekniffen und geküßt.

Safur kümmert ſich aber nicht um den Lärm.

Er blickt hinaus in den Urwald am Ufer und beachtet nicht, daß man ſeine gute Laune preiſt und ihn einen echten Dichter nennt, der das Leben von der luſtigen Seite zu faſſen vermag.

Safur blickt in die Waldespracht, die ſich am Ufer hinzieht im vollen Mondenſchein.

Die blauen großen Lotosblumen leuchten am Ufer — wie Dſchinnenaugen.

Und der Dichter muß wieder an ſeine Dſchinne denken und an die Wüſtengeiſter.

Und er leidet — leidet, wie ein Beduine leidet, der in der Wüſte verdurſten muß.

Aus dem Waldesdickicht am Ufer tönt zuweilen das Geheul wilder Thiere heraus. Die fliehen aber, denn neben und hinter der großen Barke ſegeln drei kleinere, die dem Battany gehören.

In dieſen kleineren Barken ſitzen Battanys Bogenſchützen, die die wilden Thiere mit giftigen Pfeilen verſcheuchen.

Safur ſieht wieder vor ſich das Dſchinnengeſicht — das er bei der Sareppa ſah.

Diesmal ſieht er das Geſicht im Waſſer neben weißen Waſſerroſen — das Geſicht ſcheint im Waſſer unterzugehen, ſieht ſo qualvoll aus.

Und Safur liebt dieſes Geſicht.

Und er ſeufzt, daß es kein lebendes Weſen iſt, daß es kein Weib iſt.

Der Leidende ſehnt ſich nach der Leidenden.

Und er liebt ſeine Dſchinne und vergißt Alles — was um ihn vorgeht.

Da ſtößt ihm die Tarub derb in die Seite.

Und er ſchrickt zuſammen.

Die blauen Blumen am Ufer leuchten unter den großen Bananen — unter den dicken Stämmen der hohen Sagopalmen — wie die blauen Dſchinnenaugen der Wüſte.

— — — — — — — — — — —

Battany flüſtert mit Abu Hiſcham.

Und wie der Mond in voller Pracht erglänzt, landet man am Ufer.

Man will das Grab des Abu Nuwâs beſuchen — jenes großen Dichters, der noch zu Haruns Zeiten lebte und blutarm ſtarb wie ein Lump — und der dann ſehr berühmt wurde, ſodaß ſeine Verſe bald in Jedermanns Munde waren.

Das Grab des Abu Nuwâs iſt ganz mit gelben Roſen bedeckt — ganz mit gelben Roſen.

Gelb iſt die Farbe des Königs — in Perſien und in andern Ländern, die von Bagdad nicht weitab liegen.

„Abu Nuwâs!“ murmeln jetzt die Männer, die des großen Dichters Grab beſuchen.

„Abu Nuwâs!“ murmeln auch die drei Frauen.

Die Pechfackeln der ſchwarzen Sklaven kniſtern und flammen hoch auf.

Die Geſellſchaft iſt plötzlich ganz ernſt und ganz ſtill geworden.

Suleiman lieſt mit leiſer Stimme die Grabſchrift, die auf einem kleinen Alabaſterblock mitten unter den gelben Roſen in zierlichen Schriftzügen zu leſen iſt.

Abu Nuwâs hat ſich die Grabſchrift, die Suleiman leiſe lieſt, ſelbſt gedichtet.

Sie lautet:

„Leb doch, wie's Dir grade paßt!
Machſt Dich nur dadurch verhaßt!
Haſt Du Alles mal verpraßt,
Kannſt Du wirklich Nichts mehr erben —
Darfſt Du doch noch friedlich ſterben:
Stirb nur! Selbſt die Dichter ſterben!“

Kodama räuſpert ſich und will was ſagen, Battany kommt ihm aber zuvor.

Battany ſagt zum Safur, der wieder ſehr ernſt dreinſchaut:

„Lieber Freund, kannſt Du uns nicht auch ein paar Verſe zu hören geben? Du biſt heute ſo ernſt — laß Dich nicht lange bitten.“

Safur nickt und ſpricht nach einer Weile, in der nur die Fackeln kniſterten:

„Du ruhſt nun unter Roſen aus —
Oh, der Tod hat Dich befreit!
Und milder wird mein Schmerz um Dich,
Da ich weiß, Du fühlſt kein Leid.“

Und Safur empfindet eine ſo gequälte Stimmung.

Ihm iſt, als thäten ihm die Fingerſpitzen weh.

Sein ganzer Körper empfindet ſo fein, daß er jeden Luftzug zu ſpüren glaubt.

Er hört den Tigris leiſe rauſchen.

Und er hört in der Ferne wilde Thiere heulen.

Und er ſehnt ſich nach einem Weſen, dem er mittheilen kann, wie er eigentlich immer leidet — etwas Unerklärliches leidet, das die andern Menſchen nicht kennen.

Ihm iſt oft ſo, als ſehne er ſich nach einem Weibe, das er lieben kann.

Aber er weiß, daß es ſolches Weib nicht giebt.

Bei dieſen Gedanken ſieht er drüben neben Said ſeine Tarub ſtehen — drollig ernſt . . .

Und Safur muß lächeln.

Doch Battany ſpricht jetzt — auch ſehr ernſt:

„Freunde! Ihr wißt, der große Philoſoph Abu Hiſcham, der unter uns weilt, wollte einen Gelehrtenbund gründen. Ich glaube, dieſer Augenblick am Grabe des größten arabiſchen Dichters iſt ſo ſchön und feierlich, daß wir dem Abu Hiſcham, der ein kluger, thatkräftiger Mann iſt, wohl eine Freude bereiten, wenn wir uns hier am Grabe die Hand reichen und die Geſellſchaft, die wir bilden, die Geſellſchaft der lauteren Brüder nennen. Ich hoffe, unſer Kreis wird bald größer werden.“

Und Alle reichten ſich die Hände, ſodaß ſie einen Ring um das Grab bildeten.

Sehr drollig ſah's zwar aus, daß auch die drei Frauen und der dumme Said im Ringe waren.

Doch die Geſellſchaft machte trotzdem einen ſehr feierlichen Eindruck.

Den Mond umkränzten röthliche Wolken —

In der Ferne am andern Ufer zuckte ein bläuliches Licht auf — es blitzte —

Die Fackeln kniſterten und flackerten hell.

Als ſich die Hände der lauteren Brüder von einander löſten, warf Abu Hiſcham ſeine armeniſche Pelzmütze hoch in die Luft, worüber Alle lachten.

Das elfte Kapitel.

Am nächsten Morgen segelten die Barken des Battany und des Said weiter stromauf — zu den Eremiten.

Man wollte auf Abu Hischams Wunsch zunächst den Eremiten die große Kunde vom Bunde der lauteren Brüder überbringen.

Abu Hischam schwamm in Seligkeit.

Sein Herzenswunsch war erfüllt.

Das Frühstück mundete den lauteren Brüdern sehr — sehr gut.

Es gab Fleischpasteten und kalten Bratfisch, Pfirsiche, Oliven und Weintrauben, afrikanische Schotentorte und Marzipan.

Und man trank rothen Kufa-Wein.

Beim Wein erhitzten sich die Gemüther.

Die lauteren Brüder waren nahe dran, sich zu zanken — zankten sich wirklich.

Sie zankten sich über ein paar Verse des Abu Nuwâs, was in der guten Gesellschaft Bagdads zu jenen Zeiten durchaus nicht selten vorzukommen pflegte.

Die Verſe des Abu Nuwâs, die den Zankapfel bildeten, lauteten:

„Ich ſagte einſt zu einer kleinen Süßen,
In deren Hand ein Bündel von Narziſſen:
»Von Dir zu ſcheiden iſt das Schändlichſte der Welt!«
Und ſie: »Viel ſchändlicher zu lieben ohne Geld!«“

Die Stimmung ward ſehr übermüthig — derbſinnlich — zotig — nicht grade ſehr zart — im Gegentheil.

Es hagelten die böſen Witze ſo dicht wie die Pfeile in einer Schlacht gegen die Chriſtenhunde und die anderen Ungläubigen.

Die drei Weiber thaten zuweilen ſo, als hielten ſie ſich die Ohren zu.

Die Tarub bekam am meiſten zu hören.

Safur mußte ſeinen ganzen Witz zuſammennehmen, um ſie zu ſchützen.

Die beiden Dicken — Kodama und Osman — lachten, daß ihnen die dicken Schweißtropfen über die dicken braunen Puſtwangen rollten, die immer glänzender zu werden ſchienen.

Der alte Jakuby unter ſeinem helllila Turban kicherte wie ein verſchämtes Mädchen.

Battanys Unterlippe wurde ſehr dick.

Said that immer ſo, als verſtände er Alles — was einen ſehr drolligen Eindruck machte, wenn die Witze ſich gegen ihn ſelber richteten.

Ich will dieſes Morgengeſpräch nicht näher beleuchten.

Die Sonne ſtand ſehr hoch.

Der Prophet Abu Maſchar achtete nicht auf das Gelächter der Andern, er hörte ſich mit dem alten Suleiman — mehr vorn in der Barke — die begeiſterten Erörterungen des Abu Hiſcham an, der wie gewöhnlich nicht müde wurde, über die Ziele und Pläne des großen Geheimbundes zu reden.

Immer wieder klangen von des Philoſophen Lippen die beiden Worte:

„Lautere Brüder!“
„Lautere Brüder!“

Währenddem ſang die weiße Abla, die ſich mit einem großen weißen Federfächer ſorgſam vor den Strahlen der Sonne ſchützte, eine ſüdarabiſche Volksweiſe, die ſo recht in die angeheiterte Laune der „lauteren“ Brüder hineinpaßte.

Abla ſang mit heißer hoher Stimme:

„Wenn Du mich nicht mehr lieben willſt,
So geh ich zum Kuppelweibe!
Wenn Du mich nicht mehr lieben willſt,
So will ich Dich vergeſſen —
In wilder toller Brunſt —
Bei Wein und Saitenkunſt —
Da lieb ich, was ich finde —
Verſchwinde nur! Verſchwinde —
Wenn Du mich nicht mehr lieben willſt.“

Und dieſe Verſe hörten am Ufer auch ein paar Eremiten, die nur in die Einſamkeit gezogen waren, um ihre Sinnlichkeit zu töten.

Die lauteren Brüder landeten dann wieder, um den Eremiten „guten Tag“ zu ſagen.

Abu Hiſcham erzählte den Eremiten vom Bunde,

denn die Eremiten waren faſt ſämmtlich große Gelehrte.

Die alten gelehrten Einſiedler machten ſehr große Augen, als ſie die neue Kunde vernahmen.

Die Geſellſchaft wurde gleich größer.

Und unter Battanys großen Zelten ging's wieder mal ſehr hoch her.

Als die Einſiedler, die nicht weitab wohnten, in ihren ärmlichen ſchmutzigen Hütten den Lärm vernahmen, kamen ſie gleich näher — und waren bei den lauteren Brüdern ganz guter Dinge.

Sie ließen ſich gern in die neue Geſellſchaft aufnehmen.

Aeußerlich ſagten die Eremiten immer ſehr gern „Ja!“

Was ſie innerlich dachten, pflegten ſie für ſich zu behalten.

Wenn's Nichts koſtete, waren ſie ſtets ohne Umſtände für alles Mögliche zu haben.

Das wußte Abu Hiſcham — daher hatte dieſer kluge Philoſoph auch gleich zu den Eremiten gewollt — — er verſtärkte durch die Eremiten ſeine Stellung.

Es mußte natürlich in der Abſicht des ſchlauen Bundgründers liegen, die Machtſtellung des Battany nach Möglichkeit zu beſchränken.

Uebrigens — Osmans Widerſtand war ſehr bald gebrochen, der Buchhändler wurde der Geſchäftsführer der Geſellſchaft — und machte ſchließlich ein ganz vergnügtes Geſicht — zu verlieren war ja bei dieſer gelehrten Geſellſchaft eigentlich Garnichts.

Ja — Osman und Abu Hischam lagen sich sogar sehr bald brüderlich in den Armen und schwuren sich ewige Treue.

Abu Hischam hatte allen Grund, mehr zu trinken als je — was er denn auch sehr gründlich besorgte.

Als der Vollmond über dem Tigris aufging, lag der große Philosoph Abu Hischam, der große Gründer des Bundes der lauteren Brüder — wie ein Brett im Grase — und trank nicht mehr — da er fest — sehr fest — schlief.

Safur aber schlief nicht — der plauderte mit den Eremiten über die Freuden des einsamen Lebens — und ihn überkam's.

Er wollte auch Eremit werden — er beneidete bereits seine neuen Freunde.

Als er hörte, wie einfach die Mahlzeiten der Eremiten gewöhnlich zu sein pflegten, verzogen sich allerdings seine Gesichtszüge und bekamen einen verdrossenen Ausdruck.

Nein — so weit war Safur noch nicht, daß er um des einsamen Lebens willen auf ein verständiges Essen und Trinken hätte verzichten wollen — aber vielleicht ließ sich Beides vereinen.

Und über dieses „Vereinen" dachte Safur sehr angestrengt nach.

So schmutzig und zerrissen — wie die anderen Eremiten — wollte Safur auch nicht herumgehen.

So weit war er noch nicht, daß er sich um des einsamen Lebens willen im Schmutz und Unrath hätte herumsielen wollen.

Auch der Gedanke an das viele Ungeziefer der alten Einſiedler ward dem im Aeußeren ſehr peinlichen Dichter — ein bischen ekelhaft — eigentlich gräßlich.

Nein — Ungeziefer mochte er nicht.

Da ſtieß ihm wieder die Tarub in die Seite — nicht derb — aber vernehmlich.

Sie wollte ihn ſprechen — allein.

Und er entſchuldigte ſich bei den Einſiedlern, empfahl ihnen, ſich neuen Kufa-Wein zu holen — und — und folgte der Tarub — recht unluſtig.

Hinter blühendem Oleander ward die Tarub zu ihrem Dichter zärtlich.

Der benahm ſich jedoch anders als ſonſt — ganz anders.

Und — und — wie's immer zu ſein pflegt — die Sprödigkeit reizte nur — ſtieß durchaus nicht ab.

Bagdads berühmte Köchin bat ihren berühmten Dichter fußfällig um Verzeihung — ſie flehte ihn an — weinte dabei.

Was die Tarub nie gethan — das that ſie jetzt — ſie bettelte um ſeine Liebe — und erzwang ſie ſich ſchließlich — nicht grade gewaltſam — aber ſo ähnlich.

Safurn überlief's wie kaltes Waſſer.

Er mußte an Saids Mehlſäcke denken, die einſt in Tarubs Küche einen ſo drolligen Reiz in ihm erweckt . . .

Der Vollmond ſchien ſeiner Tarub hell ins Geſicht.

Die Oleanderbäume dufteten.

Man hörte dann Stimmen in der Nähe.

Und die Tarub eilte hurtig davon.

Und dem Safur war so zu Muthe — wie einem Weibe zu Muthe ist, dem ein Fremder Gewalt anthat.

— — — — — — — — — — —

Safur lag unter den Oleanderbäumen, starrte in den Vollmond und träumte — von tiefer Einsamkeit — von einem Weibe, das nirgendwo lebt, das er sich nur denkt — von einer andern Welt, in der's andre Frauen giebt als hier auf der Erde.

Safur will auch einsam leben — ganz einsam — ganz allein — er will auf Alles verzichten und nur allein sein — alle seine Freunde kränken ihn nur; er ist es müde, mit ihnen zu spaßen — er will sie nicht mehr sehen.

Und er ringt die Hände und stöhnt.

Er möcht' am liebsten gleich hier bleiben — in der Einsiedlerwelt —

Da raschelt was neben ihm.

Safur fährt auf und sieht eine große — Schlange.

Die Augen der Schlange leuchten wie zwei Rubine.

Der Leib der Schlange glitzert klebrig.

Safur sieht — es ist eine giftige Schlange — und er springt an die Seite, sieht im nächsten Augenblicke rechts neben den Oleanderbäumen in der Tiefe den Tigris — und springt runter in die Fluth. —

— — — — — — — — — — —

Safur ist gerettet — er schwimmt langsam und

ſicher dorthin, wo die Barken liegen und die Lagerfeuer vor den Zelten brennen.

Die Flammen der Lagerfeuer qualmen mächtige Rauchwolken in den Abendhimmel hinein.

Die glühenden Augen der Schlange ſtarren aber unverwandt in die große gelbe Mondſcheibe.

Die Schlange richtet ihren Oberkörper hoch auf und ſtarrt mit ihren glühenden Rubinaugen in den Mond — als wollte ſie den vergiften.

Das zwölfte Kapitel.

Und nach vier Wochen ſtand der Vollmond über dem Mondtempel zu Hauran.

Und im Mondtempel weilten Abu Maſchar und Safur, Abu Hiſcham und Battany, Suleiman und Jakuby.

Die anderen lauteren Brüder waren auf Saids Barke mit den drei Frauen nach Bagdad zurückgekehrt.

Den beiden Dicken, Kodama und Osman, war die Reiſe nach Hauran zu beſchwerlich geweſen.

Auch mochten ſie einem „Faſtenfeſt“ nicht beiwohnen — ein Feſt ohne Eſſen nannten ſie nicht ein Feſt.

Ein „Faſtenfeſt“ ward aber trotzdem in Hauran gefeiert.

— — — — — — — — — — —

Der Mondtempel iſt ein Tempel der Sſabier.

Die Sſabier ſind nach der Meinung des Volkes Götzenanbeter — Heiden.

Doch die Meinungen des Volkes ſind ja niemals maßgebend.

Die Sſabier ſind mehr, als ſie ſcheinen.

Ihre Religion ist ein Abglanz altbabylonischer und altassyrischer Kulte.

Der Mondtempel zu Hauran ist Jahrtausende alt — eine alte träumende Ruine, die wie eine sterbende Greisin von alter, alter Zeit erzählt — und Wunderdinge weiß.

Der Mondtempel wird hell vom Vollmond erleuchtet.

Und in das Mondlicht flammen aus eisernen Schalen mächtig lodernde Opferfeuer hinauf.

Wohlriechendes Holz — zumeist Sandarakholz — wird in den eisernen Schalen verbrannt, sodaß der ganze Tempel und die ganze Umgegend des Tempels wundersam duftet — wie die Nähe eines Gottes.

Man fastet drei Tage und drei Nächte.

Zu bestimmten Stunden erklingt an den Mauern und auf den Terrassen des einsam und hoch gelegenen Tempels Musik — von Cymbeln, Flöten und Saiteninstrumenten.

Abu Maschar hat die lauteren Brüder hierhergeführt, er spricht jetzt mit einem großen Priester, dessen langer schwarzer Bart nach assyrischer Sitte sorgsam gekräuselt ist, sodaß es aussieht, als bestände er aus lauter kleinen runden Löckchen.

Der lange weiße Kaftan ist mit goldenen Sternen übersät, die mit Goldfäden hineingestickt sind.

Ueber dem dunkelbraunen Gesicht des Priesters erhebt sich ein mächtiger hellblauer Seidenturban mit sieben silbernen Vollmonden vorn über der Stirn. Die mit Silberfäden gestickten Monde sind von verschiedener Größe.

Nur Männer, Jünglinge und Knaben weilen im Tempel — ein Weib darf den Tempel nicht betreten.

Und ein eintöniger Geſang tönt durch die Mondnacht.

Die Gläubigen ſitzen oder ſtehen — einzeln — nicht in Gruppen — ſie dürfen nicht mit einander ſprechen — nur mit den ſieben großen Prieſtern dürfen ſie ſprechen.

Die ſieben großen Prieſter ſehen ſich im Aeußern faſt gleich — tragen ſämmtlich den aſſyriſchen Bart, den Sternenkaftan und den hellblauen Mondturban.

Jakuby macht ſich fortwährend Notizen.

Suleiman und Battany hocken in einer großen Grotte, die der Mond nur zur Hälfte erleuchtet.

Abu Hiſcham wandelt vor der großen Tempelpforte auf dem großen Opferplatze unruhig umher und erzählt jetzt dem einen der großen Prieſter von dem Geheimbunde der lauteren Brüder.

Der Prieſter hört ernſt zu und ſagt dann mit großen Augen:

„Euren Bund nennt Ihr einen Geheimbund? Und Ihr ſprecht doch zu allen Menſchen von dieſem Geheimbund? Ihr wißt ja noch gar nicht, was ein Geheimbund iſt.“

Unwillig wendet ſich der Prieſter ab.

Abu Hiſcham ſieht ihm verblüfft nach.

Der Geſang verhallt, es wird ganz ſtill — nur die Opferfeuer kniſtern.

Unheimlich ſtill iſt es.

Auf einer der höchſten Terraſſen, die den großen

Mondtempel umkränzen, neben einem uralten Götzenbilde spricht der allgewaltige Oberprieſter Tſchirſabâl mit dem Dichter Safur.

In der Tiefe an der Umfaſſungsmauer entlang zieht langſam eine feierliche Prozeſſion vorüber, der ein offener leerer Sarg vorangetragen wird.

Fackeln beleuchten die Prozeſſion, und Tempeldiener ſchwingen die alten Räuchergefäße an langen Stangen.

An vielen alten Götzenbildern zieht die Prozeſſion vorüber — die alten ſtarren Steingeſichter der Götzen ſcheinen ſich zu beleben, wenn der leere Sarg langſam vorüberzieht.

Und Safur ſchaut von der Tempelterraſſe in die mondbeglänzte arabiſche Wüſte, in der die wilden Dſchinnen hauſen.

Tſchirſabâl, ein Rieſe, der faſt zwei Köpfe größer iſt als der durchaus nicht kleine Dichter, ſagt zu dieſem, während er mit ſeiner mächtigen breiten Bruſt tief aufathmet:

„Athmeſt Du noch immer die ſchwüle Peſtluft der Sinnlichkeit? Woran dachteſt Du?“

Safur erſchrickt, beſinnt ſich einen Augenblick und ſpricht dann haſtig:

„Nein — nein — ich glaube — ich athme nicht mehr die ſchwüle Peſtluft der Sinnlichkeit. Ich ſehnte mich nur. Ich ſehnte mich allerdings — nach einem Weibe. Aber dieſe Sehnſucht hatte nach meiner Meinung Nichts mit Sinnlichkeit zu thun — wirklich Nichts. Denn, verſteh' mich nur, das Weib, nach dem

ich mich ſehne, lebt noch nicht, iſt noch nicht geboren, wird wahrſcheinlich nie geboren werden. Sieh, ich ſah ſo lange da in die Wüſte hinein und glaubte zuletzt eine wilde Dſchinne zu ſehen mit ſchwarzem Geſicht und blauen Augen. Ich bilde mir jetzt faſt ſchon ein, daß dieſe Dſchinne wirklich irgendwo lebt — und ich liebe dieſe Dſchinne — „lieben“ will ich nicht ſagen — das Wort „lieben“ iſt zu oft mißbraucht — es ſagt mir zu wenig — doch Du verſtehſt mich ja — athme ich Peſtluft?“

Tſchirſabâl ſchüttelt den Kopf und erwidert ſanft:

„Nur die gewöhnliche Sinnlichkeit der thieriſch lebenden Menſchen erzeugt Peſtluft. Wir müſſen anders als die Thiere leben. Nicht ein Weib darf das Ziel unſrer Sehnſucht ſein. Die Gottheit müſſen wir lieben.“

„Die Gottheit?“ fragt Safur.

„Ja — den einzigen großen wahren Gott,“ verſetzt der Prieſter, „den müſſen wir lieben. Die Götter und Götzen der Erde ſind nur die Vermittler zwiſchen dem Menſchen und dem Einzigen, deſſen Namen wir nicht unnütz ausſprechen ſollen. Aber —“ und hier wird die Stimme des Prieſters etwas heiſer, „wir ſollen den großen Gott, der die ganze Welt umſchließt, wirklich „lieben“ — mit allen Nerven und mit allen Muskeln, die wir haben. Und wiſſe — — — der Allgott offenbart ſich in unſrem beſten Freunde — und — ja — im Freunde — ſollen — wir — den — Gott — lieben — noch mehr — anders als menſchlich lieben. Ja — Du haſt Recht — das

Wort „lieben“ genügt nicht, wenn wir die wahre große Leidenschaft bezeichnen wollen, in der Alles untergeht, die Alles verschlingt — die nur die ewige Vereinigung mit dem Geliebten will — die daher auch nur ihre ganze Befriedigung — im Tode — im Letzten — finden kann. Die großen Priester der Erde dürfen nicht lieben wie die gewöhnlichen Menschen, sie dürfen nur den großen Gott lieben — und ihn sollen sie lieben im besten Freunde! Safur, versteh mich! Vielleicht hörst Du meine Worte nicht noch einmal. Vielleicht sterbe ich in der nächsten Stunde, und Niemand sagt Dir mehr, was es heißt — Sehnsucht nach der ewigen Vereinigung mit dem großen Gott haben und sterben — sterben wollen — sterben müssen, weil man nur lebt, um sich ganz auflösen zu können in dem, den man mehr liebt, als Alles! Denk' nach, ob Du nicht auch so sterben willst! Denk' nach! Safur! Nur im Tode wirst Du selig werden. Nur der Sterbende hat Alles — und mehr als Alles!“

Und der gewaltige Riese zittert am ganzen Körper, seine Augen glühen, sein Athem keucht wie der Athem eines blutdürstigen Thieres, das sein Opfer sieht . . .

Tschirsabâl stürmt mit großen Schritten davon und verschwindet in einem dunklen Gange.

Safur bleibt fast starr zurück.

— — — — — — — — — — —

In der Tiefe des Tempels — ganz tief — tief unter den Grabkammern — da befindet sich ein stiller Saal — der Opfersaal.

Da ist es sehr kalt.

Den Boden bedecken feine Alabasterplatten, in die viele alte Zeichen und Figuren hineingegraben sind. Einzelne Stellen des Alabasterbodens in den Ecken des Saales sind mit Keilschrift bedeckt.

Und die Wände des Opfersaales bestehen aus blauem Lapis lazuli.

Auch die Wände sind mit alten Bildern und mit Buchstaben bedeckt — die letzteren sind schweres Gold.

Die Decke ist ganz von Silber.

Ganz mit Silber beschlagen sind auch die großen breiten Tragbalken der Decke.

Das Silber ist aber nicht blank, an manchen Stellen ist es sogar ganz schwarz.

Sehr kalt und sehr leer sieht der Saal aus.

Und schrecklich still ist es da unten.

Und da unten kommen jetzt die sieben großen Priester zusammen.

Die blauen Turbane werfen die Priester hastig in die eine Ecke des viereckigen Saals.

Das Haar der Priester ist auch nach assyrischer Sitte gekräuselt — nicht kurz geschoren — wie das Haupthaar der Araber in Bagdad . . .

Dann aber betreten den Saal sieben Knaben — mit langen, nicht gekräuselten Locken — und in gelben Seidengewändern.

Die Knaben sind groß und schlank.

Ihre Haltung ist schlaff.

Ihre schwarzen großen Augen glühen aber, als wenn sie Entsetzliches sähen.

Ihr Geſicht ſieht ſo wächſern aus, als hätten ſie ſchon lange nicht mehr das Tageslicht erblickt.

Der Opferſaal wird nur ſpärlich von kleinen grünen Flämmchen erleuchtet, die an den Wänden in kleinen Oelſchalen brennen.

Das grüne Licht macht den Saal noch unheimlicher.

Den Knaben ſträuben ſich zuweilen die Haare.

In der Mitte des Saales ſteht auf einem eiſernen Geſtell eine längliche, mit himmelblauen Türkiſen verzierte Wanne, in der auch ein ſehr großer Menſch vollauf Platz haben würde.

In der Wanne ruhen vierzehn große Perlen, die ſich in der Form ganz gleichen — nur in der Farbe verſchieden ſind.

Die eine Perle iſt ſchwarz.

Das iſt die Todesperle.

Die vierzehn im Opferſaal verſammelten Menſchen treten an die Wanne und greifen langſam gleichzeitig hinein und nehmen behutſam, ohne hinzuſehen, eine Perle heraus.

Dann heben ſie die Perle empor.

Die ſchwarze Perle iſt in den Fingern des größten Knaben, der viel ſchöner ausſieht als die andern.

Ein gräßlicher Schrei ſchallt durch den ſtillen Raum.

Tſchirſabâl ſchrie — — — der Knabe, den er am meiſten liebt, der ſein beſter Freund iſt, der Knabe hat die Todesperle in den Fingern — der muß ſterben.

Und der Oberprieſter heult — wie ein wildes Thier.

Die andern Prieſter zittern.

Die Knaben weinen leiſe, ihre Augen werden noch größer.

Die ſieben großen Prieſter des Mondtempels zu Hauran haben ſich nach uralter Sitte einen furchtbaren Schwur geleiſtet — ſie wollen ſterben, wenn ſie die ſchwarze Todesperle in die Finger genommen haben.

Und die ſieben Knaben, die zum Theil ſchon älter ſind, haben denſelben Schwur geleiſtet wie die Prieſter.

Doch die Knaben dürfen, wenn ſie den Schwur geleiſtet, nie wieder mit andern Menſchen zuſammenkommen. Nur mit den ſieben großen Prieſtern dürfen ſie zuſammenkommen.

Das Menſchenopfer iſt ein alter heiliger Brauch. Der Vierzehnte wird immer geopfert.

Außer denen, die den Schwur leiſteten, weiß kaum ein einziger Menſch, daß im Tempel zu Hauran Menſchen geopfert werden Mit größter Vorſicht wird jeder Neugewählte eingeweiht. Nur diejenigen, die den Tod ernſthaft ſuchen, werden gewählt.

Die Prieſter wiſſen, daß die Macht der Sſabier gebrochen iſt und ſind darum ſchon ſtets bereit, ſich opfern zu laſſen.

Ja — die vierzehn Menſchen, die da unten im Opferſaal verſammelt ſind, haben ſämmtlich eine wahnſinnige Luſt am Opfer — ſie ſehnen ſich nach dem Tode — — — aus übergroßer Liebesſehnſucht ward die Todesſehnſucht geboren.

Die furchtbarſten Luſtgefühle durchraſen jetzt — dieſe vierzehn Menſchen da unten, die im beſten Freunde

den Gott ſehen und mit ihm zuſammen in den Tod gehen wollen.

Doch es bereitet ihnen eine grauſame gräßliche Wolluſt, daß ſie nicht zu gleicher Zeit ſterben, daß ſie nach einander ſterben und über jeden geſtorbenen Freund mit wahnſinnigen Qualen — herfallen — wie die Hyänen über die Leichen herfallen.

Die feinſten gebildetſten Menſchen ſind die Prieſter, ſie fühlen die feinſten Dinge — ſie wiſſen ſo Vieles, das Niemand je geahnt.

Und die Knaben ſind womöglich noch feiner.

Aber dieſe feinen Nerven ſind ein Fluch für die feinen gebildeten Menſchen. Sie „leiden“ — durch dieſe feinen Nerven — und müſſen ſich daher immer nach dem Tode ſehnen, im Tode den Erlöſer ſehen — müſſen ſich noch mehr quälen — das Gräßlichſte und Entſetzlichſte iſt für die feinen Nerven eine Art Beruhigung. Der ungeheuer große Schmerz ſoll die kleinen Schmerzen vernichten.

Die Vierzehn wollen immer ihren beſten Freund töten, weil ſie ihn lieben. Und ſie wollen ſich auch von ihrem beſten Freunde tödten laſſen aus Liebe. Das iſt verrückte Liebe — ein großartiger Wahnſinn!

— — — — — — — — — — —

Eines hätte die Armen von der Todesſehnſucht erlöſt — ein unaufhörliches großes Kunſtſchaffen, das immer wieder auf Rieſenwerke ſinnt.

Doch das lag ihnen natürlich meilenfern.

Und ſo ſchlachteten ſie ſich gegenſeitig ab.

Und — ja — wer beſchreibt, was da unten im Opferſaal vorgeht?

Mit wahnſinniger Verzückung läßt ſich der dem Tode verfallene Knabe die Adern öffnen, und die Andern füllen ihre goldenen Becher mit dem Blut des Knaben und trinken das Blut.

Und dann küſſen Alle den blutenden Knaben — mit einer wahnſinnigen Gier, daß dem Knaben der Athem ausgeht — daß der Knabe erſtickt wird.

Und dann ſtößt der Rieſe Tſchirſabâl ſeinem beſten Freunde das heilige Steinmeſſer in die Bruſt und kreiſcht, kreiſcht — gräßlich iſt das Gekreiſch.

Und dann legen ſie den Toten in die Wanne, machen ein Feuer unter der Wanne und ſchneiden aus dem Körper des Knaben große Fleiſchſtücke mit ihren heiligen Meſſern heraus — und dann verſchlingen ſie die Fleiſchſtücke — mit wahnſinniger Verzückung.

Sie glauben, ſie nähmen die Gottheit in ſich auf.

— — — — — — — — — — —

Und nach dem Mahl ſchleichen Alle davon, und ihre Augen ſtrahlen Fieberglut aus.

Wenn ſich die Prieſter dem Volke wieder zeigen — dann erſchrickt das Volk — es weiß ſich die furchtbaren Geſichter der großen Prieſter nicht zu erklären.

— — — — — — — — — — —

Auf der Terraſſe und in den Grotten des Tempels vertheilen jetzt Tempeldiener Brot und rothen Wein.

Das Brot hat die Form eines Menſchenkindes.

— — — — — — — — — — —

Tſchirſabâl erſcheint wieder oben auf der Terraſſe, auf der Safur weilt.

Safur empfängt eben den Wein und das Brot — trinkt — trinkt — ißt — ißt — und ſieht dann den Prieſter.

Der Dichter ſieht das entſetzte Geſicht des Rieſen, denkt aber gleich, daß er ihn froh begrüßen muß — der Prieſter lebt ja noch.

Und Safur will ſtürmiſch den Prieſter umarmen, ſchreit laut und lachend:

„Nun wollen wir leben! leben!“

Doch der Rieſe taumelt zurück und ruft dem lebensluſtigen Dichter mit furchtbarer Stimme ein einziges Wort zu — „Eſel“ heißt das einzige Wort.

Und dann verſchwindet Tſchirſabâl hinter dem nächſten Gebüſch — er ſtarrt entſetzt in den Mond und flüſtert:

„Mond, ſei mein beſter Freund! Menſchen find' ich nicht mehr! Töte mich! Töte mich! Ich halt's nicht mehr aus!“

Und er ſchlägt lang hin.

Und der blaue Turban fällt in ein Myrthen-gebüſch.

Das dreizehnte Kapitel.

Indeß — als nun abermals vier Wochen ins Land gegangen ſind, ſpielt ſich wieder in Tarubs Küche was ab.

Die Tarub ſteht vor dem Herde und ſtarrt ins Feuer — ihr braunes Geſicht iſt ganz roth — und ihre ſchwarzen Augen flackern noch heftiger als die Flammen des Herdfeuers.

Der berühmten Köchin rollen über die gerötheten Wangen ein paar große dicke Thränen.

Die harte Tarub iſt jetzt ganz weich.

Safur blieb acht volle Wochen fort . . .

Das war eine lange lange Zeit.

Jetzt aber ſoll Safur wiederkommen — er hat's geſchrieben — noch heute kommt er.

Bei Allah — die Tarub freut ſich.

Sie löſt ſich vor Rührung faſt auf.

Sie wäſcht ſich ſchon zum fünften Mal Hände und Geſicht, obwohl ſie eigentlich den ganzen Tag Nichts that.

Und ſie trocknet ſich ab mit einem Handtuch, in das ſie einſt ein paar Verſe hineinſtickte — Verſe,

die ihr lieber Safur ganz besonders für sie gedichtet hatte.

Auf dem Handtuch steht:

„So hell und rein wie Gold und Wein
So ganz voll Glanz
Muß Küche Herd und Alles sein."

Die Tarub liest das wieder — sehr andächtig, blickt dann in der Küche rum und sieht, ob Alles in Ordnung.

Sie schmunzelt — Alles ist gut.

In den Kruken und Töpfen stecken duftende dunkelrothe Rosen.

An die hundert dunkelrothe Rosen hat die Tarub in ihrer Küche vertheilt.

Die Messingkessel funkeln.

Der rothe Ziegelboden blitzt beinah — so sauber ist er gescheuert.

In den kupfernen Eiskübeln thaut das Eis — tropfend.

Der Pumpenschwengel ist mit frischem Lorbeer bekränzt.

Und es will Abend werden.

Tarub dreht sich langsam um und sieht — ihren Dichter endlich wieder.

Stürmisch fällt sie ihm um den Hals — und weint.

Sie weinen Beide zusammen.

Zwischen den Beiden scheint wieder Alles — so gut zu sein — so gut!

Jetzt merkt ihnen Keiner an, daß sie sich mal

zankten — daß ſie ihn mal kränkte mit Milch und er mal ihre Liebe verſchmähen wollte.

Dichter und Köchin ſind wieder ganz ein Herz und eine Seele — — —

Wie's dunkel geworden, zündet die Tarub acht kleine Oellämpchen an — zur Erinnerung an die acht Wochen der Trennung.

Na — Safur iſt auch gerührt —

Sie eſſen Beide.

Sie trinken Beide.

Wie's ihnen ſchmeckt — nein — das iſt kaum zu ſagen — faſt zu ſchön.

Beide wieder — ein Herz und eine Seele.

Nun geht's an's Erzählen.

Er erzählt ihr Alles.

Und er ſchildert ihr das Faſtenfeſt.

Die Tarub ſchauert zuſammen — was Fürchterlicheres als „hungern" kennt ſie nicht.

Wie Jemand freiwillig hungern kann, vermag ſie nicht zu verſtehen.

Und als nun Safur von dem großen Oberprieſter Tſchirſabâl erzählt, wird ſein Ton immer heftiger.

„Denk Dir, Tarub," ruft er zornbebend, „weißt Du, wie mich der Eſel nannte?"

„Nein, ich weiß nicht!" erwidert die Tarub.

Doch gleich darauf ſchreit der Dichter:

„Eſel hat er mich genannt — Eſel!"

Die Erregung der Beiden iſt anitzo nicht von Pappe.

Safur vermag ſich garnicht über den frechen Kerl

zu beruhigen, der es wagte, den feinſten Kopf von ganz Bagdad, den geiſtreichſten Dichter der Araber, einen Eſel zu ſchelten.

„Hätt' ich nur meinen alten Dolch gehabt!“ ſagt leiſer der kluge Safur, „ich hätte ihm ſchon bewieſen, wie man in Bagdad frechen Hunden zu begegnen weiß. Aber der Kerl war ja zwei Köpfe größer als ich. Mit bloßen Händen konnt ich doch Nichts gegen ihn machen.“

„Siehſt Du!“ verſetzt da ſo recht ernſt die Tarub, „warum trinkſt Du immer ſo viel? hätteſt Du nicht ſo viel getrunken, ſo hätteſt Du damals nicht den Dolch verſetzt und hätteſt Dir Das von dieſem alten Prieſter nicht gefallen laſſen brauchen!“

Dieſe Bemerkung beruhigt den Safur grade nicht — Ermahnungen ſind ihm ſehr ſehr läſtig.

Er zieht daher verächtlich lächelnd ſeinen neuen Dolch hervor, der noch ſchöner und noch länger iſt als der alte.

Den neuen Dolch hat ihm der Battany geſchenkt.

Safur ſchimpft dann auf die Prieſter im Allgemeinen, während die Tarub den Dolch bewundert.

Er nennt das Faſtenfeſt einen lächerlichen Schwindel, eine große Albernheit, eine Narretei, hinter der Nichts — Garnichts dahinter ſei.

Er iſt wüthend über das Wichtigthun der ſſabiſchen Prieſter — über ihre albernen Geheimniſſe, in denen Alles, was unklar und verſchwommen iſt, eine Heimſtätte fand.

Dem aufgeklärten Bagdader Dichter iſt die Religion eigentlich in jeder Form verhaßt.

Er hat eine Abneigung gegen alles Halbverſtandene und Verſchwommene im Gefühlsleben.

Er will das Gefühlsleben immer ganz klar durchſchauen — jede Schwelgerei im Unklaren iſt ihm unangenehm.

Er lehnt ſich in längeren Reden gegen die Unklarheit und gegen das Verwaſchene auf — ſodaß der Tarub, die natürlich Nichts von Alledem verſteht, die Geſchichte ſchon langweilig zu werden beginnt — was ſie ihm denn auch gleich ein bischen zu verſtehen giebt.

Na — das gefällt ihm wieder nicht — nein — das verwundet ihn ſogar — er iſt verletzt und verſtummt —

Eine ganze Maſſe von Empfindungen ſtürmt auf ihn ein — ſodaß er garnicht weiß, was Alles erregend auf ihn einwirkt.

Er hat eine aus ſehr vielen Empfindungen zuſammengeſetzte Stimmung, die er nicht klar durchſchauen kann.

Daß er trotz ſeiner langen Rede über das Ungebildete im Unklaren, wieder mal ſelber nicht klar ſehen kann und ſich demnach auch ungebildet vorkommt — das ärgert ihn noch mehr.

Er merkt, daß er ſich mit der Verdammung der verſchwommenen und verwaſchenen Empfindungen eigentlich ſelber ins Fleiſch ſchnitt.

„Eigentlich," ſagt er daher ſtill zu ſich, „iſt es ein bischen unſinnig, die Empfindungen, die wir nicht gleich ganz ſcharf zu durchſchauen und zu zergliedern vermögen, zu verdammen. Bei den Prieſtern zu Hauran

ſpielen ſicherlich ſehr viele geſchlechtliche Geſchichten mit, ohne daß ſich die Andächtigen bewußt werden, daß ſie in ihrem andächtigen Gethue hauptſächlich wieder vom Geſchlechtstriebe bewegt werden, deſſen unerbittliches protzenhaftes Sichbreitmachen ſie grade vernichten wollen. Aber — ſo unklar die Empfindungen der Andächtigen auch ſein mögen — die Empfindungen ſind doch ſehr ſtark. Ja — ich muß ſogar zugeben, daß alle klar zu zergliedernden Stimmungen nie eine ſo große Kraft beſitzen — faſt gar keine Kraft dagegen beſitzen. Die kräftig auf uns einwirkenden, die überwältigenden Empfindungen ſind niemals klar zu durchſchauen. Die Verdammung des Unklaren ſchließt auch eine Verdammung der großen, mächtigen Stimmungen in ſich — — — Und das geht denn doch nicht — — — Das Große darf man nicht verdammen. Ob das Große durch Mitwirkung geſchlechtlicher oder halbkranker Geſchichten entſteht — oder nur durch große edelgenannte Geſchichten entſteht — das iſt ja ganz gleich.“

„Was iſt gleich?“ fragt nun gereizt die Tarub, die nur Safurs letzte fünf Worte vernommen, da der Dichter das Uebrige nicht laut ausgeſprochen hatte.

Und ihre Frage bringt ihn aus dem Text.

Zum dritten Mal wirkt die Tarub unangenehm auf ihn — an einem Abend drei Mal unangenehm — es iſt unerhört.

Und er ſchaut ſein Weib an — nicht freundlich, aber doch forſchend — aufmerkſam.

So gern möcht' er wiſſen, was ihm eigentlich an ſeiner Köchin ſo unangenehm iſt, wieder 'ne unklare Sache!

Doch bald nickt er mit dem Kopfe.

Er weiß.

Ihr fehlt die geiſtige Regſamkeit, die Fähigkeit, etwas Geiſtiges, Gedankliches zu verſtehen — ihr fehlt, was nach ſeiner Meinung allen Weibern fehlt.

Der Geiſt fehlt ſeiner Tarub — darum iſt ſie ihm unangenehm.

Darum kann er ſie nicht lieben, wie er ſie lieben möchte.

Er empfindet plötzlich ganz klar, daß er ein Weib überhaupt nicht lieben könnte.

Die Weiber reizen ihn nur zum Lachen oder zur Wolluſt — zur Liebe nie.

Das iſt grade keine ſehr erquickliche Erkenntnis.

Er denkt wieder an die Dſchinne, die ihm an jenem Morgen über der Morgenſonne erſchien.

Und er ſehnt ſich nach Liebe.

Und nun wird die Tarub noch wieder zärtlich.

Manche Augenblicke der Luſt ſind doch ſehr merkwürdig — ſehr merkwürdig.

Safur kommt ſich ſpäter noch unklarer vor — muß erſt weinen über ſich und dann wieder lachen.

Die Tarub merkt von ſeinen Gemüthsbewegungen Nichts — glaubt, ihm ſei nicht wohl.

Er aber — er — der große Dichter — ihm fällt plötzlich ein, daß er ja noch in Tarubs Küche weilt, in der dunkelrothe Roſen duften und acht Oellämpchen brennen.

Und in der Küche giebt's ja noch ſo viel zu eſſen.

Und drum will er wieder eſſen —

Drob freut ſich Bagdads berühmte Köchin — ſie giebt ihm eine große Aalpaſtete und Wein aus Baſſora.

Er ißt und trinkt.

Er zerſchneidet die Paſtete mit dem Dolch, ſteckt die Dolchſpitze immer in ein kleines Stück und führt's ſo zierlich zum Munde.

Die Tarub ſieht ihm freundlich zu.

Er denkt an die großen unklaren Stimmungen, die ſo eng verbunden ſind mit Leid und Liebe — mit allen möglichen ewigen Qualen — mit den Qualen der Empfindlichkeit.

Aber die Empfindlichkeit kommt vom vielen Empfindenwollen.

Safur denkt an alles Dieſes — und kaut.

Und beim Kauen werden ihm ſeine Gedanken verworren.

Er will ſchließlich ſeine Gedanken los ſein.

Er trinkt und kaut — kaut Aalpaſtete — kaut — kaut.

Das vierzehnte Kapitel.

Die Sterne verblaſſen.

Es wird Morgen.

Die lauteren Brüder ſchlafen und träumen.

Aber ſie ſind nicht zu Hauſe oder — wo ſie ſonſt des Nachts zu ſein pflegen.

In Saids Garten liegen die lauteren Brüder.

Da ſchlafen ſie — da träumen ſie.

Denn Said will ein Morgenfeſt geben.

Und ein Morgenfeſt beginnt in Bagdad immer mit Schlaf und Traum.

Die Gäſte kommen nachts in das Haus des Gaſtgebers, legen ſich ſchweigend auf breite Sänften, ſchlafen da ſchnell ein — und werden dann behutſam in den Garten hinausgetragen — wo ſie bis zum Aufgang der Sonne weiterſchlafen.

Nachts werden ſehr viel Umſtände gemacht.

Die Sklaven ſchleichen mit kleinen Lämpchen im Garten herum und paſſen auf, daß die Schläfer nicht — von Schlangen, Fröſchen, Kröten, Regenwürmern und andrem menſchenfeindlichen Gewürm beläſtigt werden.

Selbſtverſtändlich wird in ſolcher Nacht auch ſehr viel Räucherwerk verbrannt.

Der Araber hat eine ſehr fein gebildete Naſe —

Und wenn ſchlafende Araber was Feines riechen, kriegen ſie feine Träume.

Battany mit ſeinen ſieben Freunden, Said ſelbſt und der junge als Trunken- und Witzbold berühmt gewordene Geograph Hamadany — das ſind die lauteren Brüder, die nun in Saids Garten träumen — man will die glückliche Rückkunft derer, die den Mondtempel zu Hauran beſuchten, feiern.

Kodama und Osman haben deshalb ein halbes Schock berüchtigter Sängerinnen mitgebracht — natürlich, ohne dem geizigen Said was davon zu ſagen.

Die Sonne geht wieder über'm Tigris auf — ſehr dunkelroth — mit vielen dunkelrothen Wolken....

Sie iſt aber kaum mit dem vierten Theil ihrer Scheibe ſichtbar geworden, ſo erhebt ſich in Saids Garten ein ohrzerreißender Geſang — die Sängerinnen thun ihre Schuldigkeit.

Ein keuſches Lied ſingen ſie freilich nicht — was ſie ſingen, wird für gewöhnlich nur in den ſchmutzigſten Gaſſen von Alt-Bagdad geſungen — in jenen Gaſſen, in denen man mehr ſeine Börſe als ſein Herz in Acht nehmen muß — — —

Doch Osman und Kodama lachen aus vollem Halſe — als ſie das — Lied hören.

Nicht ſo luſtig wie die Dicken erwachen die Andern.

Namentlich Said — der weiß vor Schreck nicht, was er ſagen ſoll.

Die Andern wiſſen zuerſt nicht, wo ſie ſind — ſie ſchaun ſich ängſtlich um.

Wie ſie ganz wach ſind, verſtehen ſie bald ihre Lage.

Battany findet zuerſt die Sprache wieder — er verwünſcht das Geheul der Weiber — in den kräftigſten Ausdrücken.

Die Dicken lachen aber.

Safur hat Magenſchmerzen und iſt daher auch ſehr ärgerlich — außerdem iſt er noch müde.

Die Andern haben eigentlich auch noch nicht ordentlich ausgeſchlafen.

Das Morgenfeſt fängt ſchön an.

Auch in Bagdad iſt es nicht alle Mal ein Vergnügen, ein üppiges Feſt mitzumachen.

Dem Said bereitet der Geſang das allergrößte Mißbehagen — er weiß: die dreißig Sängerinnen werden ihn mehrere Weinſchläuche koſten — — — und er hoffte diesmal grade ſo recht billig wegzukommen.

Said verzweifelt.

Er weiß ſich nicht zu helfen.

Es mag kommen, wie's will — er muß immer mehr zahlen, als er wollte.

Die Unverſchämtheit der beiden Dicken grenzt in ſeinen Augen ans Grenzenloſe.

Said beneidet ſeine Gäſte, die Alles umſonſt haben, während er für das kleinſte Vergnügen immer gleich ein Vermögen opfern muß.

Saids Gäſte waſchen ſich mit Saids koſtbarſten Seifen und ſalben Haupt und Bruſt mit Saids koſtbarſten Oelen.

Und dann werden die Weinbecher bis zum Rande mit Wein gefüllt — und jeder Gaſt gießt ſeinen ganzen vollen Becher in den Garten — begrüßt dabei die Sonne und ſpricht ein paar perſiſche Worte, die er ſelber nicht verſteht . . .

Das iſt das Sonnenopfer!

Den Said wurmt das — aber es iſt nun mal Sitte — und Sitte bleibt Sitte.

Die Perſer haben in Bagdad noch immer ſehr viel zu ſagen.

Ja — die reichen Leute — die verſtehen's — ſich zu ärgern — die armen Hunde ärgern ſich nicht halb ſo viel wie die reichen — Gaſtgeber.

Doch die Sonne! — bei Allah! — die iſt ſo herrlich — ſo göttlich — ſo groß — daß der Aerger der lauteren Brüder bald verdunſtet wie der Nebel auf den Blumen und auf den Blättern der Bäume, auf den Raſen und auf dem bunten Flieſengetäfel der Fußwege. . . .

Wie die Mädchen verſtummen, wird in goldenen Gefäßen ſeltenes koſtbares Zuckergebäck herumgereicht.

Und darauf giebt's Fleiſch in würfelförmig geſchnittenen Stücken — theils gebraten — theils gekocht — Hammel, Rind und Hühner . . . aber viele viele Pfunde.

Man ißt mit dem Dolch.

Und man trinkt dazu den Wein in großen Zügen — ein Morgenfeſt ſoll immer in großen Zügen gefeiert werden.

Aber — die Stimmung läßt ſich denn doch nicht zwingen.

Wohl verdunſtete der Aerger der Meiſten, doch die gute Laune kam darum noch nicht auf.

Die Sonne der Heiterkeit wollte nicht aufgehen — wollte nicht.

Das hatte ſo ſeine Gründe.

Da war zuerſt das ſchiefe Geſicht der beiden Reichen — des Battany und des Said ibn Selm — deren Geſicht wirkte anſteckend.

Als reiche Leute dachten Beide wie alle reichen Leute — die da meinen, ſie müßten überall genießen und ſchwelgen, weil ſie doch was „beſitzen“ — — — als wenn der Beſitz ein unbeſchränktes „Recht“ auf den Genuß gäbe. . . .

Fühlten ſich die Beiden als Gaſtgeber — und als ſolche fühlten ſie ſich eigentlich ſtets — ſo glaubten ſie, ſie müßten noch viel mehr genießen können — viel mehr als ihre Gäſte — die waren doch nur ihretwegen da.

Die guten reichen Leute thaten ſo, als müßte ihre Gutmüthigkeit ihre Genußfähigkeit erhöhen — was doch reiner Unſinn iſt, da bekanntlich nur große Bildung genußfähig macht.

So — oder ſo ähnlich dachte Safur, als er grade mit den beiden reichen Leuten vernünftig reden wollte.

Am Reden ward er leider durch ſeine Magenſchmerzen verhindert — er hatte doch in der Nacht allzu viel Aalpaſtete gegeſſen.

Das Faſtenfeſt mochte auch Schuld an den Magenſchmerzen haben.

Ja — das Faſtenfeſt!

Jakuby konnte ſich über den Mondtempel zu Hauran gar nicht beruhigen — er erzählte den beiden Dicken von den Prieſtern und den Götzen ſo viel, daß bald Alle dem alten Geographen zuhörten — auch die dreißig Sängerinnen und Saids drei Köchinnen — der junge Hamadany ebenfalls, da er noch nüchtern war.

Jakuby ſchilderte beſonders eingehend die Selbſtgeißelung einiger Jünglinge, die ſich mit ſchweren Ketten den Rücken zerſchlugen und ſich mit Steinmeſſern gräßlich verwundeten und ſo fürchterlich ſchrieen und ſich die fürchterlichſten Brandwunden beibrachten. Der eine Jüngling hielt ſich, als er auf einem Fuße ſtand, die brennende Fackel unter der Sohle des andern Fußes . . . .

Die dreiunddreißig Frauen kreiſchten bei dieſen Erzählungen ſo entſetzlich, daß man's gradezu als Erholung empfand, wie ſie wieder ein paar abgedroſchene Lieder ſangen.

Osman und Kodama freuten ſich auch jetzt wieder — ſie waren in ſo gereizter Stimmung, daß ihnen der Aerger der Andern das einzige Vergnügen zu bereiten ſchien.

Ganz Bagdad ſchien ſich in gereizter Stimmung zu befinden.

Es lag ſo was vom wilden Thiere in der Luft — ſo was Grauſames.

In den acht Wochen, in denen Battany mit Safur, Suleiman, Abu Hiſcham, Abu Maſchar und Jakuby nach Hauran reiſten — hoch zu Kameel mit ſeinen Mongolen und ſeinen Schwarzen — in dieſen acht

Wochen hatte ſich manches Unangenehme in Bagdad begeben.

In der Chalifenburg hatte man ſich mit dem Bunde der lauteren Brüder in ſehr gereizter Stimmung beſchäftigt.

Der Chalif tobte wie ein toller Hund, als er von dem Geheimbunde hörte.

Ach — mit dem Chalifen Mutadid war's ſchon damals nicht ganz richtig, er litt am Verfolgungswahn — in der Nacht erſchien ihm immer ein weißgekleideter Geiſt mit einem langen weißen Bart und einem langen weißen Dolch.

Wenn der Geiſt dem Chalifen erſchien — dann konnten ſich ſeine Diener die Hände ſchütteln — einem von ihnen ging's dann an den Kragen.

Der Chalif verſtand keinen Spaß — er ließ gleich den Henker holen — ſeinen dicken Henker, der immer ſtolz in rother Seide durch die Paläſte der Chalifenburg wandelte und mit rollenden Augen um ſich ſchaute.

Der Chalif ſagte in letzter Zeit nicht mehr, warum er Jemanden köpfen ließ.

Er ließ nur ſeine ſämmtlichen Hofleute zuſammentreten, deutete mit dem linken kleinen Finger auf den, deſſen Haupt ihm am beſten gefiel — und danach konnten die Andern abtreten.

Die Henkersknechte banden den Auserwählten mit feſten Stricken, drückten ihn auf einem Lederkiſſen auf die Kniee, der dicke Henker in der rothen Seide holte weit mit ſeinem krummen Säbel aus — und ein blutiger Kopf rollte über den Teppich. . . .

Nach dieſem Schauſpiel ging der Chalif ganz beruhigt wieder ſchlafen.

Aber dieſe nächtlichen geheimen Schauſpiele, bei denen eigentlich nur der verrückte Chalif unbetheiligter Zuſchauer war, wirkten doch auf die Hofbeamten ſehr aufregend.

Und die Aufregung der Hofleute übertrug ſich bald auf die ganze Stadt.

Man veranlaßte den Chalifen, alle möglichen neuen Geſetze zu erlaſſen, um ſeine Aufmerkſamkeit von ſeiner nächſten Umgebung abzulenken.

Es konnte ja wirklich gar nicht mehr ein Vergnügen genannt werden, ein Diener am Hofe des allmächtigen Chalifen Mutadid zu ſein.

Bagdads Chalifenburg war damals die gefährlichſte Gegend von ganz Bagdad.

Wohl dem, der da Nichts zu thun hatte.

Dieſe Zuſtände in der Chalifenburg und ihr Einfluß auf den Bund der lauteren Brüder bildeten den Mittelpunkt des Geſprächs in Saids Garten.

Man trank langſamer.

Die Sängerinnen und Köchinnen wurden vernachläſſigt und dadurch auch gereizt.

Safur, der ſonſt ſo vorzüglich zu vergeſſen verſteht, kann heute ſeine Magenſchmerzen nicht vergeſſen.

Said vergißt den Dicken die Sängerinnen nicht, die obendrein noch ſehr anmaßlich thun und die ganze Geſellſchaft wahrlich nicht für die geiſtige Krone Bagdads halten.

Der junge Hamadany erzählt nun noch von dem schlechten Eindruck, den die lauteren Brüder auf die Tofailys machen.

Und das schlägt dem Faß den Boden aus.

Abu Hischam kriegt einen Hustenanfall — so laut hat er gleich auf die Tofailys geschimpft.

— — — — — — — — — — —

Das ist ein so recht mißglücktes Fest.

Stimmung kommt überhaupt nicht mehr auf.

Und doch dufteu die Rosen so wunderbar.

Und die Riesenveilchen dufteu noch mehr.

Und der Wein ist so vortrefflich.

Das hilft aber Alles Nichts.

Der Chalif wird immer verrückter.

Und selbst den Reichsten kann es schlimm ergehen.

Mutabids Henker spaßt nicht.

Die lauteren Brüder werden betrunken, sie küssen die Sängerinnen und machen dadurch die drei Köchinnen eifersüchtig.

Was ist der Schluß?

Die Weiber fangen an sich zu prügeln.

Man kann sie kaum trennen.

Die Sklaven müssen die Sängerinnen mit Gewalt zurücktreiben.

Die drei Köchinnen sind in größter Gefahr gewesen.

Die Sailóndula hat eine breite Kratzwunde über der Stirn.

Der Abla hat man das hellblaue Beinkleid ganz mit Wein begoſſen.

Und der Tarub blutet der ganze Kopf.

Das iſt ein ſehr erquickendes Morgenfeſt!

Die beiden Dicken können lachen.

Alle haben ſich gründlich geärgert.

In den grellſten Mißtönen ſchließt das Feſt.

Man geht in der denkbar ſchlechteſten Stimmung auseinander.

Das fünfzehnte Kapitel.

Nach einigen Tagen ist wieder Alles anders.

Plötzlich ist wieder zu viel Stimmung in der Gesellschaft der lauteren Brüder.

Die meisten Brüder wollen Bagdad verlassen — da man sich in der Nähe der Chalifenburg nicht mehr sicher fühlt.

Es liegt auf einmal sehr viel Reisefieber in der Luft.

Auf dem Karawanenplatz geht es ungemein lebhaft zu.

Dort ist jetzt der eigentliche Mittelpunkt von Bagdad.

Vor Osmans Bücherbuden, die sich auf der nördlichen Seite des Karawanenplatzes befinden, stehen fast immer Neugierige, die was von den Büchern der lauteren Brüder sehen — und auch kaufen möchten.

Osman macht vortreffliche Geschäfte.

Kodamas Buch „Ueber die Kugelgestalt der Erde" wird sehr viel gekauft.

Auch Abu Hischams „Zweifler" findet einige Käufer.

Jakubys „Buch der Länder“ findet viele Leſer, wird aber ſeltener gekauft, da's zu umfangreich und demnach zu theuer iſt.

Die Gebildeten Bagdads — namentlich die Koranſtudenten — ſprechen mit großer Hochachtung von dem Bunde der lauteren Brüder, obſchon die Tofailys ihr Mögliches thun, dem Bunde zu ſchaden.

Der nichtswürdige Al Ruuy hat bereits eine Schmähſchrift über die lauteren Brüder geſchrieben, in der dieſen die ekelhafteſten Geſchichten nachgeredet werden.

In einzelnen Weinkneipen, in denen die Tofailys das große Wort führten, erregte die Schmähſchrift großes Aufſehen.

Gerüchte über eine bevorſtehende Verfolgung der Brüder trugen aber dazu bei, daß man von dem neuen Gelehrtenbunde mit viel mehr Achtung ſprach, als den Tofailys lieb ſein konnte, die natürlich nur giftig waren, weil ſie nicht an der Spitze des Unternehmens ſtanden.

Buchtury hatte daher auch den Verſuch gemacht, einen „Bund der treuen Männer“ zu gründen. Doch von dieſem Bunde hörte nach ſeiner Gründung kein Menſch wieder was.

Osman zeigte ein ſehr vergnügtes Geſicht. Alles ging ihm nach Wunſch.

Er ſtand ſehr bald an der Spitze des Bundes der lauteren Brüder, und das kam vornehmlich ſeinem dicken Freunde Kodama zu Gute, der täglich berühmter

wurde und eine große Gespreiztheit in seinem Wesen zur Schau trug.

Osman wohnte in der Nähe der Chalifenburg in einem alten, sehr gut eingerichteten Hause.

An einem sehr heißen Morgen steht der dicke Schreiber zu Hause zwischen Kisten und Kasten, die mit allerhand Arten Papier gefüllt sind und spricht lebhaft mit zwei Chinesen.

Die Chinesen in fein mit Blumen gemusterten braunrothen Seidengewändern zeigen dem Schreiber neues chinesisches Papier und erläutern die Vorzüge desselben.

Osman ist entzückt, er wird immer erregter und setzt dabei den Chinesen auseinander, wie wichtig für den gesammten Buchhandel die Herstellung eines billigeren Papieres sei — er brauche zu viel Papier!

Man plaudert auch über die Vorzüge und Mängel der „Rollenform", in der die Bücher herausgegeben werden.

Der eine Chinese ist der Meinung, daß man die langen Papierstreifen auch kneifen und in eine „Lattenform" bringen könnte — diese Bücher in „Lattenform" würden sogar handlicher sein.

Und dann zeigen die Chinesen dem arabischen Schreiber ein paar bunte Zeichnungen, die sie aus ihrer Heimath mitbrachten — Drachen, Tempel, krause Wolken und viele Krieger mit großen Schwertern und buschigen Augenbrauen.

Die beiden chinesischen Kaufleute wirken in ihren ruhigen bedächtigen Bewegungen so angenehm auf den

dicken bequemen Osman, daß der die chinesischen Zeichnungen für drei recht schwere Goldstücke ankauft.

Außerdem erklärt er den fremden Herren mit den schief geschlitzten Augen, daß er sie gerne öfters sprechen würde, ladet sie ein, erzählt vom Bunde der lauteren Brüder, vom Chalifen und von den „dünneren" Papierarten — von diesen letzteren bestellt er gleich eine ganze große Kiste, denn er weiß, daß die Chinesen, die auf Dschunken nach Bagdad kommen, viel billiger das Papier liefern können als die Perser, die das Papier auf dem Landwege über Indien beziehen.

Osman bemerkt garnicht, daß die Chinesen Eile zu haben scheinen, er erzählt ihnen noch so viel von den neuen Lederkapseln, in denen die besten seiner Bücher aufbewahrt werden, zeigt ihnen noch so viele neue Bücher über Sternkunde, über Alaun, Vitriol, Salmiak und andre Stoffe, daß den gelben Herren ganz schwindlig wird.

Mit größter Hochachtung vor der Bildung der Araber entfernen sich die beiden Herren mit den schief geschlitzten Augen — höflich sagen sie noch dem überaus liebenswürdigen Schreiber, daß sie beim Chalifen von Peking nie so huldvoll aufgenommen seien wie beim größten Schreiber von Bagdad.

Wie die gelben Chinesen weg sind, fängt der dicke Osman an, ganz ernsthaft über die Zukunft des Papiers nachzudenken.

Währenddem schreiben im großen Schreibersaale Osmans Schreiber mit verdoppelter Sorgfalt — denn Jakuby, Kodama und Safur sehen ihnen zu.

Weit über dreißig Schreiber beſchäftigt der dicke Osman.

Sie ſchreiben mit langen feinen Haarpinſeln auf vortrefflichem Baumwollenpapier.

Sie tauchen die Pinſel immer ſehr vorſichtig in kleine weiße Kruken, in denen ſich dünnflüſſige chineſiſche Tuſche befindet.

Osmans Bücher ſind ſämmtlich mit köſtlicher Sorgfalt geſchrieben.

Die Buchſtaben verbinden ſich in geſchmackvollſter Art — mit feinen Schnörkeln.

Die Schreiber ſind die reinen Künſtler — ſie malen mehr als ſie ſchreiben.

Das wiſſen ſie, ſie ſind drum auch ganz gehörig ſtolz und ſehr ſauber gekleidet — faſt ſo ſauber wie Osman, der in ſeinen braunen baumwollenen Beinkleidern und mit ſeinem braunen baumwollenen Jäckchen und mit ſeinem weißen Leinenzeuge auf der Bruſt und auf dem Kopf ſo fein wirkt wie ein ſchön geſchriebenes Buch . . .

In Osmans Hauſe herrſcht muſterhafte Sauberkeit, auf keinem der vielen Bücher iſt ein Stäubchen zu ſehen.

Und Niemand ſtaunt über dieſe muſterhafte Reinlichkeit ſo wie Safur — der iſt nahe daran, im Reinemachen den Zweck des ganzen Lebens zu ſehen.

Safurs Stimmung wird bei Osman immer ſaubrer.

Kodama ſieht unter ſeinem gelben Turban aufmerkſam einem jüngeren Schreiber auf die Finger.

Jakuby hat ſeinen lilafarbigen Turban abgenommen

und ſtreichelt ſeinen glattraſirten braunen Schädel mit der linken Hand — der Schädel ſieht auch rieſig ſauber aus.

Im Schreiberſaal iſt es ſehr ruhig.

Lauter geht's im Hofraum zu, der auf allen vier Seiten von verdeckten Wandelgängen eingerahmt wird, die auf der Mauerſeite in hohen Spinden unzählig viele Bücherrollen zeigen. Die Spinde ſind in verſchieden große Fächer getheilt.

Nach dem Hofraum zu, deſſen Boden ganz mit bunten Flieſen bedeckt iſt — in deren Mitte ein kleiner Springbrunnen plätſchert — ſind die Wandelgänge offen.

Ein paar leichte geſchnitzte Holzſäulen dienen den Dächern als Stütze.

Neben der einen Holzſäule, an der's ſchattig iſt, auf einem Teppich ſitzt Abu Hiſcham und ſpielt wieder mit ſeiner armeniſchen Pelzmütze.

Der junge Geograph Hamadany und der junge Geſchichtsſchreiber Abu Hanifa — Beide mit weißen Turbanen auf dem Kopf — und mit ſchwarzſeidenen Kaftanen bekleidet — ſitzen dem Philoſophen gegenüber.

Der junge Abu Hanifa hat „die Geſchichte des Chalifen Motawakkil" von Baladory, der vor einigen Wochen ſtarb, auf dem Schooße und verbreitet ſich eingehend über die Vorzüge des alten Baladory, der als Hiſtoriker jedenfalls die erſte Stelle in Bagdad einnahm.

Aus Abu Hanifas wohlgeſetzter Rede geht deutlich hervor, daß *er* jetzt der erſte Hiſtoriker Bagdads werden möchte — er will *auch* über die Chalifen

ſchreiben — aber über alle — und dabei durchblicken laſſen, daß eigentlich alle Abbaſſiden — mit Ausnahme Mamuns — nicht ganz bei Verſtande waren, ſodaß man ſich über den blödſinnigen Mutadid garnicht zu wundern brauche.

Die Rede findet bei Abu Hiſcham ſehr viel Anklang, er unterbricht ſie mit den derbſten Witzen — der Chalif hätte den Philoſophen ſofort köpfen laſſen, wenn er ihn hätte reden hören.

Doch Hamadany ſetzt dann etwas auseinander, das dem Philoſophen mit der Pelzmütze weniger behagt.

Hamadany hat ein Buch von Abu Hodail Hallâf auf dem Schooß und beweiſt dem Abu Hiſcham, indem er verſchiedene Stellen wörtlich vorlieſt, daß Abu Hodail Hallâf vor fünfzig oder ſechzig Jahren bereits alles das geſchrieben hat, was Abu Hiſcham in ſeinem Buch „der Zweifler“ vor drei oder vier Jahren ſchrieb.

Der Philoſoph wird daher ſehr wüthend.

Aber Hamadany iſt unerbittlich in ſeiner Beweisführung.

Die Unterhaltung wird natürlich ſehr laut geführt.

Hamadany läßt es an boshaften Bemerkungen nicht fehlen, weiſt auch auf den Titel hin, den Abu Hodail Hallâf für ſeine Arbeit wählte — die nannte nämlich der alte Schriftſteller „Der Zweifel“ — die merkwürdige Verwandtſchaft mit dem Titel, den Abu Hiſcham für ſeine Arbeit wählte, der dieſelbe „Der Zweifler“ nannte, reizt den jungen Hamadany zu nichtswürdigen Betrachtungen, über die natürlich Abu Hiſcham faſt aus der Haut fahren will.

Indeß — gefolgt von Said und Suleiman betreten nun Abu Maſchar und Al Battany den Hof. Der Letztere ſagt ſehr laut, ſodaß Abu Hiſcham und Hamadany ihr unerquickliches Geſpräch gleich abbrechen:

„Lieber Abu Maſchar! Du ſcheinſt die Verhältniſſe in der Chalifenburg durchaus nicht zu kennen. Wir werden thatſächlich verfolgt und ſind nicht unſres Lebens ſicher. Du kennſt doch meinen Freund, den allmächtigen Sſabier Thabit ibn Quorrah, der in der Chalifenburg mehr zu ſagen hat als der Vezier — und weißt Du, was mir Thabit ſchreibt? — da lies! Er ſchreibt, er könnte uns nicht mehr ſchützen und bäte uns, in drei Tagen Bagdad zu verlaſſen und nicht vor Jahresfriſt wiederzukommen!“

Abu Maſchar lieſt und ſchüttelt den Kopf und meint ganz ruhig:

„Ein Ort iſt genau ſo ſicher wie der andre. Ich bleib hier. Mir wird Niemand was thun.“

Battany zuckt die Achſeln.

Auch Kodama, Jakuby, Safur und Osman ſind auf den Hof gekommen.

Alle leſen den Brief des allmächtigen Thabit ibn Quorrah.

Und Alle kriegen nun das Reiſefieber in heftigſter Form.

Nur Osman will dableiben, er hält ſein Leben nicht für gefährdet, da er zu viel einflußreiche Freunde in der Chalifenburg zu haben glaubt.

Said und Suleiman wollen auch in Bagdad bleiben — der Erſtere, weil er ſeine Güter nicht im Stich

laſſen möchte — der Letztere, weil er unter allen Umſtänden auf Saids Koſten leben möchte.

Abu Maſchar bleibt natürlich aus reiner Halsſtarrigkeit, er ſagt:

„Ich kann ebenſo leicht auf der Reiſe getödtet werden wie in Bagdad. Wir können überall ſterben. Dem Tode werden wir doch nicht fortlaufen können. Und einmal müſſen wir doch Alle ſterben. Die Furcht vor dem Tode iſt lächerlich.“

„Und Du ebenfalls!“ brüllt ihm Battany zu, der ſchon gereizt wird, wenn er den Propheten blos ein Wort ſagen hört.

Der Prophet ſchweigt nun.

Die Andern aber, die Bagdad verlaſſen wollen, entwickeln ihre Reiſepläne — ihnen kommt der Brief des Thabit ibn Quorrah im Grunde genommen garnicht ungelegen — der Brief iſt ihnen eigentlich höchſt angenehm.

Das Reiſefieber liegt ja grade in der Luft —

Es iſt auch wieder mal eine entſetzliche Seuche im weſtlichen Stadtviertel, wo die armen Leute wohnen, ausgebrochen . . .

Battany will nach Indien.

Abu Hiſcham gedenkt, nach Perſien zu wandern.

Safur ſehnt ſich plötzlich nach Aegypten.

Hamadany wäre gern in Byzanz.

Kodama wählt die bequeme Karawanenſtraße nach Mekka und beabſichtigt, dort längere Zeit zu bleiben.

Jakuby geht nach Nordafrika.

Abu Haniſa möchte nach Südarabien.

Alle wollen in der Welt vom Bunde der lauteren Brüder erzählen — der Bund ſoll ein Weltbund werden!

Osman ſtreckt dem Safur und dem Abu Hiſcham bereitwillig Geld vor.

Eine prächtige Zukunft leuchtet vor Aller Augen auf.

Safur iſt froh, für einige Monate von der Tarub befreit zu ſein.

Das Reiſefieber läßt die lauteren Brüder nicht mehr los.

Jetzt geht's in die große Welt — in die große Welt — man weiß ſich vor Seligkeit garnicht zu laſſen.

Das ſechzehnte Kapitel.

Die indiſchen Teppiche ſind ſo weich — der Fuß verſinkt darin wie in einer grünen Wieſe.

Und Al Battanys Fuß verſinkt auch in dieſen indiſchen Teppichen.

Dieſe Teppiche ruhen aber in dem Palaſte eines indiſchen Nabobs, der in der Nähe von Benares wohnt.

Schon acht Mal hat ſich der Mond gerundet — und acht Mal ward er wieder verdunkelt — ſeit die lauteren Brüder Bagdad verließen.

Die Chriſten ſchreiben bereits das Jahr 894.

Die Zeit eilt.

Der Aſtronom Al Battany iſt ganz betäubt von den gewaltigen Eindrücken ſeiner Reiſe.

Ihm iſt zu Muth, als hätt' er zum erſten Mal das Hochgebirge — oder als hätt' er zum erſten Mal das ewige unermeßliche Meer geſchaut.

Indien iſt viel reicher, größer und tiefer — als er je gedacht.

Ihn erdrückt faſt der Reichthum, der ihn umgiebt. Und er fühlt es jetzt erſt — wie viel die Araber den Indern verdanken — — — Bagdad wäre ohne Indien

nur ein ganz gewöhnliches Wüſtendorf. Der Aſtronom vergißt beinahe vollſtändig das, was die Araber von den andern, auch höher entwickelten Völkern haben.

Indien wird dem Al Battany zum Paradies.

Und der Blick des Gelehrten wird immer ſtolzer — ihm ward ſo viel Ehre zu Theil.

Indiſche Gelehrte und indiſche Fürſten haben den großen Aſtronomen mit einer Ehrfurcht begrüßt, als wenn er als Feldherr Alle beſiegt hätte — nicht als käme er als einfacher Mann zum heiligen Ganges.

Battany wäre noch viel glücklicher geweſen, wenn er das ſchäumende Waſſer ſeiner Eitelkeit mehr eingedämmt hätte . . .

Aber — er hatte auch zu viel Triumphe gefeiert.

Eine Geſandtſchaft aus Peking war ſogar gekommen, um Bagdads größten Gelehrten zu begrüßen — vor dem hatte ſich ein Dutzend vornehmſter Chineſen ſo ſchrecklich tief verbeugt.

Die Chineſen theilten dem Battany mit, daß bereits der Chalif von Peking vom Bunde der lauteren Brüder gehört habe und daß Er — der Sohn der Sonne — der gelehrten Geſellſchaft die herzlichſten Glückwünſche überſende.

Und die chineſiſche Geſandtſchaft überreichte dem Araber eine mit Edelſteinen beſetzte Kaſſette, in der ſich viele kleine Kunſtwerke aus Elfenbein, Ebenholz und Perlmutter befanden.

Und die Glückwünſche des Chalifen von Peking hatte Battany ſofort mit den Brieftauben, die ihm Osman übergeben, nach Bagdad geſandt; Osman konnte gleichfalls ſehr vergnügt ſein.

Und wie sich Battany ein wenig heimisch fühlt, speist er zur Nacht bei seinem fürstlichen Freunde mit dreihundert andren Gästen in einem riesengroßen Saale.

Die andren Gäste sind Araber aus Benares, Brahminen und indische Gelehrte.

Ein paar tausend Sklaven bedienen.

Die Zahl der Gerichte ist nicht zu zählen.

Battany ist nun ganz und gar geblendet durch diese fürstliche Pracht.

Er denkt an Saids Abendgesellschaften und muß lächeln.

Nach dem Mahle geht man hinaus auf die hochgelegene Parkterrasse.

Und dort bietet sich den Gästen ein wirklich berückender Anblick dar, der jedes Auge berauschen muß.

Der große Park ist erleuchtet — aber wie!

Tausend und aber tausend bunte Papierampeln glühen und brennen zwischen den Blumen — durch das Grün der Bäume.

Wie Diamanten glühen und brennen die Ampeln — wie Rubine, Saphire, Smaragde.

Der Nabob giebt ein großes Garten- und Lampenfest.

Blumenmädchen — ganz mit bunten Blüthenketten umhüllt — wandeln langsam hinter einander mit knisternden Pechfackeln in wohlberechneten Kurven über den Kies der Gartenwege.

Und im Hintergrunde flackern riesige Flammen empor — rothe und grüne — bengalische Flammen.

Und neben den Springbrunnen puffen von Zeit

zu Zeit mächtige Pulverhaufen in die Luft — die Pulverflammen ſchlagen blitzſchnell — unheimlich — wie Geiſterfäuſte — in den dunklen Sternenhimmel hinein.

Der Mond ſteht über den Kuppeln und Thürmen von Benares wie eine große Rieſenkirſche.

Der funkelnde Glanz der Sterne wird faſt verdunkelt von der indiſchen — Lichtkunſt.

Battany und die arabiſchen Hauptleute ſind nun thatſächlich geblendet.

Ein indiſcher Nabob iſt doch zu reich — er kann mehr bieten als Bagdads Chalifenburg.

Ein junger indiſcher Gelehrter wendet ſich jetzt lächelnd an den gefeierten arabiſchen Gelehrten.

Verſchmitzt ſieht der gelbe Inder in Battanys braunes Geſicht, dreht immer ſeinen langen ſchwarzen Schnurrbart und erklärt umſtändlich, daß ihm die Bedeutung der ganzen Aſtronomie ſehr unverſtändlich ſei — „denn“ — ſo ſagt er zum Schluß — „wir ſehen die Sterne doch nur mit unſrem Auge, und mit den Fingern können wir ſie nicht greifen. Was wir aber nur mit unſrem Auge ſehen, das iſt zunächſt nur wirklich für unſer Auge da — ob's außerhalb unſres Auges was Daſeiendes iſt, können wir gar nicht wiſſen. Daß die Sterne da oben große Welten ſein ſollten, vermag ich daher nicht zu glauben — ich glaube — da oben giebt ein junger Gott ſeinen Freunden ein Lampenfeſt — das Feſt wird bald zu Ende ſein — denn einzelne Sterne verlöſchen bereits. Bedenke nur! Für einen jungen Gott ſind hunderttauſend irdiſche

Nächte — eine einzige himmliſche Nacht. Die Wandelſterne ſind Blumenmädchen mit Fackeln . . ."

Der Inder blickt den Battany forſchend an — der aber ſteht ſo ſteif da, daß der Araber Einem faſt leid thun könnte — er hat ja Nichts verſtanden.

Schnurrbartdrehend wendet ſich der indiſche Gelehrte ſchließlich ab — ärgert ſich natürlich nicht wenig, daß er ſeinen Witz vor einem dummen eingebildeten Araber verſchwendete.

Hierauf ſpricht ein alter Brahmine mit dem Aſtronomen — — — — — — Der nimmt ſich jetzt furchtbar zuſammen, er will nicht wieder nachher — vergeblich nach Worten ſuchen.

Eine wunderbare Muſik tönt aus dem erleuchteten Garten in die Sternennacht empor.

Der Brahmine ſpricht von den Sſabiern, da's bekannt geworden, daß Battany auch ein Sſabier iſt — was ſein Anſehen ſehr erhöht.

Und der Araber kann antworten — er erzählt von Hauran — von Thabit ibn Quorrah und von Tſchirſabâl.

Auch andre Brahminen hören zu und ſprechen mit.

Man redet bald über die Religion im Allgemeinen.

Die in arabiſcher Sprache geführte Unterhaltung wird ſehr lebhaft.

Ein ſehr alter Brahmine, deſſen weißer Bart faſt bis zur Erde reicht, iſt der Meinung, daß die Lehre Mohameds den großen Religionen nicht beizuzählen ſei, da dieſe Lehre die Aufklärung und die Freigeiſterei in gefährlicher Weiſe fördere — Mohamed habe nur

eine Ketzerreligion geschaffen — ihre einfachen, viel zu verständigen Formen seien nicht fürs Volk — das Volk wisse nur mit „vielen“ Göttern und mit einem umständlichen Kulte was anzufangen.

Battany staunt und muß dem zustimmen — erklärt dabei, daß man sich in Bagdad um Mohammeds Lehre selbstverständlich sehr wenig kümmere.

„Das weiß ich,“ erwidert drauf der alte Priester, „ich habe die Erfolge und Mißerfolge der verschiedenen Religionen durch ein langes Leben mit sehr aufmerksamem Auge verfolgt. Die Lehre Christi hat schon viel mehr für sich als die Lehre Mohameds. Die christlichen Priester haben eben viel mehr gelernt und viel mehr den älteren Religionen entnommen — die christlichen Priester haben nicht den großen Allgott in die Mitte ihrer Lehren gestellt — sie haben auch den Nebengöttern und den tieferen Gedanken der „älteren“ Religionen eine Bedeutung eingeräumt. Natürlich — verstanden hat ja kein einziger Christ — die „älteren“ Religionen — — — doch — merk's nur! — das schadet nicht allzu viel — die neuen Religionen entstehen immer nur dadurch, daß einzelne Menschen, die das religiöse Feuer in den Adern haben, die „älteren“ Religionen mißverstehen. Nur das rücksichtslose Nichtverstehenwollen oder das harmlosere Nichtverstehenkönnen — ist — verwerflich. Mißverständnisse aber — die schaden nicht so sehr. Religionen sind ja nicht dazu da, von den Menschen verstanden zu werden . . . Und der Erfolg! — Oh, glaube mir! Das Klarverständliche und das Vernünftige — das hat immer nur

einen sehr geringen Erfolg. Man darf doch nicht vergessen, daß die Menschen viel viel häufiger unvernünftig und unverständig denken — als vernünftig und verständig. Das Vernünftige ist den Menschen garnicht das Natürliche — das Unvernünftige viel mehr. Warum hat Mani nicht denselben Erfolg wie Christus — warum hat Mazdak nicht denselben Erfolg wie Christus gehabt? Ich glaube — nur weil die Jünger dieser Beiden zu gebildet waren — Christi Jünger hatten ihren Meister viel mehr mißverstanden, sie waren keine klaren Köpfe, weil sie so viel religiöses Feuer in sich hatten. Dieses allein hat ihnen aber nicht den Erfolg verschafft — sondern ihre Fähigkeit, Alles so mißzuverstehen und so unklar zu sagen, daß es dem Fassungsvermögen des gemeinen Volkes nicht fremd erschien — das hat den Jüngern Christi den Erfolg verschafft. Ja — ja — ich weiß das Alles!"

Der Inder streichelt zärtlich seinen langen, weißen, fast die Erde berührenden Bart und lächelt — lächelt — wie ein Greis lächelt.

Al Battany will nun wissen, was die Religion eigentlich will.

Der Alte wird ernst und spricht weiter — wie für sich — so dumpf und so verächtlich:

„Aufklärung willst Du! Aufklärung! Ein ächter Schüler Mohameds bist Du! Ein Mann der aufgeklärten Wissenschaft — ein Feind der Religion! Kennst Du Buddha? — nein, Du kennst ihn nicht. Er war auch ein Ketzer — aber nicht ein so schlimmer Ketzer wie Du. Ich wundre mich, daß Du Dich

Sſabier nennſt. Die ſſabiſchen Prieſter haben Dir wohl nur den Eintritt in ihren erſten Vorhof geſtattet — wo das Volk verweilen muß. Hör doch, Battany! Das Denken führt doch nie zur vollen Klarheit — führt doch überhaupt nie zur Klarheit — — — wenn Du gründlich denkſt, wird Dir das Klarſte unklar werden. Du aber denkſt nicht gründlich. Das Denken führt nicht zur Klarheit — das war nie ſo. Auf's Verſtandenwerden müſſen daher die weiſen Prieſter verzichten — ſelbſtverſtändlich! Man kann doch höchſtens nur — mißverſtanden werden. Mit dem Mißverſtandenſein muß man zufrieden ſein. Ja — ja — ich weiß das Alles!"

Der Brahmine murmelt danach unverſtändliches Zeug und geht fort — die Inder machen ihm Platz und verbeugen ſich vor dem Greiſe — ſehr tief verbeugen ſie ſich.

Battany wird unwillig und will nun von einem Andern wiſſen, was die Religion eigentlich will.

Wie da die Inder überlegen lächeln!

Doch ein ſehr fein gekleideter Inder, der dem Geſpräch bisher ſchweigend zugehört, antwortet dem Battany folgendermaßen:

„Gelehrter Freund! Ich verſtehe Deine Neugierde. Laß mich Dir antworten! Du wirſt mich ja ebenfalls nur mißverſtehen — doch vielleicht ſag' ich Dir, was Dir näher kommt! Ich bin kein Prieſter und denke daher anders. Biſt Du nicht der Meinung, daß die gebildetſten Menſchen der Erde grade in Folge ihrer Bildung ſchließlich eine übergroße Empfindlichkeit

in ſich zur Ausbildung kommen laſſen? Oh, ja — ja! Und wenn ſich dieſe Empfindlichkeit ſteigert, wird ſie zur größten Qual — erzeugt einen Zuſtand, der immer unerträglicher wird und zuletzt nach entſetzlichen Beängſtigungen, grauenhaften Träumen und wilden Wuthausbrüchen — einen Abſcheu vor dem Leben gebiert. Oh, ja — ja! Um die Empfindlichkeit und die darauf folgenden Qualen zu vernichten — dazu ſind die Religionen da — das wollen die Religionen den Gebildeten ſein — wir haben ſie drum auch nöthig. Dem Volke ſoll aber die Religion nur ein Mittel ſein, das von ganz gemeinen Leiden erlöſt — die Religion für's Volk kann daher ausſehen, wie ſie will — ſie darf ſich nur nicht ſo trocken wie die Lehre Mohameds geben. Jedes Mittel zur Vernichtung der durch die verfeinerte Bildung erzeugten Seelenqual — gehört ins Gebiet der Religion. Ob man betet oder dichtet, ob man Tempel baut oder Bilder meißelt — das iſt im Grunde ziemlich gleich — doch — es iſt ſchlimm — Du verſtehſt mich wohl auch nicht — nein?"

Battany ſchüttelt betrübt den Kopf.

Er — der große Aſtronom — ſteht plötzlich vor ſo vielen neuen Räthſeln und Fragen, daß er faſt heftig werden möchte.

Als wenn's nicht am Sternenhimmel genug der Räthſel gäbe.

Er ſagt daher ſehr kurz, daß er durchaus nicht geneigt ſei, alle Räthſel der Erde aufzulöſen — er klammre ſich zunächſt nur an die für ihn begreifbaren Dinge — die ferner liegende „größere" Räthſelwelt

müſſe für ihn noch unſichtbar bleiben — er wolle ſich nicht verwirren laſſen.

Währenddem tanzen aber dicht unter der Terraſſe hundert der ſchönſten Bajaderen den langſam bewegten Schneckentanz.

Die Bajaderen ſind ganz nackt.

Ihre gelben, wunderbar ſchlanken Glieder biegen ſich in entzückenden Kurven, rother Fackelſchein macht ſie bunt.

Die Blumenmädchen ſtehen mit ihren Fackeln im Kreiſe rum und beleuchten den Tanz.

Battany iſt ganz ſtarr.

Der Tanz iſt berauſchend.

Wein wird herumgereicht.

Ein Sufy ſetzt dem arabiſchen Aſtronomen auseinander, wie viele Millionen von Käfern und Schmetterlingen bei ſolchem Lampenfeſt einen qualvollen Tod finden — wie viele kleine feine Flügel dabei verbrannt werden.

„Ein ewiges Sterben," meint der Sufy, „geht durch die Natur. Der Tod iſt überall da. Und man wird nur geboren, um qualvoll leidend den Tod zu finden — man ſtirbt eigentlich vom erſten Augenblick ſeiner Geburt an. Deshalb ſollen wir keine Kinder zeugen, die Frauen nie berühren. Das Heiligſte, was wir thun können, iſt das, was die Menſchen, die's nicht kennen, das Unnatürliche nennen — während dieſes Unnatürliche doch grade den feiner entwickelten Menſchen als Pflicht von der leidenden Natur auferlegt wird. Hier haſt du den Kernpunkt aller Religionen. Erinnre Dich nur an die Sſabier!"

Battany hört nicht hin.

Er ist berauscht von den Bajaderen, die verwirren ihn.

Und in ganz außerordentlicher Erregung wandelt er, nachdem der Tanz vorüber, mit den andern Gästen des indischen Nabobs zu dem Schauspielhause, in dem ein Schauspiel von dem feingekleideten Inder aufgeführt wird, der so fein von der Empfindlichkeit und der Qual aller Gebildeten zu sprechen wußte — und den Battany auch nicht verstand . . .

Den Gästen wird mit Riesenfächern kühle Luft zugewedelt.

Ein Festzug bewegt sich zum Schauspielhause hin — prächtige dicke Elephanten schreiten würdevoll voran.

Und die goldenen und silbernen Gewänder der Inder glitzern im Fackelschein.

Die Waffen der Araber glitzern ebenfalls.

Ein fürstlicher Kleiderprunk macht sich protzig. breit.

Die Blumenmädchen leuchten mit ihren Fackeln

Die Sängerinnen singen.

Der Vollmond steht am Himmel in trüben Dunstwolken dicht über Benares, in dem die Pest wüthet, der stündlich Hunderte von Menschen zum Opfer fallen.

Der heilige Ganges fließt langsam und träge auch an den Gärten des großen Nabobs vorbei, in dessen Reich die Pest nicht eindringt.

— — — — — — — — — — —

Kodama jedoch — der sitzt in Mekka und freut sich anders seines Lebens als der Battany.

Kodama ißt Mekkas beſte Rindskeulen auf und trinkt rothen Wein dazu — eimerweiſe.

Dem dicken Geographen iſt in Mekka ſo recht behaglich zu Muthe.

In jedem Weinkeller iſt der Dicke Stammgaſt.

Und es giebt ſehr viele Weinkeller in Mekka.

Die chriſtlichen und jüdiſchen Weinwirthe ſprechen von Kodama mit einer Hochachtung — faſt mit derſelben, mit der Battany vom griechiſchen Dionyſos ſpricht.

Der gemüthliche Dicke geht auch gern auf Abenteuer aus — denn den ganzen Tag und die ganze Nacht nichts Anderes thun als Trinken, Schlafen und Eſſen — das geht ja nicht.

Und wenn der große Herr aus Bagdad mit den ſchönen ſchwarzen Pluderhoſen, mit dem kurzen Sammetrock und dem gelben Turban — mit ſeinem ganzen ſchweren Leibe und mit dem glänzenden braunen Mondgeſicht auf Abenteuer ausgehen will, ſo wendet er ſich zunächſt in die große Moſchee, in der einſt der Prophet ſo gern zu weilen beliebte.

In der Moſchee befinden ſich nämlich ſtets einige hübſche Mädchen, die vor Liebesgram vergehen möchten. Dieſe Mädchen liebt der dicke Kodama.

Er mag ſie nämlich ſo gern tröſten.

Um das zu können, nimmt er ſie mit in den tiefen Weinkeller, der nicht allzu weit ab von der Kaaba liegt.

Und beim Weine müſſen ihm die Mädchen alle ihre Liebesgeſchichten erzählen — wie ſie verführt, ver-

rathen, belogen, betrogen und verlaſſen wurden — Alles ganz genau.

Dieſe Geſchichten ſammelt der Dicke.

Bei Allah — das macht ihm Spaß — darüber kann er ordentlich lachen.

Siegelringe und bunte Glasfläſchchen ſammelt der Dicke auch.

Der verſteht's, ſich die Zeit zu vertreiben.

— — — — — — — — — — —

Der alte Jakuby ſammelt natürlich auf ſeinen Reiſen derartige Nichtigkeiten durchaus nicht — der macht ſich nur überall Notizen über die wichtigeren Zuſtände und Angelegenheiten der Länder und Städte, durch die ihn ſein Pfad führt. —

Bereits iſt der Alte wieder durch ganz Nordafrika gewandert bis zu den Ruinen von Carthago.

Er hat diesmal verſchiedene Kriegszüge mitgemacht — und dabei auch mit großer Unerſchrockenheit ſeine Notizen niedergeſchrieben — mitten im Krachen der Damaszenerklingen beim Wiehern der Roſſe und beim Fluchen der arabiſchen Hauptleute, die mit den ſtörriſchen Wüſtenſöhnen Nordafrikas ſehr grauſam umgingen.

Doch das Blutfließenſehen iſt der alte Geograph nun müde geworden.

Er ſegelt mit einem Seeräuberſchiff nach Sicilien.

Vorzüglich hat er's verſtanden, vor den Seeräubern arm und gebrechlich zu erſcheinen.

Jakuby iſt ein kühner und gewandter Mann.

Er begiebt ſich gleich nach Palermo, ſchließt Freundſchaft mit den dort lebenden arabiſchen Gelehrten,

denen er von Bagdad wie von einem Weltwunder erzählt und -- beobachtet dann mit ſeinen neuen Freunden den Aetna-Ausbruch, der ſtattfand, als die Chriſten das Jahr 894 ſchrieben.

Von der Geſellſchaft der lauteren Brüder erzählt Jakuby natürlich ſo viel, daß ſich verſchiedene ſeiner Freunde ſchließlich auch als lautere Brüder betrachten.

Jakuby iſt ein ganz vorzüglicher Apoſtel, wenn auch zuweilen ſeine Einzelheiten recht lächerlich wirken.

Er weiß immer Alles ſchnell zu erklären.

Aber was er ſagt — iſt faſt immer falſch — oft reiner Unſinn.

„Hör nur dieſes!“ meint an einem Abend einer ſeiner neuen Freunde, als wieder ein gewaltiger dunkelrother Feuerſtrom wie eine Rieſenſäule in den Himmel hinaufſpritzt, „hör nur dieſes, Jakuby! Wo kommt all das Feuer her?“

Und auf dieſe Frage weiß Jakuby zunächſt gar keine Antwort zu finden, zuletzt behauptet er, daß ſich im Innern des Kraters Waſſerdampf mit Schwefel miſche und ſich dadurch entzünde . . .

Dieſe Behauptung fördert natürlich gleich einen kräftigen gelehrten Zank zu Tage — denn die Gelehrten von Palermo kennen die Stoffe der Erde viel beſſer als Jakuby.

Der Alte ärgert ſich, daß man ihn widerlegt und ganz unverhohlen zu verſpotten wagt.

Ja — Jeder hat ſo ſein Leid zu tragen.

Und der feuerſpeiende Aetna war doch ſo berauſchend großartig — die Erde zitterte, der Himmel

füllte sich mit mächtigen Rauchwolken, glühende Felsen stürzten aus dem Himmel heraus ins Meer und versanken dort mit fürchterlichem Gezisch.

Die Feuersäule des Kraters erleuchtete ganz Sicilien — Funkenasche fiel dabei langsam herunter.

Zum Donner in der Tiefe gesellte sich der Donner in den Lüften, die von grellen Blitzen fortwährend durchzuckt wurden.

Die Rauchwolken verdunkelten zuweilen die Feuersäule — die kam jedoch immer wieder zum Vorschein — was sehr unheimlich wirkte, da sonst nur Blitze die Gegend erhellten.

Jakuby machte sich viele Notizen — er ging dem feuerspeienden Berge so nahe auf den Leib, daß ihn seine Freunde verließen.

Gegen Morgen schlug ein brennender Stein, der blitzschnell zur Erde niederfiel, dem kühnen Gelehrten zwei Finger von der linken Hand ab.

— — — — — — — — — — —

Abu Hanifa, der in einem Dorfe Südarabiens weilte, kam auch mit harten Steinen in nähere Berührung.

Indeß — das war freiwillig und schmerzlos.

Der junge Abu Hanifa war nämlich nicht blos Historiker, er beschäftigte sich auch mit allen andern Wissenschaften — besonders gern mochte er die verschiedenen Steinarten der Wüste untersuchen — deshalb reiste er auch in Süd-Arabien — und kam dort mit harten Steinen in nähere allerdings schmerzlose Berührung. —

Digitized by Google

Osman ist über diese Sammelei nicht sehr froh, da in Süd-Arabien nur wenig Menschen leben, die für den Weltbund der lauteren Brüder in Frage kommen — von Steinen versteht Osman Nichts.

— — — — — — — — — — —

Der Trunkenbold Hamadany lebt in Byzanz und vertrinkt dort den Rest seines väterlichen Erbtheils.

Hamadany zecht in Byzanz immer allein.

Das versteht der ganz vortrefflich.

Er miethet sich abends eine Gondel und läßt sich hinausfahren aufs Meer — aber nicht zu weit fort — so daß er immer noch die große Stadt mit ihren Hügeln und Tempeln sehen kann.

Und wenn er dann so allein in seiner Gondel liegt, dann trinkt er und blickt in die Sterne, in den Mond, aufs Wasser, auf die herrliche Stadt und — und — arbeitet.

Er arbeitet allerdings in eigenthümlicher Art.

Er ist ein sonderbarer Geograph.

Er will aus der äußeren Form eines Landes die Schicksale dieses Landes herauslesen.

Die Landschaft sagt ihm Alles.

Die Menschen sagen ihm Nichts — denn die haßt er.

Wenn die Sonne aufgeht, ist Hamadany immer berauscht, und er redet sich ein, daß er in diesem Morgenrausch das mächtige Byzanz besser kennen lerne als alle andern Geographen.

Morgens flutet gewöhnlich ein weiches röthliches Licht über die alte Stadt; ihre Tempel sind umhüllt

von weichen Nebeln, die in zarten matten Farben — hellblauen, rosafarbigen und gelblichen leuchten. —

Dem Hamadany kommt Byzanz des Morgens wie ein verlockendes Märchenland vor, in dem Wunderlampen brennen und verwünschte Prinzen wohnen — feine Feenpaläste ringsum.

— — — — — — — — — — —

Indeß — der große Philosoph Abu Hischam wanderte zu Fuß durch ganz Persien.

Als er aber nach Samarkand gekommen, blieb er in Samarkand viel länger, als er's nöthig hatte.

In Samarkand traf er nämlich gute alte Jugendfreunde, und die tranken sehr gern.

Da nun Abu Hischam eine lustige Gesellschaft über Alles liebte — so blieb er in dieser lustigen Gesellschaft.

Die Stadt gehörte ja seit mehr als sechzig Jahren den Arabern, und es fehlte da an Nichts.

Namentlich an einer Sache war kein Mangel — an Wein fehlte es nicht.

Und die Frauen von Samarkand fühlten sich sehr verlassen, da alle Männer beim Weine Weib und Kind in rücksichtsloser Weise vergaßen.

So durfte man sich nicht wundern, daß Abu Hischam allabendlich seine Zecherei durch einen Gesang einleitete, der in Samarkand seit Jahr und Tag bis zur Erschöpfung gesungen wurde — in den jeder Mann mit Begeisterung einstimmte, sobald er Wein vor sich hatte.

Es war „der freie Rundgesang" von Samarkand,

den Abu Hiſcham ſo ſehr liebte — ſo ſehr, daß er niemals trinken konnte, wenn er dieſen freien Rundgeſang nicht beim erſten Becher geſungen — die Strophen gingen nämlich alſo:

„Wohl dem, der frei von Weib und Kindern
Sein Leben froh vertrinken kann —
Der muß der Menſchheit Leiden lindern —
Der iſt ein guter freier Mann —
Der lebt im Sturm und Sonnenſchein
Gemüthlich in den Tag hinein —
Der hat verjubelt alle Pein
Und darf auf Erden ſelig ſein.“

Der dicke Osman hörte davon glücklicher Weiſe Nichts — ſonſt wäre er ſehr böſe geweſen.

— — — — — — — — — — —

Im Mondtempel zu Hauran wird jedoch ein Brief des Thabit ibn Quorrah abgegeben.

Der Brief, der in Bagdad in der Chalifenburg geſchrieben iſt, hat folgenden Wortlaut:

Meine heißgeliebten Freunde!

Ihr denkt ſchlecht von mir und glaubt, ich möchte Euch ſchaden. Das will ich aber nicht. Ich will Euch nur warnen. Die Prieſter im Mondtempel zu Hauran haben nicht mehr dieſelbe Macht wie einſt, als unſre Vorfahren noch in Babylon lebten. Babylon zerfiel, und unſre Zeiten ſind andre. Vor ein paar hundert Jahren durften ſich Haurans Prieſter noch anders ſchützen als jetzt. Wie der römiſche Chalif Caracalla nach Hauran wollte, haben ihn Haurans Prieſter in der Wüſte

ermordet. Heute dürfen Haurans Prieſter nicht mehr morden — vergeßt das nicht! In Bagdad iſt man mißtrauiſch. Hütet Euch drum vor neuen Freunden! Hütet Euch vor den lauteren Brüdern! Der Dichter Safur weilt in Aegypten. Er gehört auch zu den lauteren Brüdern. Warnt die Aegypter! Warnt die Aegypter! Safur iſt neugierig und ſchwatzt gern.

Mit den glühenden Küſſen der Freundſchaft

Thabit ibn Quorrah.

Die ſieben Prieſter der Sſabier ſind beſtürzt — Tſchirſabâl beſonders.

Man ſpricht aber nicht weiter über den Brief, ſondern ſendet Boten nach Aegypten, die den Safur ſuchen und beobachten ſollen.

Und dann gehen die Prieſter wieder an ihre Arbeit — ſie bereiten ein großes Feſt vor, bei dem im Tempel ein Schauſpiel vorgeführt werden ſoll — eins mit Fallthüren, verdeckten Lichtern und verdeckten Spiegeln — mit Geiſtern und Wunderthaten — mit Tod und Schrecken — mit Donner und Blitz.

— — — — — — — — — — —

Der Dichter Safur klettert während dieſer Zeit auf eine große ägyptiſche Pyramide, die nicht weitab von Kairo wie eine Rieſenburg daliegt, von deren Spitze aus Safur in die große afrikaniſche Wüſte hineinſchauen kann.

Safur hat toll gelebt und alles Mögliche mitgemacht.

Er genoß das Leben in vollen Zügen — aber

nicht ſo wie Kodama — anders — mit der ſteten Sucht, den einzelnen Genuß zu verfeinern.

Er betete mit ſchwärmeriſchen ägyptiſchen Heiden die Engel an, die in den Pyramiden wohnen ſollten.

Nachts wurden die Engel angebetet.

Er lebte mit dieſen Aegyptern faſt immer zuſammen, denn er wollte von ihnen wiſſen, ob er nicht mal die Engel der Pyramiden mit eigenen Augen ſchauen könnte — ſo wie man ſeine Mitmenſchen mit eigenen Augen ſchaut.

Er unterhielt ſich mit den Aegyptern nur von der Geiſterwelt.

Und die Aegypter machten dem Dichter klar, daß die Geiſter nur in den uralten Denkmälern der Vorzeit hauſen könnten — in den alten großen Pyramiden.

„Einen Geiſt," ſagten die Aegypter, „kannſt Du allerdings mit eigenen Augen ſchauen — der Geiſt iſt aber verſteinert — die große Sphinx — die kannſt Du ſchauen mit Deinen Augen und anbeten.

Und mit weiſen Aegyptern und mit vielem Volk geht Safur in einer Mondnacht hinaus zur Sphinx und betet die Sphinx an.

— — — — — — — — — — —

Die Andächtigen liegen vor der großen Sphinx auf den Knieen.

Fackeln und Lagerfeuer flackern ringsum zum Himmel auf.

Safur genießt den großen Augenblick in tollſter Verzückung, er ſtarrt in das rieſenhaft in den Sternen-

himmel hinaufragende Sphinxhaupt mit glühender Inbrunſt hinein.

Und er betet die Sphinx an — lange — länger als die Andern — ſieht Nichts von den Prozeſſionen — hört Nichts von den Geſängen der Prieſter, die in ſtiller Mondnacht heimlich hier ihren — Götzendienſt verrichten.

Safur betet und genießt ſeine Seligkeit wie feurigen Wein, ihm iſt, als könne er ſich dem überirdiſchen Weſen körperlich nähern.

Er will die Sphinx umarmen — denn er will den Genuß — immer wieder den Genuß — den höchſten — jeden!

Er ſagt ſich:

„Wozu wollen die Menſchen mehr als den Genuß? Wozu? Immer wollen ſie drüber hinaus, und ſie können doch nicht — ich auch nicht — darum lieb ich die Sphinx! ich liebe die große Sphinx, als wär' ſie ein Weib — auch wenn ſie noch viel größer wäre — ich ſäh' in ihr das Weib doch!"

Und Safur breitet die Arme aus und ſtarrt in das ſteinerne Antlitz, in dem alle Räthſel der Welt ihre Spuren hinterließen.

Und Safur ſieht plötzlich — wie der Sphinx zwei ſchwarze rieſige Flügel wachſen — wie ſie davon fliegt — hinweg — in den Himmel hinein.

Und Safur ſchreit auf, denn er hat plötzlich das Geſicht der Sphinx — anders geſehen — — — — die Sphinx iſt ſeine Dſchinne — die Dſchinne, die er zuerſt bei der Sareppa ſah.

Dem Dichter ſchwindet das Bewußtſein.

— — — — — — — — — — —

Als er wieder erwacht, liegt die rieſige Sphinx ſo ruhig da wie vor tauſend Jahren — rührt ſich nicht.

Aber die Sphinx iſt nun doch dem Dichter eine ſteinerne Dſchinne geworden — das große Wüſtenweib deſſen Leib zuſammenwuchs und eins ward mit dem Löwen, auf dem das Wüſtenweib einſt als wilde Dſchinne durch die Wüſte ritt — durch die heiße große Wüſte.

Die Lagerfeuer flammen flackernd höher, als erwachten auch ſie wieder.

Safur betet an — das Weib, das er lieben kann — das er lieben will — das er lieben muß — — die große ſteinerne Dſchinne — ſeine Dſchinne.

Das ſiebzehnte Kapitel.

Als die lauteren Brüder nach und nach wieder in Bagdad zuſammenkamen — hatte ſich Vieles verändert.

Die Chriſten ſchrieben ſchon das Jahr 895.

Abu Maſchar, der ſehr einſam auf dem Mittelthurm der alten Sternwarte lebte, ſagte wohl noch immer: „In dieſer Welt verändert ſich Nichts, Alles wird nach tauſend Jahren genau ſo gut und genau ſo ſchlecht ſein — wie heute.“

Aber trotzdem — Vieles hatte ſich in Bagdad doch verändert.

Beſonders der alte Geizhals Said ibn Selm war ein ganz Andrer geworden.

Er war nämlich ein — Bettler geworden.

Und da konnt' er nicht mehr geizig ſein — nein — nein.

Der arme Said!

Nun war er wirklich arm.

Das kam ſo:

Wie die lauteren Brüder in die Welt zogen, befand ſich die Chalifenburg in heftigſter Aufregung —

den Hofleuten wackelte der Kopf — und ſie wußten nicht, was ſie vor Angſt machen ſollten.

Der Zorn des verrückten Chalifen mußte unter allen Umſtänden auf eine Sache abgelenkt werden, die mit den Hofleuten Nichts zu thun hatte.

Die plötzliche Flucht der Brüder berührte daher bei Hofe ſehr peinlich — und — und man ſann auf Rache.

Hätte man dem Abu Maſchar an den Kragen gekonnt — man hätt's gleich gethan.

Doch den großen Propheten liebte und ſchützte das Volk — die arabiſchen Hauptleute und ihre Untergebenen waren nicht zu bewegen, in die Sternwarte zu dringen.

Um den Koran kümmerte man ſich ſehr wenig, eine Moſchee hätte keinen Heiligen vor den Soldaten geſchützt — doch die Sternwarte flößte viel mehr Achtung ein — dem großen Abu Maſchar wich das Volk ſcheu aus — die Soldaten erſt recht — die hatten ſogar eine höchſt abergläubiſche Furcht vor den Sterndeutern.

Der alte Suleiman war keine Perſönlichkeit, die nach was ausſah.

Und Osman hatte viel zu viel Freunde in der Burg — er verſchaffte den Hofleuten ſo manchen Vortheil und pflegte ſtets ſehr freigiebig zu ſein.

Daher blieb nur der alte Geizkragen Said ibn Selm, an dem man ſein Müthchen kühlen konnte.

Das geſchah natürlich — Said hatte Alles auszubaden.

Fünf Hauptleute mit hundert bis an die Zähne

bewaffneten Soldaten drangen in Saids Haus, verwüsteten Alles und raubten, was sie konnten.

Nur die Tarub behandelte man glimpflich.

Man erlaubte ihr, alle Küchengeräthe mitzunehmen — und auch ihre Ersparnisse durfte sie mitnehmen.

Suleiman hatte vorher sein Schäfchen ins Trockne gebracht — er hatte dem Said sämmtliche Schmucksachen gestohlen.

Die Soldaten steckten schließlich Alles, was sie nicht mitnehmen konnten, in Brand und hätten auch den Said verbrannt, wenn der nicht so schrecklich geschrieen hätte.

Man ließ Said laufen — allerdings — splitternackt.

Mitleidige alte Leute schenkten dem alten Geizhalse ein paar alte Lumpen, mit denen er sich nothdürftig bekleiden konnte.

So ging's einem der reichsten Männer von ganz Bagdad.

Die fünf Hauptleute mit ihren hundert Soldaten füllten ihre Taschen mit blankem Golde — bis zum Rande.

Und der Chalif freute sich sehr, als er das hörte — die Hofleute gleichfalls — denn die wußten, die Soldaten würden schon dankbar sein, wenn's nöthig sein sollte.

Die Abla und die Sailóndula wurden von Osman aufgenommen; der freute sich auch.

Die Tarub miethete sich eine Küche in der langen Straße.

Die Küche lag in einem kleinen Gartenhause, das

von dem Beſitzer nicht benutzt wurde; hinter großen Bananen lag's.

Als Safur nach Bagdad zurückkehrte, ward ihm die Tarub feierlich von Osman geſchenkt.

Safur wollte ja die Tarub ſchon immer ſo gern geſchenkt haben.

Jetzt hatte er ſie — und er war ihr Herr — und ſie war ſeine Sklavin.

Die Sache hatte natürlich manchen Haken.

Der Dichter konnte ſich nicht gleich in ſeine neue Lage finden.

Es hatte ſich in Bagdad doch recht viel verändert.

Es war ſo, als wenn überall was zerriſſen wäre — überall ſo was Zerriſſenes!

Die Fäden, mit denen die Menſchen aneinander gebunden ſind, ſind viel dünner, als man gemeinhin denkt — zerreißen ſo leicht und ſind ſo ſchwer wieder zuſammenzuknüpfen.

Es iſt daher auch garnicht verwunderlich, daß — als ſich bei Osman der Kodama, der Safur und der Hamadany wieder mal nach faſt zwei Jahren „guten Tag" ſagen — die Einigkeit dieſer vier lauteren Brüder eine bemerkenswerthe Störung ſchon in der erſten Stunde des neuen Zuſammenſeins erleidet.

Safur ſpricht von Aegypten — vom Lande der Pyramiden — vom Lande der Sphinx.

Und er ſpricht auch von dem, was die ägyptiſchen Heiden von der Weltſeele lehren.

Er theilt dem Osman die Namen von mehreren

ägyptiſchen Gelehrten mit, die größere philoſophiſche Werke geſchrieben haben.

Osman iſt darüber ſehr erfreut und ſchreibt ſich die Namen ſorgfältig auf; er will ſich ſofort mit den Aegyptern in Verbindung ſetzen.

Osman kann garnicht genug Bücher herausgeben.

Safur aber ſpricht weiter von der Weltſeele — von der Viereinigkeit und von der Dreieinigkeit — von Raum und Zeit — von Geiſt und Stoff — von Plato — und von Pythagoras — von der Zahlenmyſtik — und vom Ueberirdiſchen.

Hamadany und Kodama hören eifrig zu.

Indeſſen — ſie können bald nicht mehr dem Dichter folgen — von der Weltſeele verſtehen ſie ſo wie ſo Nichts.

Es iſt daher ganz erklärlich, daß ſie bald dem begeiſterten Safur erklären, er würde unklar.

Der Dichter, der von Dingen ſprach, die er ſelbſt nicht mal ordentlich bgriffen hatte, iſt natürlich höchſt empört, daß man ihm Unklarheit vorwirft — er iſt wüthend.

Er merkt jedoch noch rechtzeitig, daß der Vorwurf ſeiner Freunde nicht ganz ungerechtfertigt genannt werden könnte — und legt demnach ſehr geſchickt folgendermaßen los:

„Freilich! Klar ſoll ich ſein! Natürlich! Die Dinge, von denen ich rede, ſind ja auch ſo einfach und klar, daß es gar keine Mühe macht — klar — klar über dieſe Dinge zu reden! Freilich! Natürlich! Ein

Hammelbraten ist immer was Klares für Euch — die Weltseele und der viereinige Gott muß deshalb auch klar für Euch werden.

Bei Allah, merkt Ihr denn nicht — wißt Ihr denn nicht, daß die Leute, die immer nur das Nächstliegende — das Erreichbare — im Auge haben, ohne große Umstände „klar" sein können? — daß diese einfachen Leute, diese bäurischen Tölpel, sich immer „klar" werden müssen? Und wißt Ihr nicht, daß andrerseits Diejenigen, die in die tiefsten Tiefen der Welträthsel dringen möchten, sehr selten „klar" sein können? In jedem feineren Kopfe, der stets zu denken gewohnt ist, ist die ganz abgeschlossene Klarheit nicht so was Alltägliches. Die Tarub allerdings wird immer ganz klar sprechen, weil sie nur das Nächstliegende — Erreichbare — haben will. Safur, der dem Unerreichbaren nachjagt, kann leider nicht immer so klar sein. Aber — bei Allah — seid Ihr nicht mehr als Tarub? Warum nennt Ihr Euch denn nicht Tarub? Warum nicht? Dummköpfe sind sich immer klar. Das Rhinoceros, das im Nile zu baden pflegt, hat ohne Zweifel den klarsten Kopf — weil's das dümmste Thier der Welt ist. Das Rhinoceros denkt über die Weltseele nicht nach — Tarub wird das auch nicht thun. — Warum werft ihr mir denn mit solcher Erbitterung fortwährend immer wieder und wieder von Neuem Unklarheit vor — warum? warum? Soll ich auch „Tarub" werden wie Ihr? Ich will's nicht!"

Oh — Safur ist furchtbar böse, seine Stirn zeigt fast tiefere Falten als das Fell des ältesten Nilpferdes.

Und dabei zittert der ganze Dichter — wie eine Pappel, durch die der Wind fährt.

Osman lächelt und sagt milde:

„Lieber Safur, sei nur nicht so grob! Es widerspricht Dir ja Niemand. Du mußt nicht immer gleich so aufbrausen!“

Zu den Andern aber sagt der dicke Schreiber: „In dem Safur steckt was! Was er sagt, klingt gewöhnlich ganz toll — aber etwas Wahres pflegt doch dahinter zu sein.“

Durch diese Aeußerung fühlt sich der Dichter sehr geschmeichelt und wird ruhiger.

Wie das der dicke Kodama merkt, fordert er die drei Brüder auf, mitzukommen — in den nächsten Weinkeller.

Hamadany und Safur folgen dem Dicken.

Osman bleibt jedoch nachdenklich zurück — auf seinem kühlen, mit Fliesen gepflasterten Hof — neben dem plätschernden Springbrunnen.

Unter den Arkaden an den vier Seiten des Hofes liegen die besten Bücher, die je mit arabischen Worten geschrieben wurden, fein säuberlich in ihren Rollen — in ihren Schubfächern — übereinander — so wie in Aegypten die Mumien der toten Könige übereinander liegen . . . .

Inzwischen will Kodama im Weinkeller hören, welche Liebesabenteuer der Safur in Aegypten erlebte.

Die drei lauteren Brüder sitzen auf weichen Ziegenfällen mit einem Parsenpriester zusammen um einen

dicken Weinſchlauch rum — der chriſtliche Wirth ſchenkt fleißig immer wieder die Becher voll.

Safur hört nicht auf den dicken Kodoma, ſondern redet noch immer von der Bedeutung des Unerreichbaren, Hamadany ſtimmt ihm jetzt eifrig bei und behauptet, daß er auch nur das Unerreichbare erreichen möchte.

Kodama'n wird natürlich die Geſchichte langweilig.

Der Parſenprieſter ſchweigt wie'n Alter.

Der dicke Geograph ruft endlich ſehr laut mit ſeiner vollen wohltönenden Stimme:

„Safur, nun erzähl' uns: Welches Weib liebteſt Du in Aegypten? welches Weib?"

„Die Sphinx," erwidert der Dichter.

„Sehr gut, mein Sohn," ſagt da lachend der Dicke.

Und der Dichter erzählt von der Sphinx, erzählt, daß er nur ein unerreichbares Weib lieben könnte — ein überirdiſches — einen Wüſtengeiſt — eine wilde Dſchinne — ſeine Sphinx-Dſchinne.

Kodama freut ſich wie ein kleiner Truthahn — ſolche Art von Liebe iſt ihm noch garnicht vorgekommen.

„Sphinx-Dſchinne!" ruft er immer wieder — trinkt dabei — und lacht, als wenn er ſich tot lachen möchte.

Hamadany glaubt den Dichter zu verſtehen.

Kodama erklärt zwar den Safur für verrückt — man verträgt ſich aber trotzdem.

Die Zecherei wird ſehr luſtig.

Der Parſenprieſter geht ernſt fort.

Der Hamadany lallt noch was von Byzanz und ſchläft dann ſelig ein.

Der Dicke und der Dichter ſchwanken, wie ſie nicht mehr trinken mögen, in ſehr redſeliger Stimmung nach Hauſe durch die lange Straße.

Safur redet fortwährend von der Dſchinne, die nicht lebt und die er trotzdem liebt — immer daſſelbe.

Kodama lacht ohn' Unterlaß, daß die lange Straße dröhnt und zittert.

Ein Cinaede, der früher zu den Tofailys gehörte, hat das Geſpräch gehört — und verſperrt nun plötzlich den beiden lauteren Brüdern den Weg.

Die Brüder ſtutzen und denken, der Cinaede will Geld haben. Doch der hält eine wohlgeſetzte Rede.

„Ihr gelehrten Männer," ſagt er in beſtem Arabiſch, „Ihr glaubt immer ſo ſchrecklich klug zu ſein. Aber in manchen Dingen ſeid Ihr unerfahrener als ein unſchuldiges Mädchen. Das Nächſtliegende ſeht Ihr nicht. Immer nach dem Fernen — nach dem Unerreichbaren ſtrebt Ihr. Dſchinnen wollt Ihr lieben, und Ihr wißt nicht einmal, weshalb Ihr die Dſchinnen lieben wollt. Ihr habt noch viel zu wenig Weiber kennen gelernt, daher wollt Ihr ſolche Weiber haben, die keine Weiber ſind. Ihr habt Euch, wenn Ihr verliebt waret, viel zu oft nur die Weiber vorgeſtellt — ſtatt Ihnen ordentlich nachzuſtellen. Ihr glaubtet zu oft, auf die Weiber verzichten zu können — und ſeid drum zu Narren geworden. Mit der Kraft ſeiner Schenkel — nicht mit der Kraft ſeines Gehirns ſoll der Mann lieben. Das Gehirn iſt zum Lieben viel

zu ſchade. Das iſt der Grund, weshalb Ihr das Unerreichbare wollt — weshalb Ihr nach Weibern lüſtern ſeid, die's niemals gab und niemals geben wird. Liebt die Weiber, die auf Erden leben, ſonſt werdet Ihr verrückt. Seid nicht ſo geizig wie Said ibn Selm. Gute Nacht!"

Und der Cinaede bog in die nächſte Seitengaſſe — ſchwankend.

In der nächſten Seitengaſſe gingen im Schatten der Mauer andre Cinaeden mit ihren Dirnen in den dunkelſten Stadttheil, in dem man mehr ſeine Börſe als ſein Herz in Acht nehmen mußte.

Kodama lachte nicht mehr, meinte nur väterlich mahnend zu Safur:

„Sieh, lieber Freund, der Cinaede hatte garnicht ſo ganz unrecht. Verſtandeſt Du ihn? Er war einſt nicht ungebildet!"

„Ich verſtand ihn," verſetzte Safur.

Schwankend gingen die Beiden weiter.

Sie ſchwiegen.

Durch die lange Straße kamen Tofailys näher — die trugen auf einer Bahre einen todten Ochſen — auf der Bruſt eines jeden Tofaily leuchtete eine kleine grüne Lampe.

Die Tofailys wurden immer üppiger, ſie verſpotteten die Religion, die Welt und alles Andre.

Sie feierten in dieſer Nacht ihr Ochſenfeſt.

Feierlich trugen ſie durch die lange Straße — einen toten Ochſen.

Das achtzehnte Kapitel.

Viele viele weiße Störche flogen langsam über den Karawanenplatz — die lange Straße hinunter — über den Tigris — nach Norden.

Und Safur stand mitten auf dem Karawanenplatz und sprach mit Said ibn Selm — dem alten verlumpten Bettler.

Said redete wirres Zeug — von großen Geschäften — von Geldverdienen — Ehrlichkeit — Treue — von goldenen Sternen und von goldenen Pferden — von goldenen Herzen und von goldenen Kleidern.

Den Dichter schmerzte das wirre Gerede.

Er wandte sich ab und dachte an seine Tarub.

Ja — jetzt hatte er sie. Seine Sklavin war sie, und er war ihr Herr.

Er seufzte tief — wenn er nur gewußt hätte, was er jetzt mit seiner Tarub anfangen sollte!

Ihm ward die große Köchin „geschenkt" — aber was hatte er davon?

Jetzt hatte er Nichts mehr davon — nur Aerger, Zank und — und — es war kaum zum Aushalten!

„Wohl dem, der nie ein Weib geſchaut —
Der fährt niemals aus ſeiner Haut!“

Alſo reimte ſchwach lächelnd der große Dichter, der's jetzt täglich verwünſchte, daß er aus Aegypten zurückkehrte nach Bagdad, der Stadt der Qual . . .

Safur war für Bagdad jetzt wirklich ein — „großer“ Dichter, da man Großes von ihm „erwartete“.

Osman hatte ihm ganz ernſthaft mitgetheilt, daß er fünf neue Schreiber anſtellen würde, wenn er was von Safur herausgeben könnte.

Doch Safur ſchrieb weniger denn je.

Er redete nur von einem großen Dſchinnengedicht, das er mal in vierundzwanzig großen Geſängen feierlichſt der Welt überreichen wollte.

Aber es wurde nichts draus — wie gewöhnlich.

Safur dachte immer erſt ans Genießen.

Eine anſtrengende Thätigkeit hatte nur dann für ihn einen Reiz, wenn er genau wußte, daß aus dieſer anſtrengenden Thätigkeit ein großer kräftiger Genuß herauswachſen würde.

Wußt' er das nicht vorher, ſo ging er der Anſtrengung aus dem Wege — denn für ihn gab's nur ein einziges Endziel des Lebens — und das Endziel hieß: Genuß.

Leider wurde das Leben in Bagdad immer ärmer an Genüſſen.

Der Chalif Mutadid war längſt tot, doch unter ſeinen Nachfolgern wurde Nichts beſſer.

Der raſch in kaum zweihundert Jahren erworbene

— eroberte — Reichthum ging eben so schnell — noch schneller — wieder zu Grunde.

„Nur was alt wird — hat Lebenskraft. Und alt wird nicht, was gleich am Anfange mit wüstem Ungestüm auftritt.“

Also sprach der weise Philosoph Abu Hischam, als er vor Safur sich vertheidigte.

Der Philosoph hatte grade in dem Augenblicke den Dichter getroffen, als dieser mitten auf dem Karawanenplatze die Fäuste zitternd gen Himmel hob und laut ausrief:

„Tarub, erbarme Dich!“

Das sah und hörte sich natürlich sehr putzig an.

Deshalb gingen auch die Beiden schleunigst in die große Theebude zu den chinesischen Theemädchen, allwo auch Hamadany und Abu Hanifa weilten.

Als Abu Hischam zum Thee auch einen vorzüglichen südkaukasischen Kräuterschnaps bestellte, da nahm das der Dichter garnicht gut auf, warf vielmehr dem lustigen Philosophen lüderlichen Lebenswandel und Lauheit in Betreff des Bundes vor.

Und dagegen vertheidigte sich der Abu Hischam mit den vorhin angeführten und ähnlich klingenden Sätzen — in Samarkand war der große Apostel mit der armenischen Pelzmütze gemüthlich geworden — urgemüthlich. Zumeist dacht' er nur aus Festefeiern — am liebsten hätt' er jeden Tag die Gründung der Gesellschaft von Bagdads lauteren Brüdern mit Muth und Durst von Neuem gefeiert.

Was doch aus mancher Gesellschaft werden kann — man sollt' es kaum für möglich halten.

Und wie die vier Brüder wieder zu viel getrunken haben, klagen sie wieder über die entsetzliche Geldklemme, in der sie sich befinden.

Es ist zum Erbarmen.

Ein Theemädchen will den Abu Hischam mitleidig aus Herz drücken, doch der will's nicht dulden, er singt brüllend „das Abschiedslied des Beduinen", das im Jahre 895 in allen Bagdader Tingeltangeln gesungen wurde — natürlich bis zur Erschöpfung — so:

„Mein Herz gehört der Welt,
Kein Weib mir mehr gefällt.
Ich lieb nicht mal das Geld!
Ich liebe nur die Welt!
Mein Herz gehört der Welt,
Kein Weib mir mehr gefällt!"

Und das immer wieder noch mal.

Dabei gelangten die Vier allmählich in die lange Straße, in der man an Gesang schon gewöhnt war.

Wie Safur zur Tarub kommt, giebts selbstverständlich wieder einen Höllenlärm.

Töpfe fliegen dem Dichter nicht an den Kopf, denn die sind der Tarub jetzt zu kostbar — aber Schimpfworte hagelt's — unglaubliche Schimpfworte.

Der Dichter ist erst geknickt durch die Rohheit — durch die Gemeinheit seiner berühmten Köchin — dann jedoch packt ihn der Grimm.

Und er faßt seine Tarub fest an, umklammert wüthend ihren Hals, rollt mit den Augen, knirscht mit den Zähnen, keucht und stöhnt.

Indeß die Tarub ſchimpft nun erſt recht.
Da kann er ſich nicht mehr beherrſchen.
Er würgt ſie plötzlich mit aller Kraft.
Sie will ſich frei machen.
Und dabei ſtürzen Beide hin.
Tarub ſchlägt ſich ein Loch in den Kopf.

Das fließende Blut bringt den Dichter wieder zur Beſinnung — und er möchte ſich gleich ſelber den Kopf einrennen.

Er ſchreit vor Angſt, wäſcht ihr die Wunde mit Waſſer aus, weint und zittert, bittet ſeine Tarub um Verzeihung, fleht wie ein Kind, kniet vor ihr, küßt ihr die Hände, den Mund, die Augen, die Stirn, bittet in herzzerreißender Weiſe, nennt ſie wieder „Bärchen! Liebes Bärchen! Mein guter Bär!“

Na — und dann wird wieder Alles gut.

Sie ſagt nur zuletzt weinend:

„Nein, lange halt' ich's nicht mehr aus. So geht's nicht weiter. Es muß anders werden.“

Er ſagt: „Ja, ja — es wird ſchon anders werden.“

Doch das iſt nur ſo hingeredet.

Die Verhältniſſe werden noch immer ſchlechter.

Tarubs Erſparniſſe gehen zur Neige.

Und daran hat nicht blos der Safur Schuld.

Abu Hiſcham, Abu Haniſa und Hamadany ſind auch ſehr oft bei Bagdads berühmter Köchin.

Und die iſt ſehr gutmüthig, ſie giebt Jedem zu eſſen, ſo viel er will. Sie iſt ſo daran gewöhnt, für Viele zu kochen, daß ſie garnicht bemerkt, wie unklug ihr verſchwenderiſcher Haushalt iſt.

Safur ſagt natürlich nie ein Wort.

Er hört nur jeden Tag geduldig an, wie ſie auf die ganze Welt ſchimpft.

Sie weiß nie, wo das Geld bleibt — und Safur muß immer neues Geld auftreiben.

Das thut er auch — aber wie?

Sie giebt ihm jeden zweiten Tag ein paar Taſſen, ein paar Meſſer oder ein paar Töpfe — nnd mit dieſen Dingen muß der Dichter zum Trödler wandern.

Manchmal bringt Abu Hanifa ein paar Gänſe mit, Hamadany bringt Fiſche, Abu Hiſcham Wein.

Doch wenn dieſe Leute mal was mitgebracht haben, ſo geht's auch gleich hoch her, und ſchließlich ſetzt die Tarub doch immer zu.

Der geizige Kodama kommt auch zuweilen — und bezahlt dann Alles, was gegeſſen und getrunken wird — doch baares Geld giebt er nicht — er hält das nicht für richtig, ſeinen Freunden baares Geld zu geben — die verſtehen nach ſeiner Meinung nicht, mit baarem Gelde umzugehen — es iſt koſtbar!

An einem Tage giebt's Paſteten — am andren trocknes Brod — manchmal nicht mal das.

Safur ſoll Geld verdienen — das ſagt ihm ſein Bär jeden Tag.

Der Dichter verzweifelt.

Er ſoll zu den Tofailys gehen — iſt aber nicht dazu zu bewegen — lieber läßt er ſich jeden Tag von ſeinem Bären die Ohren wundreden.

Er iſt denn doch fürchterlich vornehm.

Höchſtens geht er mit altem Geſchirr zum Trödler.

Den Osman mag er nicht mehr sehen, weil der stets nach dem großen Dschinnengedicht fragt.

Wenn Safur in diesem Jammerleben an die Dschinnen denkt, wird ihm ganz wüst im Kopf.

Diese täglichen groben Rohheiten des gewöhnlichen Lebens vertragen sich nicht mit seiner Sehnsucht nach feinstem vergeistigten Genuß.

Ueberhaupt — der Genuß!

Wer kann noch an den Genuß denken, wo das Leben auf dem Spiele steht.

Leben — leben — wollen sie Alle — das ist die Hauptsache — an den Genuß können sie Alle vor lauter Sorge gar nicht denken.

Aber das hindert Niemand, jede Gelegenheit zum Trinken fleißig wahrzunehmen.

Es geht Allen schrecklich schlecht, doch — betrunken sind sie Alle — so beinahe jeden zweiten Tag.

Oft ruft Safur, wenn er den theuersten Wein aus Bassora vor sich stehen hat:

„Freunde, eigentlich könnten wir doch gewöhnlichen Landwein trinken — wozu immer den theuren Wein aus Bassora?"

Indessen — wenn der Dichter so redet, macht man ihn darauf aufmerksam, daß er doch der größte Feinschmecker sei und — und — dann trinkt er natürlich Alles, was man ihm vorsetzt.

Das Jammerleben hat sehr viele drollige Seiten — sehr viele.

Schließlich leiden selbst diejenigen, die eigentlich gar keine Veranlassung zum Leiden haben.

Auch der dicke Kodama bekommt ein leidendes Aussehen. Er hat die weiße Abla als Köchin in sein Haus genommen — und die Abla ist ihm davongelaufen.

Die Abla liebt die Veränderung und lebt jetzt bei der alten Dschellabany, die immer älter wird. Dort bezaubert sie mit ihrem Gesange jeden Tag einen anderen Jüngling.

Ihre Worte sind süß wie Honig — sie zerschmelzen auch so leicht wie der süße Honig. Was sie am einen Tage sagt und schwört, hat sie am andern vollständig vergessen — manchen Jüngling hat sie zum trüben Kopfhänger gemacht.

Die Sailóndula hat's beim dicken Osman ebenfalls nicht aushalten können — sie tanzt jetzt auf dem Karawanenplatz unter jenen rothseidenen Zeltdächern, die sich so prächtig von dem tiefblauen Himmel abheben, der so voll und groß Bagdad überwölbt.

Der Sailóndula liegen die dunklen Augen sehr tief im Kopf — man sieht die indische Tänzerin oft mit dem alten Sünder Suleiman zusammen, der immer schleunigst davonschleicht, wenn er einen lauteren Bruder erblickt.

Suleiman thut so, als wenn er ärmer wäre denn je zuvor — er will sein Geld für sich behalten. Nur dem Said schenkt er zuweilen ein paar Kupfermünzen — heimlich, daß es Niemand bemerkt.

Kommt der alte Said zur Tarub, so giebt die auch immer was — ein bischen Fleisch und ein bischen Brot, einen Schluck Wein und ein Silberstück.

Said ist bescheiden und kommt nur einmal in der Woche, redet dann von goldenen Sternen und goldenen Pferden, von goldenen Herzen und goldenen Kleidern — in seinen Augen flackert ein seltsamer Glanz — wie ein Abglanz seines einstigen Reichthums.

Armer Said ibn Selm!

Die Tarub wird stets sehr gerührt, wenn sie ihn sieht — die Kinder der Nachbarschaft, die sich scheu hinter den Bananen, die vor Tarubs Küche wachsen, verstecken, bekommen dann auch gleich was ab — was Süßes — Mandeln, Feigen und Rosinen.

Die weichen Stimmungen werden jedoch immer seltener.

Die Wogen des Jammers gehen zu hoch.

Sogar der sonst so vergnügte Osman ist schlecht gelaunt — er ist wüthend, daß die neuen Bücher im Grunde allesammt nicht viel taugen und möchte am liebsten nur die guten alten Bücher abschreiben lassen. Er ist wüthend auf Abu Hischam — wüthend auf Safur — und auch auf Kodama — beinah auf alle Welt. Geld giebt er daher keinem Menschen mehr — den lauteren Brüdern am allerwenigsten.

In Bagdad floß der Wein nicht mehr in Strömen — die Gelehrten und Dichter wurden magrer mit jedem Tag.

Sogar die Tofailys — diese Prasser — sahen sich oftmals vergeblich nach guten Braten und dicken Weinschläuchen um — viel öfter vergeblich als früher.

Manche Freuden haben ja noch die Tofailys — sie freuen sich, daß die Gesellschaft der lauteren Brüder

wieder Ruf und Werth verlor; sobald man einen Bruder sieht, höhnt man ihn in nichtswürdigster Art.

Da's in Bagdad nicht mehr so viel zu essen und zu trinken giebt, so dringen die „sinnlichen" Vergnügungen mehr in den Vordergrund; die Zahl der Tingeltangel mehrt sich unheimlich — die alte Dschellabany ärgert sich darüber sehr.

Die Frauen werden eifersüchtig auf die schönen Knaben.

Die Diebe stehlen mit Vorliebe kleine Kinder, was manchen Vätern nicht unangenehm ist.

Hamadany und Abu Hanifa haben gleichzeitig das Glück, von ihren Vaterfreuden in dieser angenehmen Form entbunden zu werden, was unter den Tofailys ein höllisches Gelächter hervorruft.

Kodama beschäftigt sich eingehend mit den Empfindungen der Entmannten und kommt hinter das Geheimniß der Sphinx; er behauptet, um Safur zu ärgern, daß eine Sphinx dasjenige Weib ist, das nicht zur Hälfte einen Löwenkörper sondern einen Manneskörper besitzt — nach Kodamas Meinung unterscheiden sich die beiden Geschlechter nicht so scharf, wie's den Anschein hat; alle diejenigen, deren Geschlecht nicht ganz männlich oder nicht ganz weiblich ausgebildet ist, besitzen nach des dicken Geographen Ansicht — Sphinxnatur.

Osman sagt seinem dicken Freunde, er möchte doch lieber ein Buch über die Kugelgestalt der Sonne schreiben.

Kodamas Lehre findet mehr Anklang bei den

Sufys, die ſich eifrig bemühen, in Bagdad ausſchweifende religiöſe Kulte einzuführen.

Safur kümmert ſich um keinen Menſchen, da er ſie ſämmtlich für zu dumm und zu einfach hält; ſpricht mal Jemand längere Zeit mit dem Dichter, ſo wird der zum Schluß gewöhnlich ſehr grob und ſchreit dann:

„Mein Freund! Tarub biſt Du, Tarub warſt Du, Tarub wirſt Du bleiben. Die Familie Tarub iſt unſterblich — unſterblich!“

Das verſtehen freilich die Meiſten nicht — daraus macht ſich aber der große Dichter ganz und gar Nichts.

Die Tarub, die mit Müh und Noth noch täglich für den Dichter was zu eſſen kocht, redet nur noch von „Geld“ und ringt täglich die Hände zum Himmel, daß ſie Safur jemals kennen lernte, der ſie nur um all ihr Hab und Gut gebracht habe . . . . .

Und Safur wird, wenn er das Wort „Geld“ hört, beinah verrückt, er ſchreit dabei wie ein wildes Thier, wirft ſich auf die Erde und weint zuletzt.

Das iſt ſchon eine Zucht bei der Tarub.

Wenn der gutmüthige ehrliche Abu Hanifa kommt, athmet Safur erleichtert auf — dem kann der Bär ſein Herz ausſchütten, was zu beruhigen pflegt.

Den Abu Hiſcham mag der Bär nicht — den Kodama und den Hamadany begrüßt er dagegen jedes Mal freundlicher.

Safur wird von dieſen Beiden mit ſeiner Sphinx gefoppt, was die Tarub ganz gern hat.

Kodama behauptet, daß eine Sphinx garnicht leicht

zur Liebe zu bewegen iſt, weil die Liebe in der Sphinx eine ganz andere Empfindung erzeuge, als in den anderen Weibern.

Safur hält das für Hohn und ſucht Beruhigung im Weinſchlauch.

Der gutmüthige Abu Hanifa iſt ſtets bereit, ſeine letzten Silberlinge mit dem Dichter zu vertrinken.

Beim Weine beklagt man vornehmlich, daß der reiche Al Battany immer noch nicht aus Indien zurückkehren will. Abu Maſchar, der ganz einſam auf der Sternwarte wohnt, wollte Nachricht geben, wenn er was von Battanys Rückkehr erfahren ſollte. Doch der Prophet läßt Nichts von ſich hören.

Jakuby iſt auch noch nicht in Bagdad. Die Tarub wird immer aufgebrachter.

Wie Safur in einer Nacht ganz betrunken in die Küche ſtolpert und behauptet, daß ihn ſeine Dſchinne als Geſpenſt verfolge, wird die Tarub ſo erregt, daß ſie ihrem Dichter ſagt:

„Jetzt kann ich's nicht mehr aushalten. Ich kann's nicht. Du darfſt meine Küche nicht mehr betreten, wenn Du jetzt nicht endlich Geld ſchaffſt. Ich muß jetzt mein Geld wieder haben — mein Geld! Ohne Geld darfſt Du nicht zurückkehren!"

Safur ſagt Nichts und geht fort — in die Nacht hinaus — die Tarub wird ihm auch zum Geſpenſt.

Das neunzehnte Kapitel.

Wie die Sonne aufgeht, ſitzt Safur neben Abu Maſchar auf der alten Sternwarte im Empfangsſaal.

Da iſt es ſtill.

Das Licht der Sonne iſt roth.

Rothe Wolkenſtreifen durchqueren den klaren, blauen Morgenhimmel.

Das indiſche Götzenbild im Hintergrunde des Saales wird auch roth.

Roth funkeln gleichzeitig die ſilbernen Querſtreifen der Wände und der Goldgrund der Decke.

Die mauriſchen Ampeln, die noch immer an ihren langen Ketten hängen, zeigen auch roth glänzende Ecken und Flächen.

Am heftigſten wirkt das Licht auf dem kupfernen Himmelsglobus und auf dem kupfernen Waſchbecken in der Alabaſterniſche.

Der Prophet und der Dichter ſind ebenfalls roth geworden — von oben bis unten.

Die Sternwarte iſt auf der Oſtſeite ganz übergoſſen vom Morgenroth.

Die beiden Männer, die auf dem alten Teppich ſitzen, haben in der Nacht nicht geſchlafen.

Doch ſie ſind drum nicht müde.

Safur iſt ſogar heiter, denn er hat eben gehört, daß Battany bereits aus Indien zurückgekehrt iſt — unten wiehern ſchon wieder die Roſſe der Mongolen wie einſt . . .

Der Dichter will ſich am Tigris ein kleines altes Landhaus kaufen, das dort liegt, wo die Eremiten hauſen. Er will auch Eremit werden, und Battany ſoll blos ſo viel Geld hergeben, daß er das kleine alte Landhaus, das eigentlich nur eine alte Lehmkathe iſt, kaufen kann.

Und Safur erzählt von ſeiner Reiſe nach Aegypten, von der Wüſte — und von ſeiner Dſchinne.

Er ſetzt dem großen Sterndeuter eifrig auseinander, daß er ſeine Dſchinne liebe. Er wiſſe ſehr wohl, daß ſie nicht lebe — und doch glaube er, daß ſie ihn verfolge überall — oft ſei ihm ſo, als berühre ſie ihn an der Schulter mit ihren Fingerſpitzen.

Leidenſchaftlich ſagt er:

„Sieh, ich weiß, die Dſchinne iſt für mich unerreichbar — aber ich kann das Plumpe, das Rohe, das Körperliche nicht mehr ausſtehen. Ich muß nach einem Geiſtigen ſtreben, das nicht von dieſer Welt iſt. Ich will überall jetzt das Unerreichbare haben — in jene Welt — in die andere will ich hinein. Ich ſehne mich nach einem Weibe, das ſo fein und zart iſt, wie irdiſche Weiber nie ſein können. Mein Streben mag thöricht, meine Liebe mag eine tolle Liebe ſein — doch ich kann nicht mehr anders. Ich muß daher in die

Einſamkeit. Sieh, Abu Maſchar, ich bin ein Genußmenſch. Ich will mit meiner Dſchinne zuſammenkommen. Vielleicht geht's doch. Man kann ja nicht wiſſen — und wenn ich mir dabei den Schädel einrennen ſollte — was ſchadet's? Die Genüſſe dieſer irdiſchen Welt befriedigen meine Luſtgier doch nicht mehr. Oh — verſtehſt Du mich? Sprich doch!"

Abu Maſchar ſtreichelt mit ſeinen langen braunen Fingern ſeinen langen ſchwarzen Bart und ſpricht langſam in wohlerwogenen Sätzen:

„Ich hörte ſchon von Deiner ſeltſamen Liebe. Und ich bin nicht überraſcht durch Deine Worte. Du gehörſt zu den Menſchen, die in Allem feiner empfinden als die Andern. Dein Denken iſt nicht einfach. Du biſt an verwickelte Gedanken gewöhnt. Die Andern verſtehen Dich daher nicht und verletzen Dich. So geht's allen Denen, die mehr ſind oder mehr ſein wollen als das einfache Volk. Und ſo kam's, daß Du Dir in Deinem Gehirn ein Idol ſchufeſt, das Du lieben und anbeten wollteſt. Und dieſem Idol rennſt Du nun im wirklichen Leben nach. Du biſt auf der Jagd nach dem Idol. Das ſchadet Nichts, wenn Du ſtets im Auge behältſt, daß dieſes Idol für Dich unerreichbar bleiben muß. Jeder feinere Kopf befindet ſich ſein ganzes Leben hindurch auf der Jagd nach dem Idol — die Jagd iſt was ganz Gewöhnliches. Dieſelbe iſt auch nicht ſchädlich, wenn man ihre Nutzloſigkeit einſieht. Du ſtrebſt nach dem Unerreichbaren, wie Du ſagſt, überall. Ja, ich verſtehe, Du haſt eben viele Idole. Die einfachen Menſchen finden ihre Idole ver-

körpert hier auf der Erde vor, die feineren Menſchen finden ihre Idole nicht auf der Erde verkörpert vor — die ſind ja dort — hinter den Sternen. Darum iſt es nur natürlich, daß Du in jene Welt hinein möchteſt. Ich möchte das auch, daher bin ich Sterndeuter und Prophet. Battany und viele Andre lachen, daß ich mich mit ſo abergläubiſchen Sachen befaſſe. Aber will Battany nicht auch blos wiſſen, was hinter jener blauen Himmelswand liegt? Und iſt etwa die Art, in der er was Tieferes erfahren will, ſo ſehr viel klüger als die meine? O nein! Wir unterſcheiden uns nur dadurch, daß er ſtets glaubt, etwas erreichen zu können, und ich nie glaubte und nie glauben werde, ich könnte je in jene Welt hinein. Ich rechne nicht, um was zu wiſſen — ſondern ich will mich durch das ewige Rechnen nur betäuben. Wir bleiben, wie wir ſind. Wir werden ſpäter auch nicht mehr wiſſen, als wir jetzt wiſſen. Die Welt iſt ſtarr und unveränderlich. Es giebt in der Welt keine weſentliche Weiterentwicklung. Und der Einzelne wird ſich erſt recht nicht weiterentwickeln. Iſt man ein feiner Menſch, ſo bleibt man ein ſolcher. Iſt man einfach, ſo bleibt man einfach. Geh alſo nur mit Deiner überſinnlichen Liebe in die Einſamkeit. Geh nur! Battany wird Dir ſchon helfen. Wenn Du aber glaubſt, Du könnteſt in die andere Welt, in die Welt der Geiſter, hinein, ſo wirſt Du Dir den Kopf einrennen. Liebe nur Deine Dſchinne, aber verlang nicht von ihr, daß ſie Dir körperlich erſcheine. Du willſt doch nach dem Unerreichbaren überall ſtreben. Würdeſt Du alſo einmal Deine Dſchinne umarmen können wie

ein gewöhnliches Erdenweib — ſo würde Deine Dſchinne jeden Reiz durch die Umarmung verlieren.“

Und der Prophet lächelt, ſtreichelt mit ſeinen langen braunen Fingern ſeinen langen ſchwarzen Bart und ſieht dem Dichter lange ins Geſicht.

Wie ſich die Beiden trennen, lächelt Abu Maſchar nicht mehr; er iſt beſorgt um Safur — deſſen Leidenſchaft kommt dem weiſen Sterndeuter bedenklich vor.

Der Dichter aber geht zum reichen Al Battany durch den Palmenhain über die hohen Hügel am Ufer des Tigris an den Feigenbäumen vorbei bis zur Landſtraße, auf der er einſt vor Jahren am Himmel das ſchwarze Geſicht des Weibes ſah, das nicht lebt und ihn doch verfolgt.

Er denkt an jenen Morgen, an dem er auch in Fieberſtimmung zum Aſtronomen kam — um der Tarub willen. Jetzt kommt er wieder in fieberhafter Aufregung zum Aſtronomen — wieder Tarubs wegen.

Und wie damals — ſitzt ihm auch jetzt — eigentlich die Dſchinne mehr auf den Ferſen als die berühmte Köchin.

Er blickt über die Stadt hin, die nun in der heißen Sonne mit den hohen Palmen und den weißen Häuſern, mit der hochgelegenen bunten Chalifenburg, mit den bunten Moſcheen und den ſchlanken Minarets wie ein zartes feines Feenland daliegt — wie eine wirkliche Stadt des Heils.

Blau fließt der Tigris zur Linken des Dichters — in der Tiefe — und drüben wohnt Al Battany.

Safur iſt bald wieder in der alten Olivenallee

und dann im Bücherkioske, den die bunten Tulpen umblühen . . .

Auf den kurzgeschorenen Rasen krächzen die alten Papageien.

Auf den orangefarbigen, nicht gemusterten Fliesengängen kommen dem Dichter zwei Inder entgegen, die grade im Bücherkioske Schach gespielt haben.

Die Inder kommen dem Safur noch steifer und stolzer vor als andren Menschen. Der Bücherkiosk, der wie eine Krone daliegt, wirkt den Indern gegenüber ganz einfach und bescheiden wie ein Fischerhäuschen.

Safur wirft den Kopf in den Nacken zurück und mustert die Inder, sein braun und blau gestreiftes Beduinengewand zieht er dabei geschickt in schwungvolle Falten.

Die Inder lächeln — ihre goldgestickten Kleider sind viel schöner.

Al Battany läßt sich entschuldigen — er wird gleich kommen.

Und Safur muß sich dazu bequemen, die Zeit des Wartens mit den Indern zusammen zuzubringen; der ältere von diesen entfernt sich bald.

Der Zurückbleibende ist jener Schauspieldichter, der in Benares vor Battany so fein von der Empfindlichkeit und von der Qual aller Gebildeten zu sprechen wußte — der diese Empfindlichkeit und die daraus entspringende Qual durch die Religion oder durch die Kunst auflösen — überwinden wollte . . .

Das Gespräch zwischen dem indischen und arabischen

Dichter wird ſomit naturgemäß nach einiger Zeit recht lebhaft.

Allerdings die froſtige Förmlichkeit wird auf beiden Seiten nicht durch allzu große Liebenswürdigkeit verdrängt — man will ſich Nichts vergeben.

Safur ſpielt ſich als Genußmenſch auf, behauptet, daß jeder Augenblick des Lebens, der nicht einen Genuß biete, ein überflüſſiger Augenblick ſei.

Der Inder will den leidenſchaftlichen Ton des Arabers ſanfter ſtimmen — erreicht aber nur das Gegentheil.

Die Laune des Safur iſt ſo gereizt, daß er ſich ſofort in gewagten Behauptungen verhaspelt und immer kühner wird — ſtatt ſanfter.

„Sieh," ſagt er, „es liegt mir nicht blos daran, alles das zu genießen, was das einfache Volk auch genießen kann. Früher ſuchte ich meine Zunge und meine Fingerſpitzen auszubilden und glaubte damit was Beſondres zu thun. Heute will ich viel mehr. Ich will das Unſinnige, das Tolle, das Unverſtändliche, das Unbegreifliche, das Ueberſinnliche — genießen. Verſteh mich recht: ich will nicht blos all Das verſtehen — das Verſtehen ſcheint mir nicht ſo wichtig — genießen will ich das Alles. Ich will in die Welt der Geiſter dringen, und ich will genießen, was nur die Geiſter genießen können."

Der Inder meint, daß das ſehr ſchwer ſei und die Ausbildung ganz beſondrer Nervenkräfte verlange. Er glaube auch, daß derartige Anſtrengungen den Körper und den Geiſt zerrütten müßten.

Aber da läßt ſich der Araber nicht bange machen — weiſt allerdings die Anſtrengungen vornehm ab — anſtrengen will er ſich durchaus nicht.

Das findet nun der Inder wieder ſehr drollig. Lächelnd — etwas ſehr überlegen — erwidert er folgendermaßen:

„Die Araber ſind doch ſehr merkwürdig. Sie kommen aus ihrer Wüſte mit ihren Schwertern und Lanzen wie ein Heuſchreckenſchwarm heraus und bilden ſich ein, daß ſie Alles gleich mit Beſchlag legen könnten — nur weil ſie kräftige Arm- und Beinmuskeln beſitzen. Ihr wollt überall nur genießen — Alles — Alles! Ihr wollt nicht blos eſſen und trinken, ihr wollt auch gleich alle Religionen genießen, auch alle Künſte — ſelbſt das Unverſtändliche und das Unverſtändige. Ihr traut doch Eurem guten Magen ein bischen zu viel zu. Lieber Safur, von Dir hat mir Battany viel erzählt. Du biſt ohne Frage ein ſehr gebildeter Menſch — gereizter denn Viele. Daß Du aber jeder Anſtrengung, jeder Müh und Arbeit ſtreng aus dem Wege gehen willſt — das wird Dein Untergang — Du müßteſt in großen und langen Gedichten Deine Gereiztheit zu löſen trachten — das thuſt Du natürlich nicht — Du biſt ja ein viel zu vornehmer Araber, der nur genießen will, der nur den Genuß für berechtigt hält — — — als wenn der Genuß einem Dichter wie eine reife Frucht in den Schooß fiele.“

Der Inder muß herzhaft lachen.

Er ſpricht noch in läſſigem Tone über religiöſe

Uebungen, Faſten, Roſenkranz, Selbſtgeißelung, Gebet und geſchlechtliche Enthaltſamkeit — wird dann aber ſchweigſam, da Safur verächtlich die Mundwinkel runterzieht. —

Die Beiden können ſich nicht mehr verſtändigen. Safurn kommt's ſo vor, als wär er bei Osman, der immerfort das Dſchinnengedicht von ihm verlangt — und er empfindet eine heftige Abneigung gegen den indiſchen Dichter. Es trennen ſich die Beiden, wie Battany naht, noch viel froſtiger, als ſie ſich begrüßten.

— — — — — — — — — — —

Safur erlangt bei Battany ſehr raſch, das, was er wollte.

Höchſt vergnügt und ſtolz wallt er mit drei dicken Goldrollen davon — zu ſeiner Tarub.

Draußen auf der Landſtraße hört er noch ein paar Adler auf einer Palme ſo zitternd pfeifen, als hätten auch ſie Gold bekommen — Gold . . .

— — — — — — — — — — —

Der Inder aber erkärt dem Battany unumwunden, daß er von Safur Garnichts halte — aus dem hätte mal was werden können, wenn er mal zu den Füßen eines Meiſters geſeſſen hätte — jedoch jetzt würde aus ihm Garnichts mehr — dem Safur fehle ſowohl der religiöſe wie der künſtleriſche Ernſt — er hätte als Nabob geboren werden müſſen.

Der Inder wird ganz aufgebracht, ſagt dem Battany ganz derb über das Araberthum ſeine Meinung und ſchließt erregt:

„Lieber Battany! In Safurs Genußwuth liegt eine gewiße Frechheit. Es iſt unverſchämt, dort mühelos genießen zu wollen, wo Andre nur im ſauren Schweiß ihres Angeſichts kärglich Früchte ſammeln dürfen. Safur wird noch für ſeine Frechheit beſtraft werden — ſeine Art, ſich zu benehmen, iſt übrigens empörend!“

Nun — Battany iſt durch dieſe Eröffnungen nicht ſehr entzückt — ladet aber, ohne zu erwidern, alle Inder, die er mitgebracht hat, zum Abend auf die Sternwarte.

Er prophezeit eine Mondfinſternis.

Stolz ruft er:

„Heute bin ich ein Prophet!“

Und feuriger Wein muß die ſchlechte Laune des indiſchen Schauſpieldichters raſch fortſchwemmen.

— — — — — — — — — — —

Am Abend ſtehen die Inder mit Battany auf dem fünfeckigen Altane der Sternwarte und ſchauen in den Vollmond.

Abu Maſchar iſt auch auf dem Altane.

Und der Mond verfinſtert ſich wirklich.

Die Inder verneigen ſich vor dem arabiſchen Aſtronomen.

Abu Maſchar ſteht ſteif wie ein Stock.

Battany iſt empört darüber.

Der Sterndeuter ſagt aber leiſe flüſternd:

„Lieber Freund, was haſt Du nun erreicht? Du weißt wieder etwas, das des Wiſſens nicht würdig iſt. Ob der Mond hell oder dunkel iſt, bleibt ſich ſo

ſchrecklich gleich, daß ich über Deine Freude lachen muß.“ —

Und der Sterndeuter geht langſam davon auf ſeinen Mittelthurm, will wieder rechnen.

Battany ſieht dem alten Kräkler wüthend nach.

Dann aber blickt der große Aſtronom ſtarr in den immer dunkler werdenden Mond und wird ſtolzer — immer ſtolzer — er ballt die Fäuſte — ſeine Augen funkeln — — — ſeine Rechnungen ſtimmen!

Das zwanzigſte Kapitel.

Die Lehmkathe am Tigrisſtrande iſt ſehr hübſch.

Da lebt die Tarub mit ihrem Safur anfänglich viel friedlicher als in Bagdad.

Der Tigris iſt da ſo breit und groß.

Wenn man vor der Thüre der Kathe ſteht, die auf einem Hügel erbaut iſt, ſo überblickt man eine große dunkelblaue Waſſerfläche.

Die Palmen am gegenüberliegenden Ufer erſcheinen ganz klein, ſo breit iſt der Strom.

In Bagdad laſſen die vielen reichbewaldeten Inſeln den Tigris viel kleiner erſcheinen.

Safur ſteht vor ſeiner Thür und blickt hinaus in die große Waſſerwelt, über die ein friſcher Wind hinſtreicht, ſodaß kleine weiße Schaumkämme das dunkle Blau der Flut durchſtreifen.

Unten am Ufer plätſchert's und gurgelt's — was ſich ſehr luſtig anhört.

In die Außenwände der gelbbraunen Lehmkathe ſind rothe Thonplatten eingelegt, in die einſt unförmliche alterthümliche Figuren eingeknetet wurden; was die Bilder darſtellen ſollen, kann man nicht mehr ordentlich erkennen.

Auf dem Dach des Hauſes ragt wie eine kleine Pyramide ein dunkelbraunes Zelt in den blauen Himmel.

Ein paar rieſige Palmen ſtehen rechts, links und hinten auf dem Hügel; Adler niſten in den Kronen der Palmen.

Vor dem Hauſe iſt ein großer viereckiger Platz ganz mit rothen Ziegelſteinen ausgelegt, die ſchon recht ausgetreten ſind.

Unten am Ufer wächſt hohes Schilf.

Mächtige roſablühende Oleanderbüſche und weißblühende Myrthenbüſche umwuchern den ganzen Hügel.

Und oben rings um die alte Kathe blühen unzählige weiße Roſen, die duften wunderbar.

Safur ſchaut hinaus in die blaue Waſſerwelt — die weißen Schaumkämme und die weißen Möven ziehen ſanft über die Flut — wie Geiſterhände.

In den Kronen der Palmen pfeifen leiſe die jungen Adler; der Dichter glaubt, es ſeien Töne aus einer andren Welt.

Er denkt dabei an ſeine großen Wüſtenreiſen — an Damaskus und Kairo. In ſeinen Gedanken reitet er wieder hoch zu Roß neben den Kameelen der Karawane durch die einſame Wüſte wie ein Beduine — mit ſuchendem Auge und horchendem Ohr — wieder geht das Geſumm und Geſurr durch die Luft; die Sterne funkeln, die Dſchinnen locken und rufen, in der Ferne klingen hell die blitzenden Damaszenerklingen, die Roſſe wiehern, der heiße Sand knirſcht — und überall ſummt's und ſurrt's von Käfern und Nachtfaltern — und die Dſchinnen reiten ſchneller —

Safur ſchrickt zuſammen und hält die Hand vor den Augen.

Von der blauen Pracht des großen Stromes, der unten rauſchend vorüberzieht, ſieht und hört der Dichter Nichts mehr.

An das Waſſer iſt das Auge des Arabers nicht gewöhnt; das Auge des Arabers iſt nur gewöhnt, von Wüſten und von Paläſten — zu träumen, in die wirkliche Welt blickt es nicht gern hinein — als wenn's ſich vor der blendenden hellen Sonne fürchten müßte.

Drum wirkt der große Tigris auf den Safur garnicht befreiend — garnicht groß.

Anfänglich iſt der Dichter in viel beſſerer Stimmung — es iſt ihm ſo Vieles am Ufer des Tigris neu.

Die Tarub iſt auch viel verträglicher.

Safur wird ſogar wieder ein bischen luſtig und neckt ſeine Köchin, daß ſie lachen muß.

Er neckt ſie aber ſo oft, daß ſie ſich eines Tags drüber ärgert und zornig ſagt:

„Ach, hab' Dich nicht immer ſo albern!“

Na — da iſt es denn wieder mit der Neckerei zu Ende; Safur iſt wieder verletzt.

Aber — es geht noch.

Safur zieht morgens gewöhnlich mit einem langen Speer, mit Pfeil und Bogen, mit Schwert und Dolch auf die Jagd.

Abends angelt der Dichter.

So kommt's, daß die Beiden nicht Mangel leiden.

Datteln, Bananen und Feigen giebt's auch in der Umgegend.

Und Battany ſchickt in jeder Woche Brot und Wein.

Der Tarub iſt nur das Leben ein bischen zu einſam.

Safur iſt auch ſo ſchweigſam und in ſich gekehrt, daß ſie ſich ihm nicht gern nähern mag.

Sie ſcheuert daher ihre neue Küche mit großem Eifer, putzt ihre Töpfe, Taſſen und Krüge, wiſcht den Ziegelboden täglich mit Waſſer ordentlich auf, vernichtet das Ungeziefer, wo ſie's nur findet, kocht und näht, ſingt und wäſcht, klopft die Teppiche, die ſie ſich in Bagdad kauften, mit größtem Geräuſch jeden Morgen aus, pflanzt Bohnen und Salat, begießt die weißen Roſen und melkt ihre Ziege — die berühmte Köchin iſt geſchäftiger denn je — ſteht nie ſtill.

Allerdings — ihre Küche kommt ihr recht klein und ärmlich vor — mit ſtillen Thränen denkt ſie oft an Saids große Küche, in der ſo bequem die Pumpe gleich bei der Hand war — denkt auch an ihre Küche in der langen Straße mit Wehmuth.

Indeſſen — den Safur läßt ſie davon Nichts merken.

Ja — die Einſamkeit!

Der Tarub iſt oft ſo zu Muthe, als wäre ſie in ein Gefängnis eingeſperrt worden — trotzdem es doch am Tigris ſo frei und luftig iſt wie ſelten wo — aber der Natur bringt die berühmte Köchin nicht eine beſondre Liebe entgegen — es iſt ihr zu ſtill in der Einſamkeit.

Dem Safur iſt dagegen das Leben in der Natur beinahe zu laut — überall glaubt er Geiſterſtimmen zu hören — er ſpricht oft zu ſich ſelbſt — und ſchrickt

zuweilen heftig zusammen — seine Augen blicken nicht mehr kühn gradaus — sie haben eher was Scheues.

Als daher nach einigen Wochen auf flinkem Segelboot die beiden Geographen Kodama und Hamadany der Lehmkathe einen Besuch abstatten, werden sie ganz freundlich empfangen.

Bei einem guten Becher Weins lenkt Kodama, der eigentlich in Osmans Auftrage gekommen ist, das Gespräch vorsichtig auf die alte Sphinx der Aegypter.

Indeß — Safur will von der Sphinx Nichts mehr wissen, der Dicke hat sie ihm verleidet; das Zwitterhafte in der Sphinx, das der Dichter anfänglich garnicht sah, berührte ihn sehr unangenehm, als er's bemerkte. Seine Dschinne hat mit der Zeit wieder ein andres Gesicht bekommen — das ähnelt jetzt eher dem einer ägyptischen Prinzessin, deren Seele verdammt ist, immerfort auf der Erde herumzuwandern und um einen verlorenen Ring zu klagen — Safurn ist's oft schon so gewesen, als habe sie ihn gebeten, den Ring zu suchen — was er dann auch that — sehr zum Aerger der Tarub — denn wenn er den Ring suchte, pflegte er nie ein Stück Wild heimzubringen . .

Der dicke Kodama hört also nichts Besondres, wie er von der Sphinx spricht, wird demnach allmählich deutlicher, will was von der Antarsage wissen und kommt so schließlich auf Safurs Dschinnengedicht.

Seltsamer Weise ist da der Safur gleich Feuer und Fett, die Flammen der Begeisterung lodern hoch empor, und der Dichter redet mit einem Eifer von dem

Gedicht, daß der ziemlich vertrauensſelige Kodama gleich glaubt, Safur habe wirklich angefangen, das große Gedicht zu ſchreiben.

Dem iſt natürlich durchaus nicht ſo.

Safur redet nur über das Dichten im Allgemeinen, führt aus, daß eine wahrhaft treffliche dichteriſche Arbeit ſo wirken müſſe wie ein feines Brokatgewand, das von jedem andren Standpunkt aus ein andres Geſicht — eine andre Farbenſtimmung — zeige — — — das ſei auch der Grund, weswegen ihm jetzt ſo oft ſeine Dſchinne mit einem ganz andren Kopfe, mit ganz andren Händen — ganz anders gekleidet erſchienen ſei.

Kodama iſt bald der Meinung, daß Safur ein ſchier unendliches Gedicht geſchrieben habe, und fährt höchſt befriedigt nach Bagdad zurück, um dem Osman dieſe freudige Botſchaft mitzutheilen.

Hamadany bleibt als Gaſt in der Lehmkathe noch über acht Tage, und als auch er nach Bagdad zurück will — kommt grade der Abu Hiſcham mit dem Abu Haniſa an, und die Beiden verhindern natürlich den Hamadany, nach Hauſe zu fahren.

Der alte Philoſoph Abu Hiſcham iſt in ſo prächtiger Laune, daß es bald wieder hoch hergeht — wie früher zu Bagdad in der langen Straße.

Alles, was in der Kathe eßbar und trinkbar iſt, wird an zwei Tagen vertilgt — und dann iſt wieder — die Noth da.

Diesmal hat aber die Noth einen recht luſtigen Anſtrich.

Wie am dritten Tage die Tarub den drei Gästen und ihrem Dichter — Ziegenmilch, Bananen, Feigen, sieben Möveneier und weiter Nichts vorsetzt — verschwindet das Alles furchtbar schnell — Safur ißt nur ein einziges Ei, sieht sich verwundert nach mehr um — sagt aber Nichts.

Jedoch die Tarub fragt mit ganz ernstem Gesicht: „Nun, seid Ihr schon satt?“

Da werden die Gesichter der vier Männer ganz anders — und — und — nach einer Pause brechen plötzlich alle Vier in ein so fürchterliches Gelächter aus, daß sie Magenschmerzen bekommen — nur vom Lachen.

Es wird wieder gemüthlich bei der Tarub.

Die drei Gäste gehen nicht fort, sie gehen mit Safur auf die Jagd — und des Abends hocken sie vor der Thür auf den rothen Ziegelsteinen, essen und trinken, was da ist — reden tiefsinniges Zeug!

Das Gespräch wird stets von den jüngeren Gelehrten — von Hamadany und Aba Hanifa — in Fluß gebracht. Die Tarub redet oft altklug mit; die jungen Leute wollen so Manches wissen, was die Tarub weiß.

Safur ist gemeinhin sehr einsilbig.

Abu Hischam ist zumeist zu lachlustig. Trotzdem spricht er zuweilen noch über die schwierigsten Fragen.

Er erklärt den jungen Gelehrten, daß diese Welt garnicht wirklich da sei, daß kein Mensch wirklich da

sei, daß nichts da sei, daß Alles nur Trug und Schein sei, und empfiehlt, diese Weisheit immer im Kopfe zu behalten — besonders dürfe man diese Weisheit nicht vergessen, wenn's Einem mal schlecht gehe — denn sage man sich in solchen schlechten Zeiten, daß man eigentlich garnicht lebe, daß die Welt nur ein leeres Nichts, daß demnach die schlechte Zeit auch nur ein leeres Nichts sei — so werde man bald über die Noth schrecklich lachen müssen.

„Lachen," sagt Abu Hischam, „lachen muß der Mensch zu allen Zeiten, und trinken muß der Mensch, wo er nur kann. Lachen und trinken ist die Hauptsache."

Zuweilen wurde der Philosoph von den jungen Gelehrten veranlaßt, einige Worte über die Entwicklung zu reden — und dabei pflegte dann der lachlustige Zecher ernster zu werden — er erinnerte sich an die vielen Gespräche, die einst auf Battanys langer Barke so heftig die Gemüther erregt hatten — das war schon fast vier Jahre her — — — und die Erinnerung stimmte den alten Philosophen sehr ernst.

Er war's ja gewesen, der einst den Bund der lauteren Brüder feierlich gründete, aus dem jetzt so ganz was Andres wurde — die Inder hatten sich reingemischt und die Aegypter ebenfalls — und an den Gründer des Bundes dachte kein Mensch mehr.

Wie schnell sich die Zeiten ändern!

Abu Hischam schimpfte oft auf den Abu Maschar, der immer behauptete, daß die Welt unveränderlich sei . . .

Safur wird immer ſchweigſamer, er ſieht ſo leidend aus — — —

Man beſucht öfters die in der Nähe wohnenden Eremiten — und Abu Hiſcham redet dort wieder ſo vom Bunde, als wenn er bei der ganzen Geſchichte noch was zu ſagen hätte.

Abu Hanifa, der ſehr boshaft iſt, bittet dann immer den Philoſophen, ja keine Geheimniſſe mitzutheilen — er, Abu Hanifa, könne beim beſten Willen weder ſchweigen noch lügen — — —

Dafür fragt dann gewöhnlich der Philoſoph den Safur, ob der ihm nicht ſagen könne, wie indiſche Pfauenpaſtete ſchmecke — er, als Feinſchmecker, müſſe das doch wiſſen.

So wird Safur, der Feinſchmecker, zur Zielſcheibe des Spottes —

Der Dichter ärgert ſich drüber — nicht blos, weil er ſeiner Armuth wegen verſpottet wird — ſondern weil er an die Zeiten, in denen er ſich als „Feinſchmecker“ wohlfühlte, nicht gern erinnert ſein mag.

Das Feinſchmeckerthum kommt ihm jetzt ſo ſchrecklich roh und dumm vor — er iſt ja ſchon an ganz andre Genüſſe gewöhnt — er verkehrt mit Geiſtern, mit Weſen aus einer anderen Welt; und dieſer Verkehr iſt denn doch für ihn ſo genußreich, daß dagegen alle Paſteten und alle Weine der Erde Nichts ſind.

Der Beſuch der drei Brüder iſt dem Dichter recht läſtig.

Nachts, wenn die Sterne glitzern und funkeln,

ſtiehlt er ſich oft heimlich aus der Kathe fort und fährt mit ſeinem Nachen auf den Strom hinaus.

Und in der Dunkelheit auf den plätſchernden Wellen des Tigris ſieht der Dichter wunderliche feine Geſtalten vorüberſchweben — und er hört Stimmen — laute und leiſe — die locken und rufen — die Möven krächzen dazu — die Wellen des Tigris plätſchern und gurgeln — es iſt ſo Vieles zu hören!

Das einundzwanzigste Kapitel.

Und eines Morgens kommt langsam Battanys lange Barke den Tigris hinauf und landet ebenfalls in der Nähe der Lehmkathe.

Osman, Kodama, Abu Maschar und der alte Jakuby — entsteigen — der langen Barke.

Tarub freut sich natürlich schrecklich über den neuen Besuch — Safur schneidet ein sauer und süßes Gesicht — das hilft ihm aber nicht.

Er hat nun sieben lautere Brüder als Gäste in seinem Hause — die vier zuletzt angekommenen bringen so viel zu essen und zu trinken mit, daß sich die Tarub gar nicht zu lassen weiß vor Aufregung und Freude.

Osman hat auch ein paar chinesische seidene Fenstervorhänge mitgebracht, die ganz mit bunten Blumen und noch bunteren Vögeln bestickt sind.

Die Tarub hatte nämlich dem Kodama über die eisernen Kraten vor den Fenstern geklagt, hatte ihm gesagt, daß die Kraten, die der wilden Tiere wegen nothwendig waren, in ihr stets ein unbehagliches Gefühl aufkommen ließen — als wenn sie sich im Gefängnis befände.

Daher — Osmans seidne Vorhänge!

Osman ist immer schrecklich aufmerksam.

Tarub freut sich — wie 'n Kind.

Und der alte Jakuby hat fünf eiserne Flammenschalen mitgebracht — nebst fünf eisernen Dreifüßen — der alte Geograph ist der Meinung, daß man nur bei der richtigen Beleuchtung gemüthliche Feste feiern kann — welcher Meinung Alle bereitwilligst beipflichten.

Die Stimmung ist bald eine recht gehobene.

Und abends steht der Vollmond über dem Tigris und glänzt — glänzt festlich.

Vor der Lehmkathe flackern fünf mächtige Flammen.

Safur und Tarub sitzen vor ihrer Thür auf dem viereckigen, mit rothen Ziegeln gepflasterten Platze, von dem aus man den breiten, im Mondlicht glitzernden Strom wohl überschauen kann. Und dort sitzen auch die sieben Gäste. . . .

Die Gesellschaft bildet einen wohl abgezirkelten Kreis.

Man ißt mekkanische Hühner, indische Schnecken, Antilopenschinken und Bagdader Marzipan und trinkt wieder den köstlichen Wein aus Bassora dazu.

Und man gedenkt der Abende bei Said ibn Selm, wird ein bischen wehmüthig, bleibt aber trotzdem guter Dinge.

Daß Al Battany, der all die eß- und trinkbaren Herrlichkeiten hersandte, selber nicht mitmacht und daheim bei seinen Indern blieb, vermag die Stimmung nicht zu verschlechtern.

Die Abwesenheit des alten Suleiman, der sich in so auffälliger Weise ganz von den lauteren Brüdern

zurückzog, wird schon eher mit schmerzlichem Gefühl empfunden.

Der Wein macht natürlich die Gesellschaft sehr lebhaft — Alle reden und erzählen und haben sich so Vieles zu sagen. . . .

Nur Safur bleibt schweigsam — er trinkt auch nicht.

Und da kommt denn der Augenblick, in dem Osman nach Safurs Gedicht fragt.

Drauf erst tiefes Schweigen in der Runde.

Als Safur ruhig sagt, daß er augenblicklich noch Nichts geschrieben habe, in einigen Wochen aber „vielleicht" anfangen könnte — da wird's so still, daß man sogar die Adler oben in den Palmen leise pfeifen hören kann.

Die hiernach folgenden Auseinandersetzungen sind nicht grade sehr erquicklich.

Kodama sagt höchst ärgerlich:

„Da hört sich doch Alles auf!"

Abu Maschar und Jakuby schütteln bedenklich den Kopf.

Osman ist empört und recht grob, erklärt die Unfruchtbarkeit eines begabten Dichters für das größte Uebel der Welt.

Abu Hischam redet sehr altklug mit, salbungsvoll bemerkt er:

„Nichts ist so gefährlich wie die Nichtsthuerei — sie allein hemmt die Entwicklung der Menschheit. Durch Nichtsthun kommen wir nicht weiter, das prägte mir bereits meine liebe Großmutter in frühester Jugend ein. Die Faulheit ist ein Laster. Nur das unermüdliche

Weiterſtreben kann der menſchlichen Geſellſchaft förderlich und nützlich ſein. Meine Freunde, ich erinnere Euch an die Geſellſchaft der lauteren Brüder, der wir doch Alle angehören — wäre die Geſellſchaft, die nun bald vier Jahre beſteht, wirklich im Stande geweſen, in die Entwicklung der großen Geſellſchaft, die wir die Menſchheit nennen, mit Erfolg thatkräftig eingreifen zu können — wenn wir Nichts gethan hätten? — Nie und nimmer, meine Freunde. Die Nichtsthuerei iſt daher ein ſchändliches nichtswürdiges Laſter, das wir mit allen Kräften, die uns zu Gebote ſtehen, bekämpfen und unterdrücken müſſen."

Schallendes Gelächter belohnt dieſe köſtliche Rede.

Und Osman ruft ärgerlich:

„Na, Du ſei doch man ſtill!"

Und Abu Hiſcham iſt es — er trinkt — trinkt lange.

Safur jedoch, der ſich das Lachen augenſcheinlich abgewöhnt hat — denn er lachte wieder mal nicht — erwidert dem Abu Hiſcham mit ganz ernſter Miene:

„Lieber Abu Hiſcham, Du biſt vollkommen im Irrthum, wenn Du glaubſt, daß diejenigen Menſchen, die immer was thun müſſen, um ſich die Zeit zu vertreiben, die Entwicklung der Menſchheit fördern. Arbeiten kann ſchließlich Jeder — das iſt nichts Beſondres. Du glaubſt wohl, Dichten ſei auch nur Arbeiten, nicht wahr? Nein, Dichten und Arbeiten ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Wer wirklich was hervorbringen will, das die Menſchheit fördern kann — der muß einem fernen, unerreichbaren Ziele zuſtreben. Wer das nicht thut, wird nichts Beſondres thun. Wenn ich blos

ein Gedicht ſchreiben wollte, wie's jeder dumme Tofaily fertig bringen kann, ſo dürft' ich mich nur gleich begraben laſſen. Ich will mehr — ich will das Unmögliche, das Unbeſchreibliche, das Große, das Bedeutende — das wird aber nicht in einem Tage geboren — das wird vielleicht nie geboren — doch man ſoll dem Unmöglichen nachſtreben — nur ſo kann was Neues entſtehen. Ich arbeite nicht — ich dichte. Und was ich mache, geht Euch Garnichts an. Kümmert Euch doch um andre Dinge. Für Euch iſt ja doch nur der ein berühmter Mann, der ein paar tiefe Gedanken in den Dreck ziehen und zu gewöhnlichen Gedanken machen kann. Ihr ſeid's wahrlich nicht, die die Entwicklung der Welt fördern. Ihr habt nur immer an mir gezehrt und Euch mit meinen Witzen gebrüſtet. Ihr habt nie gewußt, was Ihr von mir halten ſolltet. Nennt mich doch unfruchtbar! Nennt mich doch, wie Ihr wollt. Es iſt ſchon zu viel, daß ich Euch Red' und Antwort ſteh'. Ihr rennt dem Erreichbaren nach — das thut die Tarub auch — natürlich — Tarubs Brüder ſeid Ihr — nicht lautere Brüder. Ganz Bagdad iſt für mich Tarub — die ganze Welt, die Ihr mit Euren ſtumpfen Sinnen ſehen und begreifen könnt, iſt für mich nur Tarub. — Ich aber will in eine andre Welt, in die Ihr nie hinein könnt!"

Da murren die lauteren Brüder, und man muß befürchten, daß es am Strande des Tigris ſehr — ſehr ungemüthlich wird.

Zum Glück ergreift wieder der luſtige Abu Hiſcham das Wort, ſtreichelt Tarubs Zopf und ſagt:

„Nun, liebe Tarub, sei nur nicht traurig, daß Du auch „Tarub“ bist. Bagdads berühmte Köchin zu sein, ist auch ein Verdienst. Mit dem großen Dichter Safur kannst Du Dich natürlich nicht vergleichen, der ist ja Bagdads berühmter Dichter. Aber wenn ich zwischen Euch wählen sollte, so nähm' ich doch die Köchin lieber als den Dichter — bei der Köchin weiß ich doch immer, was ich habe. Wo bliebe die Litteratur, wenn's keine Tarub gäbe? Freunde, seien wir nicht traurig, daß wir von Safur „Tarubs Brüder“ genannt wurden! Wir wollen gern den Namen „Tarub“ tragen. Die Tarubs werden die Entwicklung der Welt besser fördern als die Safurs. Darum wollen wir zwei volle Becher auf Tarubs Wohl trinken!“

Lachend geschieht's.

Tarub ist gerührt.

Die Stimmung der Gesellschaft wird wieder besser — doch da fängt der Kodama wieder an, sagt der Tarub:

„Du, weißt Du auch, daß Safur in Bagdad Deinen Namen thatsächlich als Schimpfwort gebrauchte? Wenn er einen Tofaily beleidigen wollte, nannt' er ihn Tarub. Wo Andre „Esel“ riefen, rief Safur „Tarub!“

„Sieh, sieh!“ fällt da schnell der auch boshafte Abu Hanifa ein, „gehörst Du ebenfalls zur Familie Tarub? Das hätt' ich garnicht gedacht! Du vertheidigst ja die Tarub vortrefflich! Hetz' nur schön! Du bist wohl Tarubs Großmutter, nicht wahr?“

Nun legen sich die Andern ins Mittel und stellen die Ruhe nothdürftig wieder her.

Abu Maſchar ſchüttelt immer den Kopf, er verſteht den Safur nicht mehr; den hielt er für ſeinen Freund und muß nun bemerken, daß dieſer Freund ihn nie verſtand. Der Prophet ſeufzt.

Jakuby erzählt von dem Einfluß der Inder auf Battany — der kleidet ſich jetzt ganz und gar nach indiſchem Muſter.

Die Tarub weiß nicht recht, ob ſie dem Safur oder dem Kodama zürnen ſoll; des Letzteren Rede hat ſie nicht ordentlich begriffen — — —

Hamadany iſt außerordentlich liebenswürdig zur Tarub, hilft ihr die übrig gebliebenen Theile der Antilopenſchinken in die Küche tragen, ſo daß die Tarub wieder luſtig wird.

Osman möchte gern noch ein bischen auf dem Tigris herumfahren.

Safur iſt ſofort bereit, erzählt aber einem plötzlichen Einfalle folgend mit großer Begeiſterung von der alten, längſt verfallenen Stadt Babylon — von der dort befindlichen Beluspyramide und von den beiden Rieſen Harut und Marut, die in dieſer Pyramide der Sage nach an den Beinen aufgehängt ſein ſollen.

Dieſe Geſchichte bringt die Geſellſchaft auf andre Gedanken. Man wird neugierig.

Und als Safur den Vorſchlag macht, auf der langen Barke gleich mal nach Babylon zu fahren, willigen Alle ein — trotzdem Babylon mehrere Tagereiſen entfernt garnicht ſo leicht zu erreichen iſt.

Tarub iſt natürlich ſehr traurig, daß ſie zu Hauſe bleiben ſoll — doch ſie fügt ſich.

Man trinkt noch kräftig und steigt dann schwankend in die Barke, nimmt Lebensmittel für einen Monat mit und segelt, wie die Sonne aufgeht, mit gutem Winde durch den kürzlich wiederhergestellten Kanal dem Euphrat zu — nach Babylon.

Tarub sieht lange ihren sieben Gästen und ihrem Safur nach.

— — — — — — — — — — —

Da der Wind den acht lauteren Brüdern günstig ist, sind dieselben am zehnten Tage bereits mitten in den Ruinen Babylons.

Hamadany behauptet gleich, daß er, wär' er als alter Babylonier zur Welt gekommen, das Schicksal der alten Stadt hätte voraussagen können.

Er prophezeite auch der jungen Stadt Bagdad den Untergang, denn Bagdad verdanke ebenso wie Babylon nur „zufälligen Zeitumständen" und Machtverhältnissen seine Entstehung und Bedeutung — beide Städte seien nicht wie Byzanz durch ihre natürliche Lage sondern durch die Willkür kurzsichtiger Machthaber groß geworden.

Es war sehr lustig anzusehen, wie die arabischen Gelehrten in ihrer modernen Bagdader Tracht zwischen den Ruinen herumkrochen. Der wie gewöhnlich sehr ruppig gekleidete Philosoph Abu Hischam schien der Gegend noch am besten angepaßt zu sein — aber die schwarzen Kaftane des Jakuby, Hamadany und Abu Hanifa wirkten unter den Tempelsäulen, geflügelten Sphinxen, unter alten Urnen, Töpfen und Scherben sehr fremd-

artig. Die braunen baumwollenen Kleider des dicken Osman nahmen sich ebenso drollig aus wie Kodamas schwarze Sammetjacke. Selbst die Beduinengewänder des Abu Maschar und des Safur schienen hier nicht herzugehören.

Wie die drei weißen Turbane leuchteten!

Wie lustig Jakubys violetter Turban von dem gelben des Kodama abstach!

Safur sprach fast kein Wort und ging gewöhnlich seine eigenen Wege .... wären ihm die Andern nicht immer in einiger Entfernung gefolgt, man hätte ihn verloren.

Er bestieg auch allein die Beluspyramide — die Andern warteten unten.

Allmählich wurde jedoch Safurs sieben Freunden recht verdrießlich zu Muthe.

Des Dichters gereizte Stimmung übertrug sich.

Man aß noch am Fuße der Pyramide bei Mondschein ein bescheidnes Abendbrot, das vornehmlich aus Brot und Früchten bestand, bewunderte die Pyramide, deren Spitze längst fort war und dadurch einen klotzartigen Eindruck machte, schlief unter den mitgebrachten Zelten so leidlich und rüstete am nächsten Morgen zur Heimkehr.

Nach längerem Suchen fand man die lange Barke wieder, schiffte sich ein und segelte nach Hause.

Indessen die Barke war schwerer als bisher.

Es stellte sich nämlich heraus, daß Jeder eine ganze Masse Scherben, alte wunderlich geformte Eisen-

ſtücke, Oellämpchen, Alabaſterfiguren, Thonziegel mit babyloniſcher Schrift u. ſ. w. in ſeinen Gewändern verborgen gehalten und in die Barke mitgenommen hatte.

Kodama hatte ſogar einen alten Siegelring gefunden, der allgemeine Bewunderung erregte.

Die Folge dieſes Sammeleifers war eine Ueberlaſtung des Kahnes.

Auf der ganzen Rückreiſe mußten die Sklaven fortwährend das Waſſer ausſchöpfen.

Safur ſprach zuweilen zu ſich ſelbſt und machte ein merkwürdiges Geſicht.

Offenbar paßte ihm die Geſellſchaft nicht im mindeſten, da Alle nur von den gleichgiltigſten alltäglichſten Dingen ſprachen — Abu Maſchar nicht ausgenommen.

Des Dichters Gereiztheit wurde ſo ungemüthlich, daß Kodama am ſiebenten Tage wütheud ausrief:

„Safur, wenn Dir unſre Geſellſchaft unangenehm iſt, ſo ſpring doch zum Kahn hinaus nnd geh zu Fuß zu Deiner Tarnb zurück. Das Ufer iſt ja hier dicht in der Nähe.“

Und was geſchah da?

Safur that, was ihm der dicke Kodama rieth — er ſprang wirklich raus aus dem Kahn — drückte dabei leider ſo heftig mit dem rechten Fuß auf die Bordkante, daß der Kahn Waſſer ſchöpfte und — und — verſank!

Na — dies Geſchrei!

Die ganze Geſellſchaft lag plötzlich im Waſſer.

Die Geſchichte iſt faſt unbeſchreiblich.

Osman fährt, während er noch mit den Wellen kämpft, wuthschnaubend auf den dicken Kodama los, schreit „Du naseweises Rindsvieh!“ und stuckst den Geographen so heftig ins Schilf, daß der mit dem Gesicht in den Morast fällt und natürlich dabei Stirn und Wangen, Augen, Nase und Mund so beschmutzt, daß man sich gar keine rechte Vorstellung davon machen kann.

Alle sind pudelnaß geworden.

Ertrunken ist Keiner, da die Barke dicht am Ufer fuhr.

Aber schmutzig sind Alle — brr! — sehr!

Man mag sich garnicht gegenseitig ansehen.

Und man schimpft natürlich auf den Safur — wie nur Wüthende schimpfen können.

Abu Hischam ist der Einzige, der lachen kann.

Safur ist verschwunden.

Dafür erscheinen ein paar Eremiten mit langen Stangen am Ufer.

Wie die ollen Eremiten die nassen schmutzigen Brüder schauen, müssen sie so lachen, daß ihnen die Thränen über die hohlen Wangen rollen.

Die Schiffbrüchigen müssen sich das ruhig gefallen lassen.

Der Kodama kriegt am meisten ab — er ist auch ganz kleinlaut.

Von Safur aber sieht man keine Spur; der ist vollkommen verschwunden.

Man beschließt, Safur und Tarub nie wieder zu besuchen.

Alle ſchwören ſich das zu.

Die Eremiten lachen ſich krumm dabei.

Die ſieben lauteren Brüder reinigen wüthend ihre Kleider — ihre ſchönen guten Kleider.

Die Barke wird mit Mühe gehoben.

Unzählige Schmutzflecke gehn nicht raus aus den Kleidern — ſchändlich! — gemein! —

Die Waſcherei nimmt gar kein Ende.

Das zweiundzwanzigste Kapitel.

Seine Freunde ist also Bagdads berühmter Dichter los — die kommen nicht wieder.

Jetzt hat er nur noch die Tarub, die sich natürlich nicht wenig wundert, als Safur ihr mittheilt, daß er sich mit den „Andern" erzürnt habe und daß die „Andern" schon nach Bagdad gefahren seien.

Der Tarub wird so schwül, sie will Näheres wissen, erfährt aber Nichts.

Sie sagt dann kurz:

„Das wird ja ein schönes Leben werden!"

Und nach diesen Worten geht sie in ihre Küche und wirthschaftet wieder herum, daß Alles klirrt und klappert.

Die Tarub muß immer arbeiten, sonst ist ihr nicht wohl.

Safur aber — fängt jetzt an zu dichten.

Das bereitet der Tarub natürlich eine große Freude.

Sie bedauert allerdings, daß Safur seltner auf die Jagd geht, auch nicht mehr angelt.

Das macht aber Nichts, denn Tarub angelt selbst.

Es giebt fast täglich Fische zu Mittag.

Leider ſchickt Battany nicht mehr Brot und Wein — das iſt ſehr peinlich!

Es dauert drum nicht lange, und die Tarub iſt wieder ſo wie in der langen Straße.

Doch Safur geht jetzt einfach fort, wenn die Tarub laut zu reden oder gar zu ſchimpfen beginnt.

Die Tarub wird, ſo unglaubwürdig das auch klingen mag, ſchließlich ſelber ſchweigſam.

Ein rührendes Zuſammenleben!

In der alten Lehmkathe wirds immer ſtiller.

Safur wird immer magrer.

Doch er fängt ſein Dſchinnengedicht wirklich an — auf prächtigem chineſiſchem Papier ſchreibt er die erſten Verſe — —

Indeſſen — er zerreißt gern das, was er ſchrieb.

Er fängt immer wieder noch mal an.

Mit dem Dichten will's garnicht ſo recht gehen.

Er kann nicht, er hat das Leben eines Schlemmers geführt — immer nur genoſſen — nicht gelebt, um dichten zu können — — — ſondern gelebt, um genießen zu können.

Was Safur dichtete, waren immer nur Gelegenheitsſcherze — mit denen er blendete — Längeres, Größeres hatte er nie fertig gebracht — demnach wollt' es jetzt mit dem Dſchinnengedicht nicht vorwärts gehen — wollte nicht.

Die Tarub wird neugierig.

Sie wundert ſich, daß Safur immer ſeine Verſe zerreißt — warum zerreißt er ſie denn?

Als Safur mal fort iſt, ſetzt ſie einzelne Papier-

theile, die sie in einer Ecke findet, wieder zusammen und liest:

„Ich sah Dich schon so lange nicht,
Wo bliebst Du nur?
Ich hört Dich auch so lange nicht.
Ach, Alles spricht,
Und die Königin der Wüste will da schweigen?
Nicht! Du sollst mir endlich Alles Alles zeigen —
Die ganze große Geisterwelt.
Ich sehne mich zu sehr!
Komm endlich zu mir her!"

Das war mit riesig großen Buchstaben geschrieben — aus der Schrift leuchtete Safurs Selbstbewußtsein wie eine große Sonne heraus.

Die Tarub versteht die Verse nicht.

Aber sie will wissen, wer die „Königin der Wüste" ist.

Safur sieht so mürrisch und gereizt aus.

Wie er wieder mal ein paar Verse zerreißt, sammelt die Tarub gleich nachher mit großem Eifer abermals die Papiertheile, setzt sie zusammen und liest:

„Zum König Saiduk bist Du gegangen?
Zum König mit den schwarzen Wangen?
Wilde Dschinne, komm' zu mir!"

Die Verse klären die Tarub nicht auf.

Sie wird auch gereizt.

Was will denn der Safur mit der Dschinne?

Die Geschichte ist der großen Köchin unbegreiflich.

Safur bleibt oft Tage lang fort —

Oft fährt er im Kahn den Tigris hinauf — ganz allein.

Zuweilen geht er auch auf die Jagd — bringt aber ſelten was mit.

Die Tarub wird mißtrauiſch und eiferſüchtig.

Eines Tages findet ſie wieder ein paar zerriſſene Verſe — die gingen ſo:

„Nun lach nicht mehr ſo ſchaurig!
Dein Lachen macht mich traurig!
Und ſprich zu mir ein Wort!
Das Schweigen tötet die Liebe.
Du ſollſt mich aber lieben —
Ach, hörſt Du mich denn nicht?“

Da regt ſich das Weib in der Köchin —

Sie wird eiferſüchtig und ſchleicht ihrem Dichter nach — doch ſie trifft kein Weib — nur ein paar alte Eremiten.

Die Eremiten forſcht ſie vorſichtig aus, hört jedoch Nichts von ihnen.

Safurs Augen ſehen ſo ſcheu aus.

Manchmal ſpricht er zu ſich ſelbſt ....

Da findet die Tarub eines Morgens im Kahne abermals viel zerriſſenes Papier, und auf all dem Papier ſteht immer daſſelbe — immer nur:

„Du biſt die Nacht!
Du biſt der Tod!“

Dieſe Worte beruhigen das Weib — denn dem wird's nun allmählich klar, daß die Dſchinne garnicht lebt, ſonſt könnt' er ſie doch nicht „Nacht“ und „Tod“ nennen.

Doch was fehlt denn ihrem Dichter?

Soll das der Anfang des großen Gedichts ſein?

Richtig — jetzt fällt der Tarub ein, daß er ein „Dſchinnengedicht“ ſchreiben will.

Sie wird ganz ruhig.

Auf einem nichtzerriſſenen Papierſtreifen ſteht:

„Und ewig bleibt ſie ſtill und ſtumm!
Ich dreh' mich müd' im Kreiſ' herum,
Die Dſchinne will mir Nichts ſagen.“

„Ha! Ha!“ ruft da die Tarub und ſchmeißt den Streifen fort — daß die Dſchinne Nichts ſagt, kommt der Köchin ſo ſchrecklich natürlich vor — jetzt iſt ſie nicht mehr eiferſüchtig — ganz und gar nicht.

Doch ſie fühlt ſich jetzt einſamer denn je.

Die Einſamkeit iſt ihr gräßlich.

Und ſie ſehnt ſich nach Bagdad zurück.

Mit dem Safur iſt es ja nicht mehr zum Aushalten, ſein Geſicht wird immer häßlicher — dieſe krauſen Stirnfalten! — dieſe dicke Unterlippe! —

Manchmal allerdings iſt der protte Bär recht in Sorge — Safur ſieht ſo krank aus.

Indeß — ſie kann um Safurs Dichterei willen nicht ihr ganzes Leben ſo hinfreſſen — das geht nicht!

Und Safur mag die Tarub nicht mehr anſehen; ihn berührt das Körperliche an ihr ſo unangenehm.

Er iſt ſehr höflich zu ihr, wünſcht aber innerlich, daß ſie recht bald nach Bagdad zurückkehren kann.

Als Köchin iſt ſie ihm jetzt Garnichts mehr.

Er mag nur noch ungern was Beſſeres eſſen.

Am liebſten ißt er Brot und Früchte.

In der Lehmkathe wird nun Alles ſo merkwürdig.

Die Menſchen da drinnen haben ſich Nichts mehr zu ſagen — ſie ſind einander fremd geworden.

Zank giebt's nicht mehr.

Einer geht am Andern vorbei, als wär' der nicht da.

Eines Tages kriegt die Tarub aus Bagdad einen Brief vom Schneider Dſchemil — ſie möcht doch zu ihm kommen und ſeine Köchin ſein, ſie ſoll's gut haben — er, der Schneider Dſchemil, ſei jetzt ſehr reich und wolle öfters Feſteſſen veranſtalten u. ſ. w.

Der Brief kommt der berühmten Köchin nicht ungelegen; ſie thut allerdings anfangs ſo, als wolle ſie Nichts vom Dſchemil wiſſen — aber wie Safur ihr ruhig zuredet, giebt ſie dem Boten, der ihr den Brief brachte, einen andern Brief mit, in dem ſie „Ja!" ſagt.

Und dann geht's ans Packen.

Dabei wird ihr allerdings ein bischen eigenthümlich — Safur iſt ihr doch noch nicht ſo ganz gleichgiltig — durchaus nicht!

Sie findet auch jetzt ein ſauber geſchriebenes Gedicht, das ſie noch mal heftig erregt — da ſteht geſchrieben, und es iſt nicht zerriſſen:

„Die Dſchinne ſingt:

Ja, unter Deinen weißen Roſen
Will ich heut Abend mit Dir koſen.
Horch auf meinen knatternden Peitſchenknall!
Oh! der donnert grauſig durchs Weltenall!
Wirſt ihn ſchon hören!
Ich will um Deine Liebe werben
Mit ganz beſondrem Wüſtenwitz.
Sieh! Die mich lieben, müſſen ſterben —
Und wen ich küſſe, trifft der Blitz!"

Noch einmal ist die Tarub wieder ganz Liebe zu ihrem Safur — noch einmal — unter den weißen Rosen.

Und Safur?

Der wird zuweilen so wehmüthig.

Er fühlt, daß die Tarub stets das schwere Bleigewicht war, das ihn, der immer in eine andre Welt hinauffliegen wollte, an die Erde fesselte — die Tarub war seine Sklavenkette.

Aber wenn mal diese Sklavenkette abriß — was dann?

Wird's zu seinem Heile sein?

Wirklich?

War die Sklavenkette nicht auch zu was gut?

Den Dichter fröstelt, als berührte ihn eine Todtenhand.

Jetzt kann er fliegen — in das andre Land.

Ist das aber nicht der Tod?

„Du bist die Nacht!
Du bist der Tod!"

Das murmelt leise der Dichter und fährt auf den Tigris hinaus — er will dichten.

Und er dichtet:

„Meine Wüstenbraut!
Mein dunkles Weib!
Komm und küß mich tot!"

Und dann wirft der Dichter all sein Papier und sein ganzes Schreibzeug ins Wasser — er will nicht mehr dichten — es wird ja doch Nichts.

Warum soll er auch dichten — warum?

Er will seine Dschinne sehen — seine Dschinne!

Es flüſtert in der Luft.

Safur horcht — und träumt und erſchrickt zuletzt, als ihn die Tarub vom Ufer aus anruft.

Der Kahn, der die Tarub nach Bagdad bringen ſoll, iſt angekommen.

Safur küßt ſeine Tarub noch einmal ſo ſtürmiſch — als wär's zum „letzten" Mal.

Und dann geht die Tarub fort — weinend.

Die weißen Roſen duften ſo wunderbar.

Safur ſteckt noch ſeiner Köchin ein paar weiße Roſen ins ſchwarze Haar und ſtreichelt ihren ſchwarzen Zopf.

Der Abendhimmel iſt gelb.

Bagdads berühmte Köchin hebt ſich prächtig vom Himmel ab — wie ein ehernes Standbild.

Safur liegt unten am Ufer und ſieht ſeine Tarub da ſtehen — vor dem gelben Himmel.

Und als der Kahn vom Ufer abgeſtoßen wird, fängt die Tarub furchtbar an zu weinen.

Safur weint auch.

Das dreiundzwanzigste Kapitel.

Ein leises Klingen geht durch die Luft.

Safur fühlt sich so frei.

Ihm ist, als würd' er plötzlich emporgetragen hinüber ins andre Reich.

So als wenn er schwebe, ist ihm jetzt.

Er hat das Gefühl, daß etwas Schweres von ihm genommen wurde, er fühlt sich erleichtert — so frei — so frei — garnicht mehr irdisch.

Eine wunderbare Seligkeit umfängt ihn.

Wie froh ist er, daß die Tarub fort ist!

Er sieht plötzlich seine Dschinne vor sich und sinkt auf die Kniee — schließt die Augen und fällt zurück.

Wunderbar duften die weißen Rosen.

Safur träumt von Wolken und von Huris.

Plötzlich hört er knatternden Peitschenknall — einen furchtbaren Donner!

Der Dichter will die Augen öffnen, kann aber nicht — er vermag nicht ein Glied zu rühren.

Und der Donner hört nicht auf.

Seine Dschinne ist da — er fühlt es.

Ein Pferd wiehert und dann lacht wer.

Ein hellblaues Licht blendet plötzlich des Dichters Augen.

Er sieht hinein und sieht seine Dschinne auf schwarzem Roß hoch aufspringen — ins blaue Licht hinein.

Die grauen Gewänder der Dschinne flattern und knallen; wieder donnert's!

Und die Dschinne reitet in den Himmel hinein; sie dreht sich um, ihre Peitsche saust knatternd durch die Luft.

Ein Stier springt empor — ein wilder Stier — der sprengt auch in die blaue Luft hinauf.

Safur erhebt sich — ein Sturmwind erfaßt ihn — und im nächsten Augenblick sitzt er auf dem Stier, und nun geht's der Dschinne nach.

Schwefelgelb wird die Luft.

Auf grauen Wolken rasen — der Dschinne Roß und Safurs Stier.

Ein Blitz zerreißt die gelbe Luft.

Aus tausend Kehlen lacht es.

Ueber die Wolken hin rast vor dem Stier ein unzählbares Reiterheer — König Saiduk mit seinen Dschinnen.

Und die Dschinne, die er verfolgte, stößt ihr Pferd in die Tiefe und schwebt zum König und umhalst ihn — Safur schreit — und da fällt er kopfüber von seinem Stier runter — in die Tiefe — sieht Nichts mehr — — —

Wie Safur erwacht, liegt er am Tigrisstrande, und der Vollmond leuchtet über den Wassern, und die weißen Rosen duften — — — — —

In einigen Wochen wird Safur ein ganz Andrer. Seine Augen liegen hohl im Kopf, und sein Leib ist abgemagert — wie ein Gespenst geht er am Strande auf die Jagd. —

Oft sieht er Hyänen.

Unstät ist sein Blick, scheu — als hätt' er ein Verbrechen begangen.

Ans Essen denkt er nur selten.

Wenn er aber angefangen hat zu essen — dann ißt er mit furchtbarem Heißhunger. Gewöhnlich schlingt er das ungekochte Fleisch wie ein wildes Thier runter.

Jetzt trinkt er mit Vorliebe — heißes Blut.

Und er wird dann immer sehr wild.

In jeder Nacht fiebert er.

Und seine Fieberträume sind entsetzlich.

Er verfolgt immer seine Dschinne.

Auch die Tarub erscheint ihm, und sie ist sehr gut zu ihm, sagt ihm immer:

„Sieh, wenn Du mich nicht gehabt hättest, dann hättest Du doch nie die Dschinne geliebt. Mir verdankst Du Alles. Das Roh-Körperliche hat das Geistige erzeugt — Die Dschinne ist ja meine Tochter — weißt Du das nicht?"

Und diese Rede hört er mehrere Male, und er wird dann immer sehr aufgebracht und zankt sich mit der Tarub.

Nachher jagt er wieder dem König Saiduk nach und prügelt sich mit ihm — der aber würgt ihn immer — was furchtbar ist.

Wenn dem tollen Dichter ein Eremit begegnet — ſo verbirgt der ſich im nächſten Gebüſch.

Zuweilen ſind des Dichters Fieberträume ſanfter — beſonders, wenn der Mond nicht ſcheint.

Dann träumt er wohl von prächtigen Gärten, in denen er von vielen ſchönen Frauen ganz langſam umhergetragen wird.

Von Rieſenſphinxen träumt er auch — deren Haupt ragt hoch in den Himmel bis an die Sterne — und die Brüſte der Sphinxe ſind ſo groß wie Erdkugeln — oh — noch größer!

Die ruhigen Träume werden jedoch immer ſeltener.

Von den beiden Rieſen — Harut und Marut — die in der Beluspyramide an den Füßen aufgehängt ſind, träumt dann auch mal der Dichter . . .

Wie er aber ein Mal erſt von denen träumte, kann er ſie nicht wieder vergeſſen.

Er glaubt immer, ſie verfolgten ihn, ſie gingen hinter ihm — mit den Köpfen an die Erde ſtoßend — und zwiſchen ihnen — ſeine Dſchinne!

Und dieſe Vorſtellung läßt ihn nicht mehr los.

Er will andre Geiſter zu Hilfe rufen.

Er betet auf den Knieen zum König Saiduk.

Nun will er unter allen Umſtänden in die überirdiſche Welt hinein — er muß — er kann nicht mehr anders.

Wenn er in der Lehmkathe ſitzt und brütet, iſt ihm ſo, als wären Harut und Marut draußen vor der Thür und würgten — ſeine Dſchinne — ſeine Dſchinne!

„Mein Weib! Mein Weib!“ ſchreit er dann und ſtürmt hinaus.

Indeſſen da kommt's ihm immer ſo vor, als wenn Harut und Marut blitzſchnell mit der Dſchinne ins Haus hineinſchlüpfen.

Immer ſind ſie hinter der einen Wand, ob er nun vor der Kathe oder mitten in der Kathe ſteht.

Seine Blicke durchbohren die Wand.

Er will hinter die Wand kommen — hinter die Wand — hinter die dumme Wand!

Wie ein wildes Thier ſchreit er hin und wider — daß es ſchaurig nachts über die Waſſer hallt.

Alle ſeine Muskeln ſpannen ſich an, er fühlt in ſich übermenſchliche Rieſenkräfte; er will Harut und Marut vernichten.

Gräßlich ſchreit er daher jeden Abend:

„Harut! Marut! Kommt heraus! Harut! Marut! Ich erwürg' Euch! Harut! Marut!“

Wer auf dem Waſſer vorbeirudert und das hört — ſchaudert zuſammen.

Niemand wagt dem Dichter zu nahen.

Eines Abends, wie wieder der Vollmond über dem Tigris ſteht und ſanft leuchtet, ſchreit Safur lauter denn je.

Er will durch die Wand durch — durch die dumme Wand — grade da will er durch, wo eine rothe Thontafel eingelegt iſt, aus der wunderliche Figuren herauskommen.

Er will da durchaus durch.

Noch einmal ſchreit er wie ein wildes Thier:

„Harut! Marut! Jetzt komm' ich! Mein Weib! Mein Weib! Harut! Marut! Jetzt!"

Und mit fürchterlicher Kraft rennt er mit dem Kopf gegen die Lehmwand, daß sein Haus erzittert und daß sein Schädel — berstet.

Mit gellendem Schrei bricht der Dichter zusammen.

— — — — — — — — — — —

Die Hyänen kommen langsam näher.
Wunderbar duften die weißen Rosen.

— — — — — — — — — — —

Das vierundzwanzigste Kapitel.

Die Sterne verblaſſen.

Der Wind weht ſanft über den Tigris.

Es wird wieder Morgen.

Die Chriſten feiern in Bagdad — Neujahr und ſchreiben das Jahr 897.

Die chriſtlichen Weinwirthe ſind ſehr freigiebig geweſen — gaben in der letzten Nacht ſo manchen dicken Weinſchlauch zum Beſten.

Man darf ſich alſo nicht wundern, daß ſich Bagdad an dieſem chriſtlichen Neujahrsmorgen in recht gehobener Stimmung befindet.

Abu Hiſcham, der mit Kodama faſt die ganze Nacht Schach geſpielt hat, kehrt noch auf der Tigristerraſſe ein — da lärmen die Tofailys.

Abu Hanifa und Hamadany ſind auch da.

Die Tofailys zanken natürlich.

Sie haſſen ſich, ſie beneiden ſich, ſie verleumden ſich — wie gewöhnlich.

Es iſt bekannt geworden, daß der verſtorbene Safur das Wort „Tarub“ zuletzt als Schimpfwort

gebrauchte, daß er das ganze ungebildete Volk „Tarub“ nannte.

Das hat ſich ſehr ſchnell herumgeſprochen.

Und nun gehört die Tarub wieder zu den „berühmteſten“ Perſönlichkeiten der arabiſchen Litteratur.

Hamadany iſt Tarubs Geliebter.

Buchtury und Abu Haniſa machen ſich ein Vergnügen daraus, Tarubs Vorzüge in den Schatten zu ſtellen. —

Abu Haniſa, der jetzt ſchon einen Ruf als Spötter genießt, weiſt zunächſt mit höhniſchem Geſicht auf die Tugenden der Tarub hin, preiſt ihre Geſundheit, ihren ächten Zopf, ihre ſtarken Zähne, ihre Kenntnis der Gemüſearten, ihre Sauberkeit, ihre Arbeitſamkeit, ihre Klatſchſucht, ihre Grobheit, ihre einfachen Sitten — und — und Abu Haniſa will ſich totlachen.

Schon möchte der Hamadany ärgerlich werden, da kommt jedoch der Abu Hiſcham und nimmt die Tarub in Schutz:

„Kinder,“ erklärt er lachend mit dem Becher edlen Weines in der Hand, „Kinder, was wär' die Welt, wenn wir keine Tarubs hätten? Ihr ſeid ja ſehr feine Köpfe — ſehr feine Köpfe — können aber Köpfe ohne Leiber leben? — ſeht Ihr? Da habt Ihr's! die Tarubs ſind die Leiber; die ſind auch nöthig — grade für Euch! Die Tarub, die ich bekanntlich ebenfalls ſehr liebe, iſt für die Entwicklung der arabiſchen Litteratur gar nicht ſo unwichtig geweſen. Wie oft hat uns Bagdads berühmteſte Köchin was Gutes gekocht! Kinder! ich glaube, es gäbe unter uns keine Verfeine-

rung, wenn's keine Tarub gäbe. Tarub lebt unter uns wie'n erzenes Standbild. Ja — Tarub ist das einfache Volk — aber das bleibt und trotzt allen Stürmen — ist das Garnichts? Die feinen Köpfe gehen gewöhnlich entzwei, die Tarubs gehen nicht so leicht entzwei — ist das nicht wahr?"

„Ja!" schreien Alle und lachen — andre Tosailys stehen herum und hören zu. Abu Hischam schwankt — fällt bald nach hinten, bald nach vorn, redet aber ruhig weiter, wie ihn zwei Tosailys festhalten.

„Unsinn!" ruft er laut, „Unsinn ist die dumme Feinheit! Beim Barte des Propheten — die Gesundheit ist doch auch was! Ich trinke auf Tarubs Gesundheit!"

Mit Gejohle klirren die Becher zusammen.

Abu Hanifa schreit heftig:

„Nur die Kranken preisen die Gesundheit! Den Gesunden fällt das nicht ein!"

Doch diese Bemerkung stört den lustigen Philosophen nicht im mindesten, er spricht weiter:

„Meine Freunde! Safur mußte stets einem Idole nachjagen, das gar nicht lebt — also erzählte mir gestern der Prophet Abu Maschar — ich laufe einem Idole nach, das wirklich auf der Erde da ist, dem wir alle nachlaufen sollten. Die Tarub ist mein Idol — das bet ich an. Die Tarub ist das eherne Götzenbild, das wir alle umtanzen sollen — sie ist was Festes — sie steht in unsrer Mitte. Da nun aber Bagdads berühmte Köchin nicht hier ist — so laßt uns ihren Geliebten, den Hamadany, umtanzen!"

Der Philoſoph konnte kaum ausreden.

Eh er ſich's verſah, war Hamadany umringt, und — man tanzte um ihn rum.

Das ſah ſehr drollig aus.

Der Lärm ſchallte über den Tigris der aufgehenden Morgenſonne entgegen.

Wie ſich die Aufregung ein bischen gelegt hat, geht Hamadany fort — zu ſeiner Tarub.

„Heut Abend alſo bei Dſchemil!" ruft er noch lachend den Andern zu.

Der Schneider Dſchemil iſt jetzt auch berühmt — und wie!

— — — — — — — — — — —

Die Tarub weinte viel — das zog den Hamadany an — er wollte ſie tröſten — und ſo kamen ſie zuſammen.

Hamadany betrinkt ſich gar nicht mehr — um ſeine berühmte Köchin nicht an den Safur zu erinnern.

— — — — — — — — — — —

Ueber den Karawanenplatz, der im Frühlicht ſo farbenfriſch aufleuchtet wie ein Haufen bunter Edelſteine, reitet der Prinz Ali — mit großem Gefolge — er will auf den Sklavenmarkt.

Die jungen Araber, die betrunken nach Hauſe wanken, begrüßen den Prinzen in ſehr eigenartiger Weiſe — ſie ſtehen, während er vorbeireitet, auf einem Beine, was ihnen natürlich nicht leichtfällt.

Dieſe Begrüßungsart entſpricht einem beſonderen Wunſche des Prinzen.

Den Fremden ist es jedoch verboten, den Prinzen auf einem Beine zu begrüßen.

Der Ali hat noch immer die merkwürdigsten Einfälle.

Es liegt in der Zeit eine gewisse Sucht nach auffälligen Geschichten. Jeder will bemerkt und „berühmt“ werden. Dabei belacht zu werden — gilt nicht als Schande — im Gegentheil!

Der Prinz ärgert sich drum auch garnicht, als er auf dem Sklavenmarkte mit einem Spottliede empfangen wird, das ihm hauptsächlich die Frauen gern zu hören geben, da er seiner ungewöhnlichen Neigungen wegen ebenfalls „berühmt“ ist.

Das sehr harmlos klingende Spottlied geht also:

„Prinz Ali ist ein Mann!
Prinz Ali ist ein Mann,
Der wunderschön regieren kann,
Man seh ihn sich nur länger an!
Prinz Ali ist ein Mann!“

Diese nicht grade geistreichen Verse haben zum Ruhme des Prinzen sehr viel beigetragen — er hört sie deshalb zuweilen mit größtem Wohlgefallen.

Sein Bruder, der Prinz Abdallah, der durch seine eigenen Gedichte berühmt werden will, ist ordentlich neidisch auf dieses Spottlied — auf ihn hat man noch keins gemacht.

Die Zeit leidet an Ruhmsucht.

Abu Hanifa sagt Jedem, dem was fehlt:

„Mensch sei vergnügt! Wenn man nur »berühmt« ist — dann ist Alles gut!“

Unzählige Araber murmeln ihm nach:

„Wenn man nur berühmt ist!“

Drollige Zeit!

Von dem Chalifen hört man nicht mehr viel. Man weiß garnicht mehr, „wer“ eigentlich an der Regierung ist — fragt auch nicht danach.

Sehr viele religiöse Sekten werden gegründet.

Der nichtswürdige Dichter Al Rumy, ein Anführer der Tofailys, hat auch eine neue Religion gegründet — deren Kultus sich um Wettlaufen, Faustkämpfe und Ringkämpfe dreht.

Al Rumy hält die Leibesübungen für die besten Erlösungsmittel und preist die in sehr marktschreierischer Weise an — bei den Tofailys erzielt er einen ungeheuren Erfolg

Die Tofailys verbesserten durch Al Rumys Religion die Aufnahmefähigkeit ihres Magens.

— — — — — — — — — —

Osman beschäftigt an die hundert Schreiber.

Die lauteren Brüder schreiben ja nicht allzu viel — dafür schreiben aber die Tofailys um so mehr — besonders Dschinnengedichte werden von den letzteren geschrieben.

Buchtury hat auch ein langes Gedicht geschrieben — in dem kommt eine Dschinne vor, die so viel ißt und danach so dick und schwer wird, daß sie schließlich ihrem Hengst das Rückgrat zerbricht — —

Abu Hanifa schreibt über die Omajjaden.

Kodama schreibt Vorreden zu den Werken der älteren arabischen Litteratur.

Der alte Suleiman ist so gut wie verschollen —

er ſoll in Kufa leben. Er verſchwand, als ſich die Sailóndula in den Tigris ſtürzte und — ertrank.

Jakuby klettert in den Ruinen von Perſepolis umher und gedenkt, nach Nord-China zu pilgern — unermüdlich iſt der alte Herr.

— — — — — — — — — — —

Die Sareppa hat's Genick gebrochen.

Die Abla iſt krank.

Said iſt auch geſtorben.

Die arabiſche Litteratur verſammelt ſich jetzt beim Schneider Dſchemil.

Es geht dort allerdings ein bischen gemiſcht zu.

Battany und Osman beſuchen den Schneider nicht, die haben ſich zurückgezogen.

Osman giebt zuweilen einem ganz erleſenen Kreiſe von Gelehrten ein fürſtliches Abendeſſen — mag jedoch die meiſten lauteren Brüder nicht zu oft bei ſich ſehen.

Aus der Geſellſchaft der lauteren Brüder iſt jetzt wirklich ein abgeſchloſſener Geheimbund geworden.

Und zu dieſem Geheimbunde gehören diejenigen, die einſt den Bund gründeten, zum großen Theile nicht mehr.

Die Inder und die Aegypter, die bei Al Battany ſtändig zu Gaſte ſind, haben ſich ganz und gar des Bundes bemächtigt.

Die Bundesangelegenheiten werden ſämmtlich in den Gärten des reichen Al Battany erörtert — Osman wird immer ſeltener zu Rathe gezogen — an die andern Araber denkt man garnicht.

Bei den Indern hat sich beinahe eine Feindschaft gegen das Araberthum ausgebildet, und öfters zog man in gehässigen Ausdrücken gegen den armen Safur los, in dem man das Urbild des Arabers sehen wollte, der an seiner Genußgier zu Grunde gehen mußte.

Als Osman den Todten mal in Schutz nahm, ihn besonders als Dichter sehr herausstrich und schließlich sagte: „Seine Tollheit war eine ganz ernste Tollheit — er hatte Vieles in sich, was ihn sehr berühmt gemacht haben würde" — da ward der kühne Schreiber fast garnicht mehr von Battany eingeladen.

Daß Safur ein ächter Araber vom Scheitel bis zur Zeh war — daran zweifelte natürlich im Volk und unter den Tosailys kein Mensch — bei Battany wurde ihm das aber zum Vorwurf gemacht — — was glücklicher Weise nicht allgemein bekannt geworden ist — — sonst wär's dem Battany noch schlecht ergangen — —

Safurs Einfluß auf die Tosailys war recht groß — die waren im Jahre 897 sämmtlich große Feinschmecker geworden — und viele von ihnen schrieben Dschinnengedichte . . . . .

Nicht immer das Beste kommt an die Oberfläche.

— — — — — — — — — — —

Die Sternwarte ist fast verödet.

Abu Maschar steht zwar noch immer auf dem Mittelthurm und rechnet — sonst ist es aber ganz still — die Mongolen reiten unten nicht mehr herum — Battany hat sich eine neue Sternwarte in seinem Garten erbaut.

Der Prophet steht auf seinem Mittelthurm wie

ein Geſpenſt — auch an dem chriſtlichen Neujahrsmorgen.

Wie das Spottlied auf den Ali vom nahen Sklavenmarkt herüberhallt, murmelt der Prophet lächelnd:

„Aha, Ali kommt!“

Und der Prophet rechnet weiter.

Später ſagt er ſeufzend:

„Ach! Ali kommt immer! Auch die Lächerlichkeit iſt unſterblich. Und da behaupten die Menſchen noch, daß ſich die Welt entwickle. Nein — die entwickelt ſich nicht. Die Welt wird nach tauſend Jahren genau ſo klug und genau ſo duuum ſein — wie ſie's heute iſt.“

Und der Prophet achtet nicht drauf, daß die Sonne allmählich höher und höher ſteigt und heißer wird —

Der Prophet rechnet wieder — rechnet.

Ende.

Im gleichen Verlage sind erschienen und direct, sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Adalbert von Hanstein, Die Aktien des Glücks.

4 M. geb., 3 M. brosch.

Hamburgischer Correspondent: Diese Geschichte menschlicher Irrthümer klingt in einem vollen harmonischen Akkord aus und hinterlößt zugleich noch am Schlusse einen anregenden und fruchtbar machenden Gedanken — was mehr ist, als viele Romane von sich sagen können.

Oskar Mysing, Die Bildungsmüden.

4 M. geb., 3 M. brosch.

Reichsbote: Wie in der Schilderung des modernen Geistes, so hat das Buch seine bedeutenden Stellen in der Ausmalung des modernen Lebens. Diese ist durchaus realistisch, vermeidet aber alles Naturalistische, sie ist ohne Schleier, aber nie gemein, nie lüstern.

Jules Vallès, Vingtras' junge Leiden.

Deutsch bearbeitet von Karl Schneidt.

4 M. geb., 3 M. brosch.

Die Gesellschaft: Wir begrüßen diesen echten und wundervollen Humoristen, diesen starken Verwandten eines Claude Tillier und Alphonse Karr. Wieder einmal ist der volle und herzgewinnende Ton des großen Humors angeschlagen.

Michael Georg Conrad, In purpurner Finsterniß.

4 M. geb., 3 M. brosch.

Münchener Neueste Nachrichten: Es ist M. G. Conrad vorzüglich gelungen, die mörchenhafte, helldunkle Grundstimmung seines Zukunftromons überoll sicher festzuhalten, ohne in's Nebelhafte und Verschwommene zu gerathen. Die reichbewegte Handlung läßt unser Interesse nicht ermüden, und manche Charaktere gehören zu den erfreulichsten Schöpfungen des Dichters.

Hanns von Gumppenberg, Der fünfte Prophet.

3 M. geb., 4 M. brosch.

Velhagen und Klasings Monatshefte: Wer einmal nicht nach dem üblichen Romanfutter mit seiner selbstverständlichen Liebesgeschichte, verlangt, der wird in diesem Buche Gumppenbergs sicher mit Vergnügen die Bekanntschaft eines Talents machen, das sich nicht damit begnügt, nur angenehm unterhalten zu wollen.

Arthur Achleitner, Grenzerleut', Bilder aus den Alpen.

4 M. geb., 3 M. brosch.

Straßburger Post: Den wilden Gestalten der Wilderer und Schmuggler sieht man sofort an, daß sie dem wirklichen wilden Grenzerleben entnommen sind, wie es war oder auch noch ist. Sie sind aber ursprünglich und so scharf umrissen dargestellt, daß ihre Lebensfrische im Rahmen der Erzählung als ausschließliches Verdienst des Dichters erscheint. In der Behandlung der Mundart ist Achleitner ein Meister. Knapp gehalten, inhaltsschwer, frei von Ballast, spannungsvoll bis zum Schlusse, so hat Achleitner diese neuesten Alpenbilder gegeben.

Digitized by Google

Im gleichen Verlage sind erschienen und direct, sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Conrad Alberti, Die Rose von Hildesheim.

4 M. geb., 3 M. brosch.

Breslauer Morgen-Zeitung: Alberti führt uns mitten hinein in die großen Kämpfe, von denen Deutschland in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erzitterte. Auch das stille Hildesheim wird von den Ideen der Reformation, der Renaissance durchtobt. Das prächtige Schooßkind Hildesheims, die Architectur, ist der Mittelpunkt des Albertischen Romans, welcher schildert, wie an der Hand der Kunst ein neuer Geist in Hildesheim einzieht — die alte finstere Stadt wandelt sich in jenes Schatzkästlein, das wir als ein Juwel des Vaterlandes kennen und lieben.

Das culturhistorische Bild malt Alberti ohne Aufdringlichkeit sicher und stark, die Handlung ist spannend.

Alberti giebt mit der „Rose von Hildesheim" eine in ihrer Art bedeutende Leistung.

Stanislaw Przybyszewski, Im Malstrom.

4 M. geb., 3 M. brosch.

Der Held des Romans ist in den Wirbelstrom eines verfehlten Lebens gerathen, der ihn unaufhaltsam tiefer hinabschleift, bis dann endlich in einem selbstverschuldeten, tieftragischen Conflict seine ganze moralische Kraft gebrochen wird. Es ist im eigentlichen Sinne die Monographie eines hochbegabten Mannes, in dessen Seele aber die heterogensten Kräfte und Einflüsse; philosophischer Cynismus und natürlicher Adel, eine grausame brutale Willensstärke und die Weichheit eines Kindes aneinander prallen und das psychische Gleichgewicht aufheben. Freilich läßt uns der Verfasser am Schluß die Hoffnung, daß es für den zerbrochenen Mann am Ende doch möglich sein wird, sich wieder emporzuarbeiten.

Die eindringliche psychologische Kraft mit welcher Przybyszewski die geheimsten Winkel der menschlichen Seele beleuchtet, die straffe Spannung der Fabel werden nicht verfehlen, auf das denkende Publikum, das sich für die Räthsel und Geheimnisse eines modernen Menschen interessirt, eines Menschen fin de siècle im besten Verstand, ihre Wirkung auszuüben.

Stanislaw Przybyszewski, De profundis.

Mit einer Broschüre: **Pro domo mea** als Vorwort.

6 M. brosch.

Gustav Falke, Landen und Stranden, Hamburger Lebensbild.

2 Bd., 8 M. geb., 6 M. brosch.

Hamburger Fremdenblatt: Niemals vorher sind die kleinbürgerlichen Kreise Hamburgs treffender, lebenswahrer und mit mehr Humor geschildert worden. . . . Das Werk steckt voll von dramatischem Leben, voll von Wahrheit, Kurzweil, Humor und Ernst.

Otto Jul. Bierbaum, Pankrazius Graunzer der Weiberfeind.

3 M. geb., 4 M. brosch.

Gegenwart: Otto Jul. Bierbaum fand auf ganz individuellem Wege den Anschluß zurück an's liebe heimische Alte. Und wenn er jetzt mit seinem „Pankrazius Graunzer" hervortritt, dann fehlt auch für die neueren Zeiten eine gesunde organische Anknüpfung nicht. Ich denke dabei an das wundersame Weben und Leben eines empfindungstiefen deutschen Humors, wie es von Jean Paul seinen Ausgang nahm und in Gottfried Keller und Wilhelm Raabe gewaltige Höhepunkte erklomm. Dieser Acker lag, seit einer Generation etwa, brach. Und hier hat nun Bierbaum neue Furchen aufgeworfen.

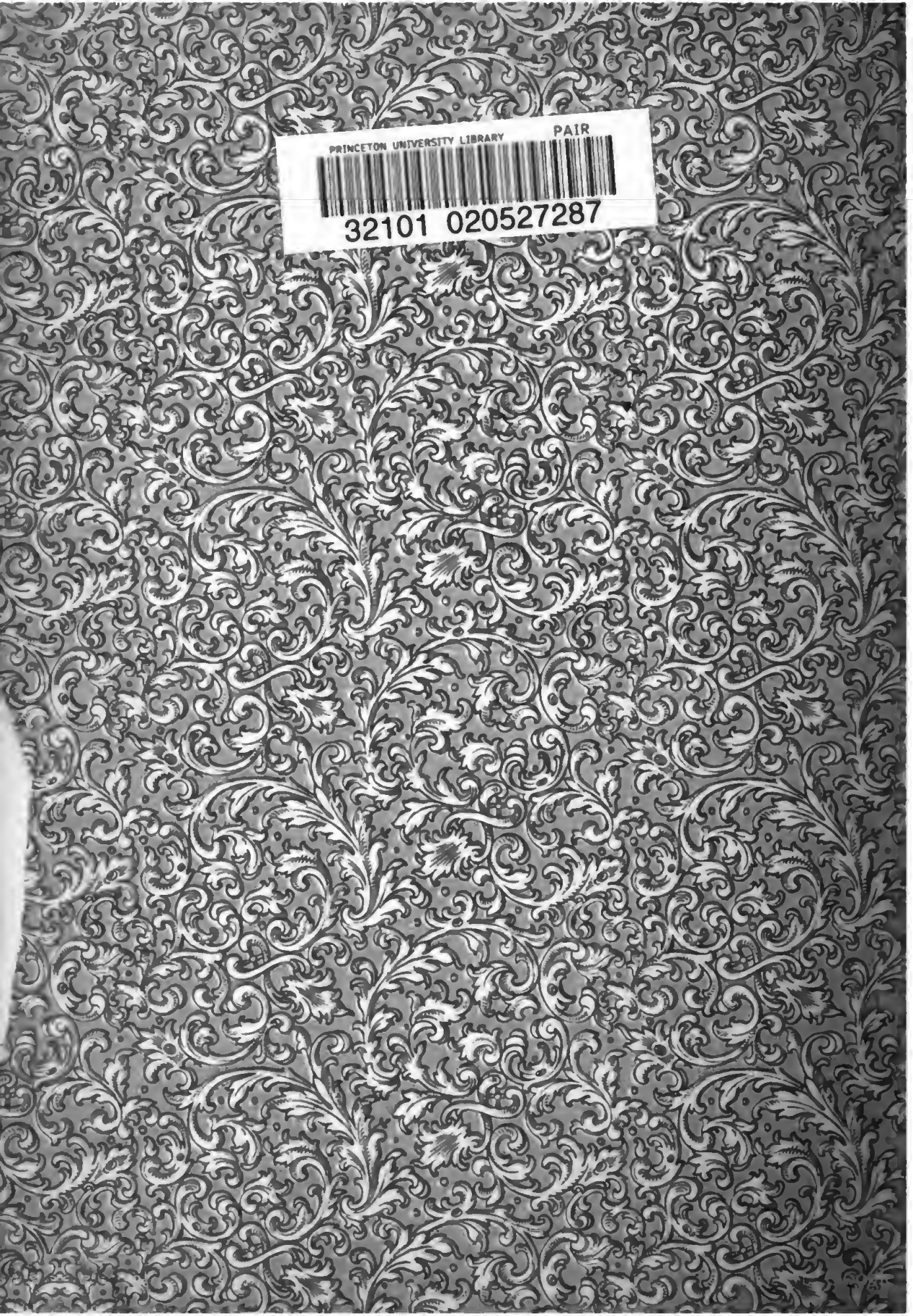
Karl Pröll, Am Seelentelephon.

4 M. geb., 3 M. brosch.

Hamburger Nachrichten: Der vorliegende Band enthält 21 Novelletten und Skizzen. Beim Lesen dieser Geschichten ist uns wirklich so zu Muthe, als ob es uns vergönnt wäre, durch den Schalltrichter des Seelentelephons die leisesten Regungen und Schwingungen der menschlichen Psyche zu vernehmen. Diese Skizzen zeigen die dichterische Begabung des Verfassers unter verschiedenen Gesichtswinkeln und lassen erkennen, daß wir es hier mit einem Mann zu thun haben, der aus reichen Erfahrungsschätzen schöpft una dem Plastik und Gewalt des sprachlichen Ausdrucks sowie ein angenehm ansprechender Humor verliehen ist.

Digitized by Google

Druck von C. G. Röder in Leipzig.


PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
PAIR
32101 020527287